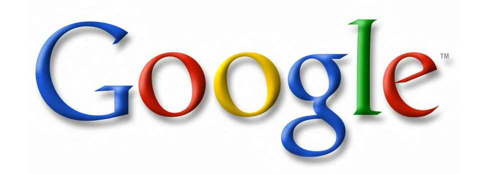
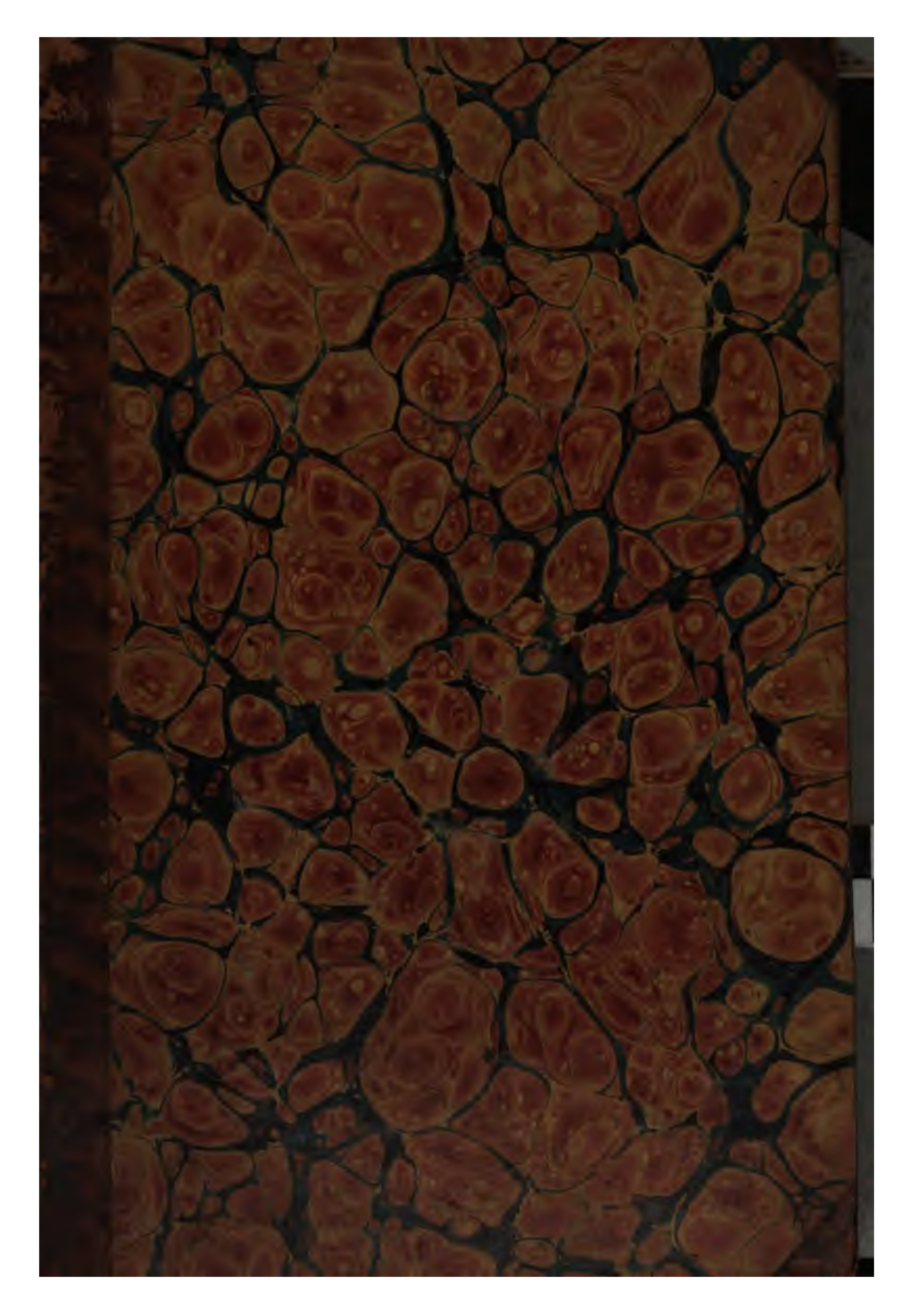

Google




600086396



Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friederich v. Kerz.

Fortsetzung siebenter Band.

Mainz 1830,

in der Simon Müller'schen Buchhandlung.

Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,
fortgesetzt
von
Friederich v. Kerz.

Ein und zwanzigster Band.

Mainz 1830.
in der Simon Müller'schen Buchhandlung.

Des zweiten Zeitlaufes neunzehnter Zeitraum.

Von dem Tode Pabstes Gregorius des Großen 604 bis zum Ende der Regierung Kaisers Heraklius 641.

I.

1. Auch edlere Seelen reisset Herschsucht bisweilen zu Verbrechen hin; zum Herrschen fühlen sie sich geboren, glauben daher, daß das Regiment ihnen auch gebühre, weil besser, als andere, sie es zu führen wissen. Aber einmal zur Herrschaft gelangt, entfalten sie stets Regententugenden, nur großen Charakteren eigen, und die sie dann um so leichter mit der Nachwelt wieder aussöhnen, als diese ohnehin schon nur zu sehr geneigt ist, jedes von Kühnheit und großer Kraft zeugende, und mit glänzendem Erfolge gekrönte Verbrechen, wo nicht zu rechtfertigen, doch wenigstens gerne zu verzeihen. Nur durch Ströme von Bür-

gerblut und über Hügel erschlagener Römer war Cäsar Octavianus zum Throne gelangt; aber auf denselben erhoben, herrschte er mit Weisheit und Milde. Dem unter seinem Scepter überall wieder aufblühenden Wohlstand brachte Rom willig seine ehemalige Freiheit zum Opfer; und wirklich ward für allgemeines Bürgerglück und den Flor des Reiches, so wie für Sprache, Kunst und Wissenschaft, Augusts Zeitalter das wahre goldene Zeitalter der Römer. — Auch Carl der Große, um das Regiment nicht zu theilen, ließ seinen Bruders-Söhnen den Kopf scheren und schickte sie in ein Kloster; aber alleiniger Herr der ganzen fränkischen Monarchie, ward Carl auch bald darauf, nicht, wie man sehr irrig zu sagen und zu schreiben pflegt, der Wiederhersteller des römischen, sondern der genialische große Gründer eines ganz neuen, in dem strengsten Sinne, wahrhaft christlichen Kaiserreichs in dem Abendlande. — Ähnliche Beispiele großer, aber durch noch größere Tugenden wieder gesöhnter Verbrechen des Ehrgeizes liefern in Fülle die Annalen aller Völker und Reiche selbst bis auf die neuesten Zeiten.

2. Ganz anders verhält es sich jedoch leider, wenn eine durchaus werthlose, gemeine und niedrige Seele, wenn ein Mensch wie Phocas, durch feigen Mord und die schändlichsten Künste der Treulosigkeit und des Verraths, ohne irgend eine eigene kühne That und blos durch einen unseligen Zusammenfluß von Umständen begünstiget, unvermuthet und selbst unverhofft zur Herrschaft gelangt. Um sein Verbrechen zu söhnen, hat ein solcher geist- und verdienstlose Emporkömmling nichts, was er der Welt nun bieten könnte; denn selbst der Thron war ja nur deswegen das Ziel seiner Wünsche, weil er für ihn nichts seyn sollte, als ein Sitz ruhmloser Trägheit, toller Willkühr und ungestörter, grenzenloser Schwelgerei; und

seiner vollendeten Meisterschaft in der Schlechtigkeit sich bewußt, werden für ihn nun blos neue, immer noch größere Frevel und Verbrechen die einzigen Stützen seiner, durch nichts als Frevel und gemeine Verbrechen errungenen Macht. *)

3. Aber den eben so feigen, als grausamen Mörder des edeln Mauritius hatte selbst in seiner physischen Gestaltung schon die Hand der Natur zu einem

*) Quellenschriften für die byzantinische Geschichte des gegenwärtigen Zeitraums sind: Theophylaktus Simokatta 8 Bücher der Geschichte. Die paschalische Chronik. Theophanes Chronographie, und endlich Zonaras, Cedrenus und Nycephorus. Leider verläßt uns nur zu frühe gerade unser sicherster Führer, nämlich der Zeitgenosse Theophylakt, ehemaliger Präfekt von Aegypten und oft Augenzeuge der Ereignisse, die er erzählt. Ueber den lange dauernden persischen Krieg sind die so eben erwähnten Chroniker in ihren Erzählungen sehr unvollständig; manche ihnen unbekannte Thatsachen enthalten die Annalen des Eutychius; indessen fiel dieser in den Irrthum, alle Unfälle der Römer in die Regierungsjahre des Phocas zu setzen, worin ihm von allen griechischen wie morgenländischen Geschichtschreibern widersprochen wird. Eutychius mit dem Beinamen Said Ebe Batrik, war aus Numidien gebürtig, zuerst ein berühmter Arzt, und dann von dem Jahre 933 bis ungefähr 950 Patriarch von Alexandrien. Unter den christlichen arabischen Schriftstellern ist Eutychius einer der vorzüglichsten. Für die Geschichte des Chalifats sind seine Annalen unentbehrlich; sie gehen von Erschaffung der Welt bis an das Jahr 940 nach Christi Geburt. — Auch die Lebensbeschreibungen mancher Heiligen, wie z. B. das Leben des heiligen Erzbischofes Johannes, mit dem Zunamen der Almosengeber, die Akten des Martyrthums des heiligen Anastasius ꝛc. verbreiten ebenfalls nicht selten ein sehr erwünschtes Licht über die Ereignisse jener Zeit.

wahren Ungeheuer gestempelt. Phocas war von kleiner, unansehnlicher Statur. Etwas Widerliches und gleich bei dem ersten Anblick Zurückstoßendes lag über sein ganzes Äußere verbreitet; unstät war sein Gang und trübe das Auge, das unter ein paar buschigen und zottigen Augenbraunen argwöhnisch und verstohlen hervorblickte; sein Haar war roth, das Kinn ohne Bart, die rechte Wange durch ein ekelhaftes, dieselbe beinahe ganz bedeckendes Muttermal gräßlich entstellt; und wenn Zorn seine Adern schwellte, überzog sein aufgedunsenes, mit Pocken besäetes Gesicht eine furchtbare, stark in das Schwarze spielende, dunkele Röthe, welche dann dem Wüthenden auch vollkommen das Ansehen eines der Hölle entstiegenen Dämons gab. *) Ohne alle Erziehung und Bildung, trug Alles an ihm das Gepräge der tiefsten Gemeinheit; von jeder natürlichen Anmuth des Körpers wie des Geistes völlig entblößt; ohne alle Würde und ohne den mindesten Anstand in seiner ganzen Haltung, wie in allen seinen Gebärden, hatte er noch überdieß einen stotternden, schwerfälligen Ausdruck, kannte keine andere Sprache, als jene des gemeinen Volkes, und nichts war in seinem Munde geläufiger, als die niedrigsten Ausdrücke der Hefe aus dem Pöbel.

4. Aber in diesem häßlichen Körper haußte eine noch ungleich häßlichere Seele. Dumm, unwissend; der Gesetze, der Verwaltung, wie des Krieges unkundig,

---

*) Als man die Bildsäulen und Bildnisse des Phocas nach dessen Sturz theils zertrümmerte, theils verbrannte, wurden dennoch durch die raffinirende Bosheit seiner Feinde mehrere Gemälde erhalten, auch wohl Copien davon verfertiget, blos in der Absicht, daß sie auch für die Nachwelt noch auf einige Zeit sprechende Beweise der körperlichen Difformität des Tyrannen seyn möchten.

dabei ein Trunkenbold ohne Gleichen, und den schändlichsten Ausschweifungen ergeben, entsagte Phocas in dem Augenblicke, in welchem er den Soldatenrock gegen den Purpur vertauschte, jedem Geschäfte, jeder Arbeit und jeder, auch noch so heiligen Monarchenpflicht. Nur um ungestört und ungezügelt seinen schändlichen Lüsten fröhnen zu können, hatte das Diadem einen Werth in seinen Augen, und sobald der Unwürdige sich damit geschmückt sah, ergab er sich dem Müßiggange und der Völlerei, war beinahe den ganzen Tag besoffen, ward Ehebrecher, frecher Räuber und Schänder ehrbarer Frauen und Jungfrauen, ein Sclave viehischer Wollust, und bei allen diesen Lastern endlich auch noch ein, weil furchtsamer, nur desto grausamerer und blutdürstigerer Tyrann. — So war das Ungeheuer, welches der schreckhafteste Despotismus, nämlich jener eines ausgelassenen zuchtlosen Heeres plötzlich aus dem Staube auf den ersten Thron der damaligen Welt erhoben hatte.

5. Die grausame Hinrichtung des Mauritius und seiner Söhne war eigentlich nur das matte Vorspiel einer jetzt beginnenden noch ungleich weit grausamern und blutigern Regierung. Anfänglich hatte man die Thorheit zu hoffen, daß Phocas jenen Mord, den man so gerne blos als ein politisches Verbrechen betrachtet hätte, durch Entwickelung großer Eigenschaften, wo nicht des Geistes, doch wenigstens eines milden, menschenfreundlichen Herzens, wieder gut machen würde. Aber schon in den ersten Monaten verschwand diese Täuschung, und man sah nun ein, daß man sich einen Tyrannen zum Herrn gegeben hatte, der selbst die wahnsinnigsten heidnischen Cäsaren bisweilen an Grausamkeit noch übertraf. Petrus, des Mauritius Bruder, der Feldherr Commentiolus, Constantinus Lardys, des letzten unglücklichen Monarchen

trauter Freund, und eine Menge anderer Civil- und Kriegsbeamten, die durch vorzügliche Anhänglichkeit an ihren vorigen Herrn sich ausgezeichnet hatten, wurden ergriffen und, ohne daß man auch nur den Schein eines Rechtsgrundes hätte angeben können, theils öffentlich hingerichtet, theils heimlich in dem Gefängniß erdrosselt. Des Lebens der verwittweten Kaiserin Constantine und ihrer Töchter schonte zwar für jetzt noch der Tyrann; aber die Privatwohnung, die der unglücklichen Fürstin angewiesen ward, sollte für sie und ihre, gerade in voller Blüthe der Jugend und Schönheit stehenden Prinzessinen ein Aufenthalt ewiger Trauer seyn. Keinem ihrer frühern Freunde oder Diener, keiner ihrer ehemaligen Freundinen oder Dienerinen ward der Zutritt zu den erlauchten Gefangenen gestattet, ihnen selbst unter Androhung der Todesstrafe untersagt, sich, zu welcher Zeit es auch seyn möchte, auf irgend einer, selbst nicht der entlegensten und ödesten Straßen von Constantinopel jemals erblicken zu lassen.

6. Aber der edle Narses, der ehemalige Ueberwinder der Perser, und dessen ungewöhnliche Feldherrntalente Mauritius unklug genug war nicht immer zu benutzen, dachte viel zu erhaben, um, gleich den Andern, der neuen Majestät eines obscuren Centurio sich zu unterwerfen. Seine ausgezeichneten Verdienste um das Reich hatte zwar Mauritius blos mit Undank belohnt; aber die Treue des Helden ward dadurch nicht erschüttert, und er faßte nun den kühnen Entschluß, seinen ermordeten rechtmäßigen Herrn an dessen Mörder zu rächen. In Syrien stand er als Unterfeldherr blos an der Spitze einiger Legionen; aber der Gerechtigkeit seiner Sache vertrauend, berechnete er nicht ängstlich die ihm zu Gebote stehenden Mittel, bemächtigte sich durch Ueberfall der sehr festen Stadt Edessa, vereinigte einige Haufen versuchter Krieger

unter seinen Fahnen und schlug zwei von Phocas gegen ihn ausgesandte Heere auf das Haupt. Diese doppelte Niederlage setzte den Tyrannen in Wuth; er rief seinen Feldherrn Leontius zurück, ließ ihn, mit Ketten beladen, in allen Straßen Constantinopels herumführen und hierauf öffentlich enthaupten. Gegen den Narses übergab Phocas den Oberbefehl seinem eigenen Bruder Domentiolus. Aber auch dieser ärndtete nichts als Schmach und Schande. Ueberzeugt, daß er gegen den größten Feldherrn jener Zeit nichts ausrichten werde, suchte Domentiolus denselben auf dem Wege gütlicher Unterhandlung für seinen Bruder zu gewinnen. Die glänzendsten Versprechungen wurden jetzt verschwendet, die heiligsten Zusagen unter den gräßlichsten Eidschwüren gemacht, kurz alle Künste treuloser Ueberredung und teuflischer Falschheit erschöpft. Nicht sowohl geblendet durch die Lockungen zeitlicher Vortheile, als vielmehr aus reinem Patriotismus *), gab Narses endlich nach, erkannte Phocas als Kaiser und gieng nach Constantinopel; aber kaum allda angekommen, ward er auf Befehl des ehrlosen Tyrannen ergriffen,

*) Der Krieg mit Persien hatte schon begonnen; zwei furchtbare persische Heere standen am Euphrat, und Narses, der den Chosrou durchschaut hatte, und wohl wußte, welchen unauslöschlichen Haß gegen die Römer er längst schon im Stillen in seiner Brust nähre, befürchtete mit Grund, daß wenn ein innerer Krieg jetzt noch die Kräfte des Reiches spalte und lähme, dasselbe nothwendig bald ein Schauplatz der schrecklichsten Verheerung werden müßte. Dem Wohl des Reiches brachte Narses seine persönlichen Neigungen und Abneigungen zum Opfer, und erkannte als Kaiser einen Centurio, dem er unter andern Umständen in seinem Heere höchst wahrscheinlich nicht einmal die Führung einer Cohorte anvertraut haben würde.

den Peinigern zur grausamsten Folter übergeben und dann auf einem öffentlichen Platz in einer der Vorstädte von Constantinopel lebendig verbrannt.

7. Diese Greulthat, die nur der grausamste Tyrann in einem Anfall von Wahnsinn begehen konnte, empörte alle Gemüther in der Hauptstadt wie in den Provinzen. Alles mit Feuer und Schwert verheerend, rückten jetzt gerade zwei zahllose persische Heere gegen das Herz der Monarchie vor; mehrere römische Heerhaufen, die sich ihnen widersetzt hatten, waren zusammengehauen worden; und die öffentliche Meinung unter allen Klassen des Volkes, wie bei dem Heere, bezeichneten Narses als den einzigen Feldherrn, der die Fortschritte des furchtbaren Chosrou zu hemmen im Stande wäre. Allgemein war daher jetzt die Trauer, und grenzenlos der Schmerz über den Tod eines Helden, auf welchem, in dem mit Persien wieder ausgebrochenen furchtbaren Kriege, ganz allein alle Hoffnungen des Morgenlandes beruheten *) Aber noch allgemeiner, wo möglich, war auch jetzt der Haß und der Abscheu gegen den feigen, des Krieges wie der Geschäfte des Friedens völlig unkundigen Despoten, der blos, um seine blutige Rachsucht zu befriedigen, den einzigen großen Mann, — seinem Thron eine Stütze und dem Reich ein Schild — auf eine so unmenschliche Weise gemordet hatte. Unzweideutige Beweise seines Abscheues wie seiner Verachtung gab das Volk zuerst bei Gelegenheit der Feier der circensischen

---

*) Narses hatte in den frühern Kriegen sich den Persern so furchtbar gemacht, daß man in ganz Persien, um die Kinder zu schrecken, sich gewöhnlich seines Namens zu bedienen pflegte.

Spiele, und „Mörder, Henker, Trunkenbold,“ waren die schönen Titel, mit welchen er bei seinem Erscheinen in der Rennbahn von allen Seiten beehrt ward. Phocas gerieth darüber in heftigen Zorn, und mit Schwertern, Speren und Kolben fiel die Leibwache auf seinen Befehl über die wehrlosen Haufen her. Einige wurden getödtet, viele verwundet, noch mehrere gefangen genommen und in das Gefängniß geschleppt. Aber der Pöbel ward nur desto wüthender, steckte das Gefängniß in Brand und befreiete wieder die Gefangenen. Schon zitterte der Tyrann mit seinen Satelliten in seinem Palaste; aber zum Glück für ihn, fand sich kein Mann von Bedeutung, der an die Spitze des rasenden Pöbels sich gestellt hätte; derselbe verlor sich also nach und nach wieder von der Straße und der Aufstand hatte mit Tagesanbruch ein Ende; aber die Gesinnungen der Einwohner von Constantinopel, und zwar von allen Klassen und Ständen waren von jetzt an auch weder mehr ein Räthsel noch ein Geheimniß.

8. Die allgemeine Gährung der Gemüther; verbunden mit der nun notorischen Unfähigkeit des Phocas zur Regierung weckten in der Brust des Germanus auf das neue wieder den beinahe schon völlig erloschenen Gedanken an den Thron. Zu vorsichtig oder zu furchtsam, sich selbst an die Spitze einer Verschwörung zu stellen, nahm er einstweilen zu fein angelegten, mit vieler Besonnenheit angesponnenen Intriguen seine Zuflucht. Die wilde Gemüthsart und der täglich wachsende Argwohn des Phocas fingen an, selbst dessen nächsten Umgebungen, und sogenannten treuesten Anhängern gefährlich zu werden; und durch das Gold des Germanus unterstützt, gelang es nun bald einigen ge-

heimen Freunden desselben, in der Seele des Scholastikus, eines der mächtigsten und angesehensten Pallastbeamten, den Entschluß zur völligen Reife zu bringen, sich selbst an die Spitze einer Parthei zu stellen, den verächtlichen, allgemein gehaßten Tyrannen zu stürzen, und einen würdigern auf den Thron zu erheben.

9. Sobald Scholastikus die nöthigsten Vorkehrungen getroffen hatte, begab er sich, von einer kleinen Schaar bewaffneter Freunde und Diener begleitet, bei nächtlicher Weile in die Wohnung der verwittweten Kaiserin, sprengte die Thüren ihres Gefängnisses, und führte Constantine sammt ihren Töchtern in die große Sophienkirche. Die Nachricht von der Flucht der unglücklichen Gemahlin des Mauritius und ihrem Aufenthalt in der Sophienkirche verbreitete sich schnell durch alle Theile der Stadt, und schon mit anbrechendem Morgen strömte eine zahllose Menge Volkes nach der so eben erwähnten Kirche. Der Anblick der trauernden, von dem Gipfel menschlicher Größe in das tiefste Elend gestürzten Fürstin und ihrer, mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geschmückten und jetzt der Willkühr eines blutdürstigen Thronräubers preisgegebenen Töchter, deren Bitten und Thränen, und endlich vorzüglich das schauerliche Gemälde, welches Scholastikus in wenigen aber kräftigen Zügen von der Grausamkeit und den Lastern des Phocas entwarf, entflammten und begeisterten nun schnell das ohnehin leicht zu bewegende, und ohnehin schon zum Aufruhr geneigte Volke. „Tod und Verderben auf das Haupt des Tyrannen“ erscholl es von allen Seiten. Wüthend stürzte das Volk zu den Kirchenthüren hinaus; in wildem Aufruhr wälzte es sich durch die benachbarten Straßen. Viele ruhige Bür-

ger, welche ihre Wohnungen verlassen hatten, wurden wider ihren Willen von dem immer mehr anschwellenden Strom mit fortgerissen. Gefängnisse werden nun erbrochen, das Prätorium und verschiedene Häuser und Paläste bekannter Anhänger des Phocas erstürmt, geplündert und in Brand gesteckt; schnell verbreitet sich das Feuer über die nahe stehenden Häuser und in ein paar Stunden steht ein großer Theil von Constantinopel in Flammen. Immer allgemeiner wird jetzt der Aufruhr und zusehens mehren sich mit jedem Augenblicke die zahlreichen und wilden Haufen der Aufrührer. Ganz Constantinopel ist in einer furchtbaren Bewegung. Die dem verhaßten Emporkömmling ohnehin nicht sehr ergebenen Palasttruppen halten sich in der kaiserlichen Burg eingeschlossen; sie wagen es nicht, das wüthende, mit allen Gattungen von Waffen versehene Volk anzugreifen; und Phocas war unwiderbringlich verloren, hätte nicht ein unvorgesehenes, unseliges Ereigniß ihn jetzt unvermuthet wieder gerettet.

10. Ein gewisser Johannes, Haupt der grünen Partei, welchem von den Freunden des Scholastikus wie von den geheimen Emissären des Germanus ungeheure Summen geboten wurden, wenn er an dem Aufruhr Theil nehmen und seine Parthei für die gerechte Sache bewaffnen wollte, hatte alle ihm gemachte Anträge zurückgewiesen, allen Lockungen des Goldes wie des Ehrgeizes widerstanden, jedoch versprochen, sich mit seiner Parthei ruhig zu verhalten, wenigstens nicht in dem Interesse des Phocas zu kämpfen. Statt mit diesem Versprechen sich einstweilen zu begnügen, wurden die Blauen auf das höchste gegen den Anführer der Grünen erbittert; sie trauten nicht dessen Worten, hielten seine anscheinende Ruhe für Hinterlist, und von

altem Haß gegen ihre Gegner verblendet, rannten sie, gleich Rasenden nach der Wohnung des Johannes, um dieselbe zu plündern und niederzureissen; als sie kräftigen Widerstand fanden, warfen sie von mehreren Seiten Feuer hinein; und Johannes ward mit dem größten Theil seiner Hausgenossen lebendig verbrannt. Diese unerhörte Greulthat setzte die ganze Parthei des Johannes in Wuth. Theils wegen ihrer eigenen Erhaltung besorgt, theils auch um den Tod ihres Anführers zu rächen, sammelten und rotteten sich nun die Grünen auf dem großen Platz nächst dem Cirkus zusammen; brachen von da in die Straßen, wo der Aufruhr am fürchterlichsten tobte, hervor, und fielen mit unbeschreiblicher Wuth über die Aufrührer her. Von beiden Seiten ward mit großer Erbitterung gefochten. Aber die Parthei der Grünen, zu welcher die angesehensten und reichsten Einwohner von Constantinopel gehörten, war unverhältnißmäßig zahlreicher, als jene der Blauen; diese wurden daher bald völlig geschlagen, viele derselben getödtet, die Aufrührer überall zerstreuet und endlich gezwungen, in ihren Wohnungen, oder andern geheimen Schlupfwinkeln der Stadt sich zu verbergen. Der Aufruhr, der kaum volle vier und zwanzig Stunden gedauert hatte, war nun völlig gedämpft, und in den mit Leichen bedeckten Straßen, eine Stunde vorher noch der schreckliche Schauplatz der Empörung und wildesten Bewegung, herrschte jetzt überall eine öde, grauenvolle Stille.

11. Die allgemeine Bestürzung suchte Phocas nun ungesäumt auf eine seinem Charakter angemessene Weise zu benutzen. Zitternd und unthätig hatte er das Ende des vorüberziehenden Ungewitters in seinem Palaste erwartet; aber jetzt sandte er so-

gleich Einige seiner Trabanten nach der Sophienkirche, um sich der Person der Kaiserin Constantine und ihrer Töchter zu bemächtigen. Aber von seiner zahlreichen Geistlichkeit umgeben, trat der Patriarch Cyriakus hervor und schützte mit allem, seiner hohen Würde zu Gebote stehenden Nachdruck, das der ersten Kirche von Constantinopel zustehende, heilige Recht des Asyls. Keiner der ausgesandten Satelliten wagte es, das Heiligthum zu verletzen, und erst, als Phocas einen furchtbar-feierlichen Eid geschworen hatte, so wohl des Lebens der Mutter wie der Töchter zu schonen, gestattete Cyriakus die Hinwegführung der erlauchten, tiefgebeugten Flüchtlinge aus der Kirche.

12. Aus Furcht vor einem neuen Volksaufstand wagte es Phocas diesmal nicht, seinen Eid zu brechen, und Constantine und ihre Töchter wurden blos in einem nahe bei Constantinopel liegenden Frauenkloster auf Lebenszeit eingesperrt. Aber mit desto größerer Grausamkeit verfuhr der Tyrann gegen den Scholastikus; durch Flucht sich zu retten hatte derselbe nicht mehr vermocht; er ward also ergriffen, den Henkersknechten übergeben, mehrere Tage nach einander auf das grausamste gemartert, und gab endlich am vierten Tage unter den ausgesuchtesten Qualen den Geist auf. Seine geheimen Umtriebe hatte zwar Germanus in undurchdringliches Dunkel gehüllt; aber der spähende Blick des Tyrannen ahndete dennoch Etwas von dessen Theilnahme an dem Volksaufstande; um ihm also für die Zukunft jede Hoffnung zu dem Throne zu benehmen, zwang er ihn, sich zum Priester weihen zu lassen; und auch Philippicus, der Schwiegersohn des verstorbenen Kaisers; obgleich derselbe seit dem Tode des Mauritius sich in die tiefste Verborgenheit zu-

rückgezogen hatte, mußte jetzt, um dem Argwohn des Phocas zu entgehen, sich den Kopf scheren lassen, und in dem zu Chrysopolis von ihm selbst einst gestifteten Kloster die Mönchskleidung anlegen.

13. Aber dem von Gewissensbissen, Furcht und Argwohn Tag und Nacht gefolterten Herzen des Tyrannen sollte auch nicht ein Augenblick der Ruhe gegönnt seyn. Kaum waren demnach alle diese schnell aufeinander folgenden Empörungen unterdrückt, als schon wieder ein aus dem Grabe sich plötzlich erhebendes Schattenbild auf das neue die träge Ruhe des Phocas störte und dessen feige Seele mit Angst und Besorgniß erfüllte. In allen morgenländischen Provinzen hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, Theodosius, der älteste Sohn des Mauritius, sey noch am Leben; Alexander, dem die Hinrichtung desselben war übertragen worden, habe, gewonnen durch die reichen Geschenke des Germanus, des Schwiegervaters des Prinzen, denselben entwischen, und einen ihm ähnlichen Jüngling an seiner Statt hinrichten lassen. Sobald dieses Gerücht dem Phocas zu Ohren kam, fiel sein ganzer Grimm auf den Alexander; derselbe ward sogleich ergriffen, und ohne sich verantworten zu dürfen, auf den Befehl seines Herrn, dem er doch in allen seinen Verbrechen und Schandthaten bisher so treulich dienend geholfen hatte, hingerichtet. Der Elende empfing zwar den Lohn seiner Thaten; aber bemerkenswerth ist es, daß er nicht seines begangenen Verbrechens wegen, sondern blos wegen des Verdachtes, es nicht begangen zu haben, hingerichtet ward. So ergreift früh oder spät die Hand des unsichtbaren Rächers den dem Gerichte endlich reifen Verbrecher.

14. Ueber den Tod ihres ältesten Sohnes konnte zwar Constantine schwerlich in Zweifel und Ungewißheit schweben; aber demungeachtet würde sie, hätte sich jetzt ein schlauer Betrüger gefunden, kühn genug, unter dem Namen des Theodosius, die Rolle eines Prinzen und Sohnes des Mauritius zu spielen, diesen ganz gewiß, wäre es auch der niedrigste aus dem Volke gewesen, als ihren Sohn an ihre mütterliche Brust gedrückt, eben so gerne würden auch Constantinens Töchter ihn als ihren Bruder, und Volk und Senat als den rechtmäßigen Erben des Thrones von Constantinopel anerkannt haben. Zum Glück für Phocas fand sich Keiner, der dieses blos dem Scheine nach gefährliche Wagestück versucht hätte. Indessen hoffte Constantine — denn was hofft der Unglückliche nicht — daß obiges Gerücht vielleicht dennoch wahr, ihr Sohn auf wunderbare, ihr unbegreifliche Weise gerettet worden seyn könnte. Zwischen ihr und dem zum Priester geweihten Germanus spann sich also auf das neue ein geheimer Briefwechsel, und bald eine förmliche Verschwörung gegen den Phocas wieder an. Hineingezogen in das Complott wurden mehrere der ersten Beamten des Reiches, theils Männer von patricischer Würde; theils solche, welche längst schon den Titel Illustris führten; aber Elpidius, ein kühner, unternehmender junger Mann, der bei feierlichen Gelegenheiten dem Kaiser das Schwert vortrug, und des täglich verächtlicher werdenden Tyrannen ebenfalls überdrüssig zu werden anfing, ward die Seele des ganzen Unternehmens.

15. Jetzt hatte es das Ansehen, als wollte das Glück mit Constantine sich wieder aussöhnen, und nach langen und trüben Tagen ging zum erstenmale wieder in ihrem trauernden Herzen ein Strahl

der Hoffnung auf. Mit jedem Tage erweiterte sich der Kreis der Verschwörung; selbst Statthalter entfernter Provinzen, wie z. B. Georg von Cappadocien nahmen an derselben Antheil, und unbezweifelt schien diesmal der Sturz des Tyrannen, als ein Dämon in weiblicher Gestalt, durch den schändlichsten Verrath, plötzlich die schönsten Hoffnungen zerstörte, zahllose Familien in Tod und Verderben stürzte. Constantine hatte eine Dienerin, Namens Petronia; diese war bisher mit Besorgung der an Germanus heimlich geschriebenen Briefe beauftragt gewesen; bei diesem Geschäfte hatte sie viel Klugheit und Gegenwart des Geistes bewiesen, und war daher ihrer Gebieterin immer werther und nothwendiger geworden. Aber Constantine bedurfte einer Freundin, denn nie mehr als im Unglück fühlt der Mensch das Bedürfniß eines Freundes. Durch geheuchelte Ergebenheit und anscheinenden Diensteifer hatte Petronia das Zutrauen ihrer Gebieterin erschlichen, und der Treulosen schloß nun Constantine ihr Herz auf, theilte ihr ihre Hoffnungen wie ihre Besorgnisse mit, kurz, machte sie zur Vertrauten ihres ganzen Geheimnisses. Sobald die Elende genug wußte, um einen hohen Preis auf ihren Verrath setzen zu können, eilte sie zu Phocas, und entdeckte dem Tyrannen die schon ganz nahe über seinem Haupt schwebende Gefahr. Sogleich gab Phocas Befehl, Constantine mit ihren drei Töchtern zu verhaften und dem Stadtpräfekten Theopompus zur peinlichen Frage zu übergeben. Gleich einer gemeinen Verbrecherin aus der niedrigsten Volksklasse ward nun die Tochter und Gemahlin eines Kaisers entkleidet, auf die Folter gespannt, und so lange gemartert, bis das Uebermaß der Schmerzen ihr das Geständniß auspreßte: der Patricier Romanus sey am vollständigsten von dem ganzen Zusammen-

hang der Verschwörung und deren Detail unterrichtet. Von einer starken Wache begleitet, eilte Theopompus nach der Wohnung des Romanus. Es war gegen Mitternacht. Ruhig und von keiner bangen Ahndung geschreckt, hatte der Patricier sich zu Bette gelegt; aber desto schrecklicher war jetzt sein Erwachen, als man ihm sagte, der Stadtpräfekt stünde mit einer Truppe Soldaten vor dem Thore seiner Wohnung, und verlange ihn zu sprechen. An Flucht war nicht mehr zu denken. Der Unglückliche ward in das Gefängniß geschleppt, auf die Folter gelegt, und durch der Henker sinnreiche Erfindungskraft neuer Qualen bald gezwungen, die Namen aller Mitverschwornen zu nennen.

16. Jede Unmenschlichkeit, jede Grausamkeit, vor welcher selbst die Mordlust aller Domitiane der frühern Jahrhunderte zurückgeschreckt wäre, ward jetzt von dem, jedem Menschengefühle wie jedem Maßstabe der Gerechtigkeit entfremdeten Tyrannen geübt, um seine teufelsche Rachgier an den Verschwornen zu befriedigen. Durch den Anblick unmenschlicher, noch nie ersonnener Qualen wollte der feige Wütherich in der Brust der Zuschauer jeden Keim künftiger Verschwörung ersticken. Ein durch die Hand des Nachrichters gewöhnlicher, schneller Tod war eine beinahe gar nicht zu erlangende Gnade; nur sehr Wenigen ward sie zu Theil, nämlich dem Germanus und der Kaiserin Constantine. Letztere wurde an eben der Stelle, wo vor einigen Jahren das Blut ihres Gemahls und ihrer fünf Söhne floß, nun ebenfalls sammt ihren drei Töchtern, Anastasia, Theoctista und Sopatra enthauptet. Den Germanus führte man nach einer Insel in dem Propontis; dort ward ihm der Kopf abgeschlagen, und mit ihm zugleich auch seiner schuldlosen Tochter,

der Wittwe des Prinzen Theodosius. Aber desto fürchterlicher und unmenschlicher ward gegen alle übrigen gewüthet. An der Wurzel riß man ihnen die Zungen aus dem Halse; mit langsamer, verfeinerter Grausamkeit hieb man ihnen zuerst die beiden Arme, dann auch die beiden Füße ab; um ihre Qualen zu verlängern, wurden sie in diesem schrecklichen, schmerzvollen Zustande, welcher selbst den Augen eines Tygers Thränen des Mitleids entlockt haben würde, auf geflochtenen Bahren in den Strassen von Constantinopel herumgetragen, hierauf nach dem Gestade des Meeres gebracht, ihnen hier die beiden Augen ausgestochen und sie endlich in Barken geworfen, in welche man, sobald sie vom Lande stießen, Feuer warf, und so den noch Lebenden langsam verbrennen ließ. Andere wurden zwischen zwei Pfähle gebunden, und so lange mit Geiseln und Rohrstäben zerfleischt, bis sie endlich unter den Hieben ihrer Peiniger den Geist aufgaben. Wieder Andere band man an Bäume; und jeden tödtlichen Schuß vermeidend, schoß man nun mehrere Stunden mit Pfeilen nach ihnen. Waren alle Glieder und alle Theile ihres Körpers durchbohrt und durchstochen, dann ließ man sie hülf- und trostlos eines langsamen qualvollen Todes dahinschmachten. Viele Tage nacheinander war Constantinopel ein Schauplatz des Entsetzens; und der Hyppodrom, wo bis jetzt so viele Kaiser in der Mitte eines zahlreichen, jubelnden Volkes alle Pracht ihrer Herrscherwürde entfaltet, und die prächtigsten und mannigfaltigsten Spiele, oft verbunden mit reichen Spenden an Geld, Speise und Wein, alle Stände und Classen des Volkes in einem Taumel von Freude und Ergötzlichkeit herumgetrieben hatten, bot nun ununterbrochen nichts mehr, als den graunvollen Anblick an Pfählen aufgesteckter Köpfe und bluten-

der oft noch zitternder Glieder zahlloser, zu Tode gemarterter Opfer unmenschlicher Grausamkeit dar.

17. Aber der öftere Anblick solcher Greulscenen verhärtete die Gemüther, steigerte immer noch höher den Haß gegen den Tyrannen, und die Folgen von Phocas Grausamkeit und ruchlos mißbrauchter Gewalt waren stets wieder neue Verschwörungen. Einige Tribunen der Leibwache, mehrere andere Staatsbeamten von hohem Range, worunter auch Anastasius, der kaiserliche Schatzmeister, sich befand, verbanden sich gegenseitig durch den furchtbarsten Eid, die Welt von dem mit Herrscher Allmacht ausgerüsteten Ungeheuer zu befreien. Aber am Vorabend des zur kühnen That bestimmten Tages bebte Anastasius vor der Gefahr der Unternehmung zurück, ging zu Phocas und entdeckte ihm den ganzen Plan der Verschwörung. Unverzüglich wurden alle verhaftet. An Gnade oder Schonung, oder auch nur an Menschlichkeit war wieder nicht zu denken; selbst Anastasius erhielt den wohl verdienten Lohn seines Verrathes; denn Phocas machte, nach der jedem Tyrannen eigenen Logik, den ziemlich richtigen Schluß, daß die Verschwornen den Schatzmeister schwerlich zur Theilnahme an der Verschwörung würden eingeladen haben, hätten sie nicht gewußt, daß er ihre Gesinnungen wie ihre Wünsche vollkommen mit ihnen theile. Die einzige Auszeichnung, welche also dem Anastasius zu Theile ward, bestand blos darin, daß, nach ausgestandener Folter, ihm sogleich der Kopf abgeschlagen ward. Es wäre eine Beleidigung des Zartgefühls der Leser, ihren Blicken schon wieder neue blutige Scenen satanischer Grausamkeit vorzuführen; genug, wer nur von weitem den Verdacht des Tyrannen erregte, mußte bluten, oder ward wenigstens seiner Freiheit beraubt; und

heimen Freunden desselben, in der Seele des Scholastikus, eines der mächtigsten und angesehensten Pallastbeamten, den Entschluß zur völligen Reife zu bringen, sich selbst an die Spitze einer Parthei zu stellen, den verächtlichen, allgemein gehaßten Tyrannen zu stürzen, und einen würdigern auf den Thron zu erheben.

9. Sobald Scholastikus die nöthigsten Vorkehrungen getroffen hatte, begab er sich, von einer kleinen Schaar bewaffneter Freunde und Diener begleitet, bei nächtlicher Weile in die Wohnung der verwittweten Kaiserin, sprengte die Thüren ihres Gefängnisses, und führte Constantine sammt ihren Töchtern in die große Sophienkirche. Die Nachricht von der Flucht der unglücklichen Gemahlin des Mauritius und ihrem Aufenthalt in der Sophienkirche verbreitete sich schnell durch alle Theile der Stadt, und schon mit anbrechendem Morgen strömte eine zahllose Menge Volkes nach der so eben erwähnten Kirche. Der Anblick der trauernden, von dem Gipfel menschlicher Größe in das tiefste Elend gestürzten Fürstin und ihrer, mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geschmückten und jetzt der Willkühr eines blutdürstigen Thronräubers preisgegebenen Töchter, deren Bitten und Thränen, und endlich vorzüglich das schauerliche Gemälde, welches Scholastikus in wenigen aber kräftigen Zügen von der Grausamkeit und den Lastern des Phocas entwarf, entflammten und begeisterten nun schnell das ohnehin leicht zu bewegende, und ohnehin schon zum Aufruhr geneigte Volke. „Tod und Verderben auf das Haupt des Tyrannen“ erscholl es von allen Seiten. Wüthend stürzte das Volk zu den Kirchenthüren hinaus; in wildem Aufruhr wälzte es sich durch die benachbarten Straßen. Viele ruhige Bür-

ger, welche ihre Wohnungen verlassen hatten, wurden wider ihren Willen von dem immer mehr anschwellenden Strom mit fortgerissen. Gefängnisse werden nun erbrochen, das Prätorium und verschiedene Häuser und Paläste bekannter Anhänger des Phocas erstürmt, geplündert und in Brand gesteckt; schnell verbreitet sich das Feuer über die nahe stehenden Häuser und in ein paar Stunden steht ein großer Theil von Constantinopel in Flammen. Immer allgemeiner wird jetzt der Aufruhr und zusehens mehren sich mit jedem Augenblicke die zahlreichen und wilden Haufen der Aufrührer. Ganz Constantinopel ist in einer furchtbaren Bewegung. Die dem verhaßten Emporkömmling ohnehin nicht sehr ergebenen Palasttruppen halten sich in der kaiserlichen Burg eingeschlossen; sie wagen es nicht, das wüthende, mit allen Gattungen von Waffen versehene Volk anzugreifen; und Phocas war unwiderbringlich verloren, hätte nicht ein unvorgesehenes, unseliges Ereigniß ihn jetzt unvermuthet wieder gerettet.

10. Ein gewisser Johannes, Haupt der grünen Partei, welchem von den Freunden des Scholastikus wie von den geheimen Emissären des Germanus ungeheure Summen geboten wurden, wenn er an dem Aufruhr Theil nehmen und seine Parthei für die gerechte Sache bewaffnen wollte, hatte alle ihm gemachte Anträge zurückgewiesen, allen Lockungen des Goldes wie des Ehrgeizes widerstanden, jedoch versprochen, sich mit seiner Parthei ruhig zu verhalten, wenigstens nicht in dem Interesse des Phocas zu kämpfen. Statt mit diesem Versprechen sich einstweilen zu begnügen, wurden die Blauen auf das höchste gegen den Anführer der Grünen erbittert; sie trauten nicht dessen Worten, hielten seine anscheinende Ruhe für Hinterlist, und von

altem Haß gegen ihre Gegner verblendet, rannten sie, gleich Rasenden nach der Wohnung des Johannes, um dieselbe zu plündern und niederzureissen; als sie kräftigen Widerstand fanden, warfen sie von mehreren Seiten Feuer hinein; und Johannes ward mit dem größten Theil seiner Hausgenossen lebendig verbrannt. Diese unerhörte Greulthat setzte die ganze Parthei des Johannes in Wuth. Theils wegen ihrer eigenen Erhaltung besorgt, theils auch um den Tod ihres Anführers zu rächen, sammelten und rotteten sich nun die Grünen auf dem großen Platz nächst dem Cirkus zusammen; brachen von da in die Straßen, wo der Aufruhr am fürchterlichsten tobte, hervor, und fielen mit unbeschreiblicher Wuth über die Aufrührer her. Von beiden Seiten ward mit großer Erbitterung gefochten. Aber die Parthei der Grünen, zu welcher die angesehensten und reichsten Einwohner von Constantinopel gehörten, war unverhältnißmäßig zahlreicher, als jene der Blauen; diese wurden daher bald völlig geschlagen, viele derselben getödtet, die Aufrührer überall zerstreuet und endlich gezwungen, in ihren Wohnungen, oder andern geheimen Schlupfwinkeln der Stadt sich zu verbergen. Der Aufruhr, der kaum volle vier und zwanzig Stunden gedauert hatte, war nun völlig gedämpft, und in den mit Leichen bedeckten Straßen, eine Stunde vorher noch der schreckliche Schauplatz der Empörung und wildesten Bewegung, herrschte jetzt überall eine öde, grauenvolle Stille.

11. Die allgemeine Bestürzung suchte Phocas nun ungesäumt auf eine seinem Charakter angemessene Weise zu benutzen. Zitternd und unthätig hatte er das Ende des vorüberziehenden Ungewitters in seinem Palaste erwartet; aber jetzt sandte er so-

gleich Einige seiner Trabanten nach der Sophienkirche, um sich der Person der Kaiserin Constantine und ihrer Töchter zu bemächtigen. Aber von seiner zahlreichen Geistlichkeit umgeben, trat der Patriarch Cyriakus hervor und schützte mit allem, seiner hohen Würde zu Gebote stehenden Nachdruck, das der ersten Kirche von Constantinopel zustehende, heilige Recht des Asyls. Keiner der ausgesandten Satelliten wagte es, das Heiligthum zu verletzen; und erst, als Phocas einen furchtbar-feierlichen Eid geschworen hatte, so wohl des Lebens der Mutter wie der Töchter zu schonen, gestattete Cyriakus die Hinwegführung der erlauchten, tiefgebeugten Flüchtlinge aus der Kirche.

12. Aus Furcht vor einem neuen Volksaufstand wagte es Phocas diesmal nicht, seinen Eid zu brechen, und Constantine und ihre Töchter wurden blos in einem nahe bei Constantinopel liegenden Frauenkloster auf Lebenszeit eingesperrt. Aber mit desto grösserer Grausamkeit verfuhr der Tyrann gegen den Scholastikus; durch Flucht sich zu retten hatte derselbe nicht mehr vermocht; er ward also ergriffen, den Henkersknechten übergeben, mehrere Tage nach einander auf das grausamste gemartert, und gab endlich am vierten Tage unter den ausgesuchtesten Qualen den Geist auf. Seine geheimen Umtriebe hatte zwar Germanus in undurchdringliches Dunkel gehüllt; aber der spähende Blick des Tyrannen ahndete dennoch Etwas von dessen Theilnahme an dem Volksaufstande; um ihm also für die Zukunft jede Hoffnung zu dem Throne zu benehmen, zwang er ihn, sich zum Priester weihen zu lassen; und auch Philippicus, der Schwiegersohn des verstorbenen Kaisers; obgleich derselbe seit dem Tode des Mauritius sich in die tiefste Verborgenheit zu-

rückgezogen hatte, mußte jetzt, um dem Argwohn des Phocas zu entgehen, sich den Kopf scheren lassen, und in dem zu Chrysopolis von ihm selbst einst gestifteten Kloster die Mönchskleidung anlegen.

13. Aber dem von Gewissensbissen, Furcht und Argwohn Tag und Nacht gefolterten Herzen des Tyrannen sollte auch nicht ein Augenblick der Ruhe gegönnt seyn. Kaum waren demnach alle diese schnell aufeinander folgenden Empörungen unterdrückt, als schon wieder ein aus dem Grabe sich plötzlich erhebendes Schattenbild auf das neue die träge Ruhe des Phocas störte und dessen feige Seele mit Angst und Besorgniß erfüllte. In allen morgenländischen Provinzen hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, Theodosius, der älteste Sohn des Mauritius, sey noch am Leben; Alexander, dem die Hinrichtung desselben war übertragen worden, häbe, gewonnen durch die reichen Geschenke des Germanus, des Schwiegervaters des Prinzen, denselben entwischen, und einen ihm ähnlichen Jüngling an seiner Statt hinrichten lassen. Sobald dieses Gerücht dem Phocas zu Ohren kam, fiel sein ganzer Grimm auf den Alexander; derselbe ward sogleich ergriffen, und ohne sich verantworten zu dürfen, auf den Befehl seines Herrn, dem er doch in allen seinen Verbrechen und Schandthaten bisher so treulich dienend geholfen hatte, hingerichtet. Der Elende empfing zwar den Lohn seiner Thaten; aber bemerkenswerth ist es, daß er nicht seines begangenen Verbrechens wegen, sondern blos wegen des Verdachtes, es nicht begangen zu häben, hingerichtet ward. So ergreift früh oder spät die Hand des unsichtbaren Rächers den dem Gerichte endlich reifen Verbrecher.

14. Ueber den Tod ihres ältesten Sohnes konnte zwar Constantine schwerlich in Zweifel und Ungewißheit schweben; aber demungeachtet würde sie, hätte sich jetzt ein schlauer Betrüger gefunden, kühn genug, unter dem Namen des Theodosius, die Rolle eines Prinzen und Sohnes des Mauritius zu spielen, diesen ganz gewiß, wäre es auch der niedrigste aus dem Volke gewesen, als ihren Sohn an ihre mütterliche Brust gedrückt, eben so gerne würden auch Constantinens Töchter ihn als ihren Bruder, und Volk und Senat als den rechtmäßigen Erben des Thrones von Constantinopel anerkannt haben. Zum Glück für Phocas fand sich Keiner, der dieses blos dem Scheine nach gefährliche Wagestück versucht hätte. Indessen hoffte Constantine — denn was hofft der Unglückliche nicht —, daß obiges Gerücht vielleicht dennoch wahr, ihr Sohn auf wunderbare, ihr unbegreifliche Weise gerettet worden seyn könnte. Zwischen ihr und dem zum Priester geweihten Germanus spann sich also auf das neue ein geheimer Briefwechsel, und bald eine förmliche Verschwörung gegen den Phocas wieder an. Hineingezogen in das Complott wurden mehrere der ersten Beamten des Reiches, theils Männer von patricischer Würde; theils solche, welche längst schon den Titel Illustris führten; aber Elpidius, ein kühner, unternehmender junger Mann, der bei feierlichen Gelegenheiten dem Kaiser das Schwert vortrug, und des täglich verächtlicher werdenden Tyrannen ebenfalls überdrüssig zu werden anfing, ward die Seele des ganzen Unternehmens.

15. Jetzt hatte es das Ansehen, als wollte das Glück mit Constantine sich wieder aussöhnen, und nach langen und trüben Tagen ging zum erstenmale wieder in ihrem trauernden Herzen ein Strahl

der Hoffnung auf. Mit jedem Tage erweiterte sich der Kreis der Verschwörung; selbst Statthalter entfernter Provinzen, wie z. B. Georg von Cappadocien nahmen an derselben Antheil, und unbezweifelt schien diesmal der Sturz des Tyrannen, als ein Dämon in weiblicher Gestalt, durch den schändlichsten Verrath, plötzlich die schönsten Hoffnungen zerstörte, zahllose Familien in Tod und Verderben stürzte. Constantine hatte eine Dienerin, Namens Petronia; diese war bisher mit Besorgung der an Germanus heimlich geschriebenen Briefe beauftragt gewesen; bei diesem Geschäfte hatte sie viel Klugheit und Gegenwart des Geistes bewiesen, und war daher ihrer Gebieterin immer werther und nothwendiger geworden. Aber Constantine bedurfte einer Freundin, denn nie mehr als im Unglück fühlt der Mensch das Bedürfniß eines Freundes. Durch geheuchelte Ergebenheit und anscheinenden Diensteifer hatte Petronia das Zutrauen ihrer Gebieterin erschlichen, und der Treulosen schloß nun Constantine ihr Herz auf, theilte ihr ihre Hoffnungen wie ihre Besorgnisse mit, kurz, machte sie zur Vertrauten ihres ganzen Geheimnisses. Sobald die Elende genug wußte, um einen hohen Preis auf ihren Verrath setzen zu können, eilte sie zu Phocas, und entdeckte dem Tyrannen die schon ganz nahe über seinem Haupt schwebende Gefahr. Sogleich gab Phocas Befehl, Constantine mit ihren drei Töchtern zu verhaften und dem Stadtpräfekten Theopompus zur peinlichen Frage zu übergeben. Gleich einer gemeinen Verbrecherin aus der niedrigsten Volksklasse ward nun die Tochter und Gemahlin eines Kaisers entkleidet, auf die Folter gespannt, und so lange gemartert, bis das Uebermaß der Schmerzen ihr das Geständniß auspreßte: der Patricier Romanus sey am vollständigsten von dem ganzen Zusammen-

hang der Verschwörung und deren Detail unterrichtet. Von einer starken Wache begleitet, eilte Theopompus nach der Wohnung des Romanus. Es war gegen Mitternacht. Ruhig und von keiner bangen Ahndung geschreckt, hatte der Patricier sich zu Bette gelegt; aber desto schrecklicher war jetzt sein Erwachen, als man ihm sagte, der Stadtpräfekt stünde mit einer Truppe Soldaten vor dem Thore seiner Wohnung, und verlange ihn zu sprechen. An Flucht war nicht mehr zu denken. Der Unglückliche ward in das Gefängniß geschleppt, auf die Folter gelegt, und durch der Henker sinnreiche Erfindungskraft neuer Qualen bald gezwungen, die Namen aller Mitverschwornen zu nennen.

16. Jede Unmenschlichkeit, jede Grausamkeit, vor welcher selbst die Mordlust aller Domitiane der frühern Jahrhunderte zurückgeschreckt wäre, ward jetzt von dem, jedem Menschengefühle wie jedem Maßstabe der Gerechtigkeit entfremdeten Tyrannen geübt, um seine teufelsche Rachgier an den Verschwornen zu befriedigen. Durch den Anblick unmenschlicher, noch nie ersonnener Qualen wollte der feige Wütherich in der Brust der Zuschauer jeden Keim künftiger Verschwörung ersticken. Ein durch die Hand des Nachrichters gewöhnlicher, schneller Tod war eine beinahe gar nicht zu erlangende Gnade; nur sehr Wenigen ward sie zu Theil, nämlich dem Germanus und der Kaiserin Constantine. Letztere wurde an eben der Stelle, wo vor einigen Jahren das Blut ihres Gemahls und ihrer fünf Söhne floß, nun ebenfalls sammt ihren drei Töchtern, Anastasia, Theoctista und Sopatra enthauptet. Den Germanus führte man nach einer Insel in dem Propontis; dort ward ihm der Kopf abgeschlagen, und mit ihm zugleich auch seiner schuldlosen Tochter,

der Wittwe des Prinzen Theodosius. Aber desto fürchterlicher und unmenschlicher ward gegen alle übrigen gewüthet. An der Wurzel riß man ihnen die Zungen aus dem Halse; mit langsamer, verfeinerter Grausamkeit hieb man ihnen zuerst die beiden Arme, dann auch die beiden Füße ab; um ihre Qualen zu verlängern, wurden sie in diesem schrecklichen, schmerzvollen Zustande, welcher selbst den Augen eines Tygers Thränen des Mitleids entlockt haben würde, auf geflochtenen Bahren in den Straßen von Constantinopel herumgetragen, hierauf nach dem Gestade des Meeres gebracht, ihnen hier die beiden Augen ausgestochen und sie endlich in Barken geworfen, in welche man, sobald sie vom Lande stießen, Feuer warf, und so den noch Lebenden langsam verbrennen ließ. Andere wurden zwischen zwei Pfähle gebunden, und so lange mit Geiseln und Rohrstäben zerfleischt, bis sie endlich unter den Hieben ihrer Peiniger den Geist aufgaben. Wieder Andere band man an Bäume; und jeden tödtlichen Schuß vermeidend, schoß man nun mehrere Stunden mit Pfeilen nach ihnen. Waren alle Glieder und alle Theile ihres Körpers durchbohrt und durchstochen, dann ließ man sie hülf- und trostlos eines langsamen qualvollen Todes dahinschmachten. Viele Tage nacheinander war Constantinopel ein Schauplatz des Entsetzens; und der Hyppodrom, wo bis jetzt so viele Kaiser in der Mitte eines zahlreichen, jubelnden Volkes alle Pracht ihrer Herrscherwürde entfaltet, und die prächtigsten und mannigfaltigsten Spiele, oft verbunden mit reichen Spenden an Geld, Speise und Wein, alle Stände und Classen des Volkes in einem Taumel von Freude und Ergötzlichkeit herumgetrieben hatten, bot nun ununterbrochen nichts mehr, als den graunvollen Anblick an Pfählen aufgesteckter Köpfe und bluten-

der oft noch zitternder Glieder zahlloser, zu Tode gemarterter Opfer unmenschlicher Grausamkeit dar.

17. Aber der öftere Anblick solcher Greulscenen verhärtete die Gemüther, steigerte immer noch höher den Haß gegen den Tyrannen, und die Folgen von Phocas Grausamkeit und ruchlos mißbrauchter Gewalt waren stets wieder neue Verschwörungen. Einige Tribunen der Leibwache, mehrere andere Staatsbeamten von hohem Range, worunter auch Anastasius, der kaiserliche Schatzmeister, sich befand, verbanden sich gegenseitig durch den furchtbarsten Eid, die Welt von dem mit Herrscher Allmacht ausgerüsteten Ungeheuer zu befreien. Aber am Vorabend des zur kühnen That bestimmten Tages bebte Anastasius vor der Gefahr der Unternehmung zurück, ging zu Phocas und entdeckte ihm den ganzen Plan der Verschwörung. Unverzüglich wurden alle verhaftet. An Gnade oder Schonung, oder auch nur an Menschlichkeit war wieder nicht zu denken; selbst Anastasius erhielt den wohl verdienten Lohn seines Verrathes; denn Phocas machte, nach der jedem Tyrannen eigenen Logik, den ziemlich richtigen Schluß, daß die Verschwornen den Schatzmeister schwerlich zur Theilnahme an der Verschwörung würden eingeladen haben, hätten sie nicht gewußt, daß er ihre Gesinnungen wie ihre Wünsche vollkommen mit ihnen theile. Die einzige Auszeichnung, welche also dem Anastasius zu Theile ward, bestand blos darin, daß, nach ausgestandener Folter, ihm sogleich der Kopf abgeschlagen ward. Es wäre eine Beleidigung des Zartgefühls der Leser, ihren Blicken schon wieder neue blutige Scenen satanischer Grausamkeit vorzuführen; genug, wer nur von weitem den Verdacht des Tyrannen erregte, mußte bluten, oder ward wenigstens seiner Freiheit beraubt; und

das große Gefängniß in Constantinopel hatte nicht mehr Raum genug, alle diejenigen zu herbergen, deren Freiheit die Sicherheit des, Tag und Nacht, von Furcht und Argwohn gequälten Despoten zu gefährden schien. Gleichsam Schichtenweise auf einander gehäuft, jeder nothwendigen Bequemlichkeit des Lebens beraubt, in eigenem Koth und Unrath versunken, wurden viele derselben die Beute pestartiger Seuchen, bis endlich eine fromme Matrone, um die Leiden dieser Unglücklichen zu lindern, ihre geräumige Wohnung hergab und solche in ein Gefängniß verwandeln ließ.

18. Während Phocas auf diese Weise in Constantinopel und in dem Innern des Reiches gegen die Menschheit wüthete, drangen zwei persische Heere immer weiter gegen das Herz der Monarchie vor, schlugen die unter schlechten Feldherren ihnen entgegen gesandten römischen Heere aus dem Felde, und plünderten und verheerten die blühendsten, segenreichsten, Provinzen. Gleich im Anfange seiner Usurpation hatte Phocas eine Gesandtschaft an Chosrou geordnet, um ihm seine sogenannte Thronbesteigung zu melden, zugleich auch die zwischen beiden Reichen bestehenden Bande der Freundschaft noch fester zu knüpfen. Aber der persische König verschmähete jede Verbindung mit einem Räuber; denn so nannte er öffentlich den Phocas, nahm daher auch weder dessen Brief noch Geschenke an, und wollte eben so wenig in Lillius, dem unsern Lesern schon bekannten Henker des Mauritius, der aber jetzt an der Spitze der Gesandtschaft stand, den allen Völkern heiligen Charakter eines Gesandten anerkennen; ließ ihn daher nicht vor sich kommen, gestattete ihm jedoch nicht, wieder nach Constantinopel zurückzukehren, gab im Gegentheil Befehl, ihn genau zu be-

machen, und behandelte ihn überhaupt wie einen gefährlichen, in feindlichen Absichten nach Persien geschickten Späher.

19. Gelüstend nach dem Raube der durch langen Frieden wieder reich und blühend gewordenen Provinzen, war Chosrou des mit dem Hofe von Constantinopel geschlossenen, ewigen Friedens längst schon überdrüssig. Von einem Kriege gegen die Römer hatte ihn bis jetzt blos der Gedanke an die Infamie zurückgehalten, mit welcher er sich in den Augen der ganzen Welt brandmarken würde, wenn er seinem großen Wohlthäter, dem er Thron und Leben zu danken hatte, nun mit dem schwärzesten Undank lohnen sollte. Von dieser ihn bisher fesselnden Rücksicht hatte ihn der gewaltsame Tod des Mauritius nicht nur befreiet, sondern ihm auch einen höchst willkommenen Vorwand gegeben, unter dem Scheine der edelsten Motive, seine unersättliche Habsucht in einem Kriege gegen die Römer zu befriedigen.

20. Noch mehr bestärkt in seinem Vorhaben ward Chosrou von seinen, von unauslöschlichem Hasse gegen Christen und Römer beseelten Magiern. In einer feierlichen Versammlung der Großen des Reiches stellten sie dem Könige vor, daß die Ehre seiner Krone, daß Menschlichkeit und Religion es ihm zur Pflicht machten, sich zum Rächer seines Vaters und Wohlthäters zu erklären. Mit vieler Feinheit wußte das heuchlerische Geschmeiß die niederträchtigsten Schmeicheleien hinter der Sprache edler Freimüthigkeit zu verbergen, und in öffentlicher Versammlung dem Chosrou seinen allzugroßen Edelmuth und zu weit getriebene Dankbarkeit gegen die Römer zum Vorwurf zu machen. Bei den Christen,

setzten die Magier hinzu, sey weder Treue noch Glaube zu finden; Thorheit wäre es, Friedensverträge oder Bündnisse mit ihnen schliessen zu wollen; denn glimmte in ihnen auch nur der schwächste Funke von Tugend und Ehrgefühl noch, so würden sie gewiß nicht ihren rechtmäßigen König so schändlich gemordet haben. *)

21. Wegen eines durchaus werthlosen, und dabei ganz gemeinen, unter dem schützenden Gaukelspiel höllischer Mächte, auf einen Thron erhobenen Verbrechers, begann nun der grausamste verheerendste Krieg, den Rom oder Constantinopel je noch gegen Persien zu führen hatten. Er dauerte vier und zwanzig Jahre, und war in den ersten achtzehn Jahren, nämlich bis zum zwölften der Regierung des Kaisers Heraclius, für die Römer eine ununterbrochene Kette von Unfällen, Demüthigungen, Verlust, Schmach und Schande. Gleich in dem ersten Feldzuge ward das Heer des Phocas in einer blutigen Hauptschlacht völlig besiegt; das Schlachtfeld war mit römischen Leichen bedeckt, theils niedergetreten von den Elephanten des Königes, theils von den Pfeilen der ungleich zahlreichern persischen Reiterei durchbohrt. Aber alle Gefangene, welche den Persern in die Hände fielen, mehrere Tausende an der Zahl, wurden als Mitschuldige an dem Mord ihres rechtmäßigen Monarchen, auf Chosrous Befehl noch auf dem Schlachtfelde enthauptet.

---

*) Nos certe tibi diximus Christianis nec pactum esse, nec fidem, nec foedus; tu vero nobis aurem praebere noluisti; quod si ulla ipsis foederis cura vel fides fuisset, Regem suum non occidissent. — Eutych. Alexand. Annal. Vers. Pocok. Tom. 2. p. 211 edit. Oxon. 1658.

22. Unter Phocas Regierung wurden Merdin, Dara, Amida und Edessa, diese Vormauern gegen Persien, nacheinander von Chosrou belagert, erobert und zerstört. Die persischen Heere gingen über den Euphrat, plünderten die reichen Städte Hierapolis, Chalcis und Berhöa, schlugen alle römischen Heerhaufen aus dem Felde, verheerten Syrien, Palästina und Phönicien, durchstreiften, Alles mit Feuer und Schwert zerstörend, Armenien, Cappadocien und Paphlagonien, und verbreiteten sich endlich über die ganze, mit den reichsten und blühendsten Städten bedeckte Oberfläche von Kleinasien. Wo die Perser hinkamen, folgten Tod und Verderben ihnen auf dem Fuße. Chosrou badete sich gleichsam im Blute der Christen; keines Alters, keines Standes, keines Geschlechtes wurde geschont; überall erblickte man jetzt nichts als zerstörte oder noch rauchende Städte, entvölkerte und halb niedergebrannte Burgen und Dörfer, und öde, mit den halb modernden Leichen ihrer ehemaligen Bebauer bedeckte Felder; und ganz Asien, von den Ufern des Tigris bis an das Gestade des Bosphorus, war ein weiter Schauplatz der gräßlichsten Verwüstung.

23. Unbeschreiblich war das Elend, das von allen Seiten unter dem Thron des Tyrannen hervorquoll. Auch die Avaren brachen den von Phocas mit ungeheuern Geldsummen von ihnen erkauften Frieden; und während diese Barbaren jetzt in Illyrien, Mösien und Thracien raubend und plündernd einfielen, mehr als hundert tausend Einwohner in die Sclaverei hinwegschleppten, und auf der andern Seite die Perser im Osten des Reiches eine Stadt nach der andern, eine Provinz nach der andern eroberten, die Hälfte der Bevölkerung erwürg-

ten, und die segenreichsten Gegenden in menschenleere Einöden verwandelten, wüthete Phocas nicht minder grimmig in dem Innern des Reiches gegen seine eigenen Unterthanen. Zahllose Hinrichtungen, und zwar ohne Untersuchung und gerichtliche Formen, waren, wie wir schon erzählt, an der Tages Ordnung, und Beraubungen, Confiscationen, Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten jeder Art das einzige in Constantinopel, wie in den Provinzen nunmehr herrschende Verwaltungssystem. Aber des Chosrous wilde Grausamkeit, der Avaren schonungslose Raubsucht und des Phocas eigene Tyrannei waren offenbar blos Boten des göttlichen Zornes; und alles Elend, das jetzt, gleich wilden Fluthen, von allen Punkten über das Reich hereinbrach, war augenscheinlich ein zwar strenges, aber höchst gerechtes Strafgericht Gottes. An den blutigen Freveln des Phocas und an der Ermordung des rechtmäßigen Kaisers hatte die ganze Nation der Oströmer Antheil genommen; sie hatte Antheil daran genommen durch schimpfliche Trägheit, schmälige Apathie, und jene niederträchtige Passivität, die nur Sclavenseelen eigen ist, und mit welcher der schmutzigste Egoismus, stets blos um sich selbst besorgt, jeder und auch der gesetzlosesten Gewalt sich zuvorkommend unterwirft, den Staat und das Vaterland verräth, die heiligsten Unterthanenpflichten verletzt, und endlich selbst das Leben seines Königes und Herrn Buben und Mördern preisgibt. Hätten in dem nämlichen Augenblicke, als der freche Centurio, an der Spitze eines, durch die greulichsten Excessen aufgelösten, durch kein Band der Subordination mehr zusammen gehaltenen Heeres, auf Constantinopel marschirte, nicht die zahllosen Einwohner dieser ungeheuern Stadt, von höllischem Schwindel hingerissen, sich gegen ihren Kaiser em-

part, den Gesalbten des Herrn gelästert, die Wälle und Mauern verlassen und die Thore ihrer Stadt dem Empörer geöffnet; wären sie diesem nicht jubelnd, und ihn mit dem Titel Augustus begrüßend, entgegen gezogen; hätten ferner nur noch einige Statthalter dem Beispiel des edeln Narses gefolgt, gleich ihm, die Fahne gerechten Widerstandes und der schwer beleidigten Nationalehre aufgepflanzt; wären sie endlich von den Einwohnern ihrer Provinzen eben so unterstützt worden, wie die Bewohner und Veteranen in dem kleinen Bezirk von Syrien, wo Narses nur wenige Legionen befehligte, diesen Helden unterstützten; kurz, hätte die Nation gethan, was ein von dem Geiste der Religion zu ächtem Patriotismus begeistertes Volk in dieser Lage zu thun verpflichtet war: welche grenzenlose Infamie und welch unbeschreibliches Elend hätte sie nicht von sich abgewandt? Die unerhörte Demüthigung wäre ihr nicht geworden, vor dem ehemaligen, nun in einem Purpurlappen vermummten Bereiter des Priscus das Knie zu beugen, auf einen Wink des Trunkenboldes ihren und ihrer Kinder Nacken dem Beil der Henker darzureichen, gleich feigen, ihrer Schuld bewußten Missethätern, vor den, ehemals so oft von ihnen besiegten Persern überall schändlich zu fliehen, und ihre blühendsten Provinzen, die reichsten Städte, sammt einer Menge dem wahren Gott geweihter Tempel, Kirchen und Klöster, nebst dem Leben vieler hundert Tausend Christen, der Zerstörungswuth und dem Schwert fanatischer, durch blutigen Christenhaß getriebener Barbaren zu überlassen. Gerecht war also die scharfe Züchtigung, die das ganze Reich jetzt traf; denn blos von dem Schlechten, was die Nation ausgesäet, ärndeten sie nun auch selbst die bittern Früchte.

24. Mit jedem Tage stieg indessen der Haß gegen den Tyrannen; selbst bei jenen, welche am thätigsten seine Thronbesteigung befördert hatten, und sogar in den Augen der, ihm bisher mit Leib und Seele ergebenen Parthei der Grünen war er jetzt, wenn auch noch nicht gerade ein Gegenstand des Abscheues, doch wenigstens der tiefsten Verachtung. Als er eines Tages bei den Spielen des Cirkus ziemlich lange auf sich warten ließ, erschollen plötzlich unter den Grünen mehrere Stimmen, welche riefen: „Man warte nicht länger auf „Phocas; denn vermuthlich ist er wieder besoffen.“ Unglücklicher Weise war Phocas schon in der Nähe; er hatte diese letzten Worte gehört, und schrecklich war nun wieder der Ausbruch seines Zorns. Von der ganzen Leibwache begleitet, mußte der Stadtpräfekt sich nach dem Cirkus begeben. Ohne irgend eine Form des Prozesses, und ohne lange zu untersuchen, wer jene frevelnde Rede geführt, oder ihr Beifall zugeklatscht, wurden sogleich mehrere enthauptet, Andern die Arme und Beine abgehauen, wieder Andere in das Meer geworfen. Bei dem Anblick dieser grauenvollen Executionen gerieth die grüne Parthei in Wuth; schnell rotteten sie ihre zahlreichen, durch die Stadt zerstreuten Anhänger zusammen, erstürmten und verbrannten das Prätorium und kaiserliche Secretariat, sprengten die Gefängnisse und steckten eine Menge öffentlicher Gebäude in Brand. Aber die, bis jetzt von Phocas unterdrückte Parthei der Blauen glaubte, diesen Augenblick benutzen zu müssen, theils um an ihren verhaßten, seit der Regierung des Phocas über sie triumphirenden Gegnern sich zu rächen, theils auch um dadurch die verlorne Gunst des Tyrannen wieder zu gewinnen. Mit nicht minderer Wuth griff nun auch diese zu den Waffen und fiel in allen

Straßen über die andere Parthei her. Mit der größten Erbitterung kämpften überall die Grünen und Blauen, und von einem Ende bis zum andern war abermals ganz Constantinopel mit wildem Geschrei, Mord, Raub und Brand erfüllt. Von sämmtlichen Pallasttruppen unterstützt, behielten diesmal die Blauen die Oberhand, und die Grünen wurden von Phocas aller ihrer bisherigen Privilegien und Vorrechte beraubt. Aber der, unter Justinians Nachfolgern bis auf Phocas, weislich danieder gehaltene, jedoch stets unter der Asche glühende, gegenseitige Haß der beiden Partheien loderte nun, durch dieses unselige Ereigniß, nur in desto fürchterlicheren Flammen wieder auf; und zwar nicht blos in Constantinopel, sondern auch in den Provinzen und selbst in dem entfernten Ägypten; und alle große, mit Rennbahnen geschmückte Städte wurden auf das neue wieder der wilde und blutige Tummelplatz aller Leidenschaften der beiden, gegen einander wüthenden Faktionen.

25. Hiezu kam nun noch, daß Phocas, ungefähr um die nämliche Zeit, in einer Anwandlung frömmelnden Wahnsinnes den Befehl gegeben hatte, mit Gewalt im ganzen Reiche alle Juden zu taufen. Aufruhr in allen bevölkerten Städten, Greulscenen jeder Art, und schreckliches Blutbad bald unter Christen bald unter den Juden, waren die natürlichen Folgen dieses eben so sinnlosen als tyrannischen Befehls. In Jerusalem wurden alle Juden versammelt, von dreifach gereiheten, geharnischten Scharen umringt, und ihnen dann von dem Präfekt Gregor, einem Missionär ganz neuer Art, befohlen, sich unverzüglich taufen zu lassen. Als sie dieser Foderung sich nicht fügen wollten, wurde Gewalt gebraucht. Sie wurden geschlagen, zum

Theil verwundet, gebunden, auf mancherlei Weise mißhandelt und so, auf den vermuthlich im Rausche gegebenen Befehl eines halb wahnsinnigen Tyrannen, das heilige Sacrament der Taufe an ihnen gottlos entweihet. Noch hartnäckiger war der Widerstand der Juden in Alexandrien. Der Patriarch Theodor mit dem Beinamen Scribon ward von ihnen in Stücken gerissen, und erst nach einem blutigen Gefechte, in welchem viele Juden erschlagen wurden, konnte das in Jerusalem getriebene, sacrilegische Possenspiel auch in Alexandrien wiederholt werden. Aber am schrecklichsten wüthete die zur Verzweiflung gebrachte, ungemein zahlreiche Judenschaft in Antiochien. Viele der reichsten und angesehensten Christen wurden ermordet, ihre Häuser geplündert und zerstört, selbst Kirchen in Brand gesteckt. Zuletzt wurde auch der bischöfliche Palast erstürmt, der durch Tugend und ausgezeichnete Frömmigkeit allgemein verehrte Patriarch Anastasius aus seiner Wohnung gerissen, durch die Straßen der Stadt geschleift und endlich, nachdem die Rasenden ihre ganze Wuth an dem ehrwürdigen Greis erschöpft hatten, lebendig verbrannt. Eine solche Greuelthat konnte freilich nicht ungestraft bleiben. Bonosus, ein Günstling des Phocas, ein äußerst harter, gefühlloser und unverständiger Mann wurde mit einem Heere in die Hauptstadt Syriens gesandt. Wie in eine mit Sturm eroberte Stadt brach er mit seinen Schaaren in Antiochien ein. An eine gerichtliche Untersuchung war nicht zu denken; und ohne den Unschuldigen von dem Schuldigen zu scheiden, wurde über die gesammte Judenschaft ein allgemeines Blutbad verhängt. Beinahe alle wurden ermordet, viele vorher noch grausam verstümmelt, und nur sehr Wenigen gelang es, sich in den entferntesten Schlupfwin-

keln der Stadt einstweilen zu verbergen, und dann durch heimliche Flucht ihr Leben zu retten.

26. Allen Begriff übersteigt die durch die schnödeste und grausamste Willkühr herbeigeführte Verwirrung, welche jetzt in allen Theilen der Monarchie, in allen Zweigen der Verwaltung herrschte. Das Reich schwebte am Rande des Verderbens; alle Gemüther waren in fürchterlicher Gährung, jede Stadt, jede Provinz zu einer allgemeinen Empörung reif. Nichts fehlte noch, als ein kühner, unternehmender Anführer; aber auch dieser ward jetzt bald gefunden, zwar nicht in dem, vor seinem grausamen Despoten zitternden Constantinopel und eben so wenig in den, von allen Seiten gefährdeten, hart gegeiselten, völlig entmuthigten Provinzen; sondern auf den fernen, glücklicher Weise längst schon außer dem Bereiche des Tyrannen liegenden nördlichen Küsten von Afrika.

27. Als Phocas den Thron an sich riß, verwaltete Heraclius, als Exarch oder Statthalter von Carthago das römische Afrika. Schon in den frühern persischen Kriegen hatte er sich mit Ruhm bedeckt, und durch Weisheit, Gerechtigkeit und Milde in seiner zweijährigen Verwaltung der afrikanischen Provinzen sich nicht mindere Ehre erworben. Zu seinem ersten Unterfeldherrn und Gehülfen hatte er jetzt seinen eigenen Bruder Georg, und beide waren nicht blos durch die Bande des Blutes, sondern auch durch gemeinschaftliche Grundsätze und christliche Gesinnung innigst mit einander vereint. Heraclius und Georg waren zwei ungewöhnliche, weit über das Alltägliche und Gemeine sich erhebende Charaktere. Zu groß, um jedem Spiel des Zufalles sich willenlos hinzugeben, oder jedem Blendwerke des, der Veredlung der Menschheit ewig entgegenstreben-

den Feindes Gottes und der Menschen sogleich zu huldigen, hielten sie es als Christen und ersten Bürger des Staates unter ihrer Würde, den verächtlichen, den Thron von Constantinopel schändenden Centurio für ihren Oberherrn zu erkennen, verweigerten ihm den jährlichen Tribut und hielten auch die jedes Jahr nach Constantinopel bestimmten Kornzufuhren zurück. Bei mehrern auf einander folgenden Mißjahren war das Ausbleiben der mit Getraide beladenen Schiffe eine öffentliche Calamität und vermehrte, da bald Mangel und unmäßige Theurung sich einstellten, nicht wenig den Haß, besonders der dürftigen Volksklassen, gegen den gemeinsamen Urheber des, mit jedem Jahre höher und höher anschwellenden Elendes.

28. Alle mögliche Ereignisse klug berechnend, hatte Heraclius indessen auf jeden Fall die nöthigen Vorkehrungen getroffen; ganz in der Stille hatte er seine Land- und Seemacht vermehrt, neue Schiffe ausgerüstet, Waffen herbeigeschafft und das Landheer in marschfertigen Stand gesetzt. Diese Zurüstungen, obgleich der Exarch sie unter allerlei Vorwand zu verhüllen suchte, blieben jedoch blos für Phocas ein Geheimniß; die heller Sehenden in Constantinopel erriethen die geheimen Zwecke des Statthalters. Aller Augen waren demnach nach den Küsten von Afrika gerichtet; nur von daher glaubte man Hülfe und Rettung noch möglich. Ununterbrochen kamen jetzt aus der Hauptstadt nach Carthago eine Menge Briefe, in welchen man den Statthalter beschwor, doch endlich die Welt von einem Ungeheuer zu befreien; das Unternehmen, hieß es darin, sey leicht und gefahrlos; Heraclius dürfe sich nur zeigen, und alles Volk von Constantinopel und alle Provinzen würden sogleich sich ihm ergeben. — So dringend

und einladend auch diese Briefe waren; so machten sie dennoch nicht den erwünschten Eindruck auf den klugen Exarchen. Ihn jammerte es zwar der gequälten Menschheit und des beinahe völlig zu Grunde gerichteten Reiches; aber er kannte auch die Wandelbarkeit des leichtsinnigen leicht zu wendenden constantinopolitanischen Volkes, und mißtraute Versprechungen und Verheißungen, die blos in Hoffnungen und frommen Wünschen ihren Grund hatten.

29. Den schwankenden Entschlüssen des Heraklius gab Crispus endlich ihre feste Bestimmung. Zwar war derselbe mit Dommentioala, der Tochter des Phocas vermählt; aber die oft schrecklich wechselnde, argwöhnische Laune des Tyrannen ward sehr bald dem Schwiegersohne nicht minder, wie allen Uebrigen gefährlich. Schon am Tage seiner Vermählung lief Crispus Gefahr *), ein Opfer des schwarzen Argwohns seines Schwiegervaters zu werden. Um die Feierlichkeit dieses Tages zu verherrlichen, hatten die Häupter und Vorsteher der grünen Parthei bei den Spielen des Circus die Bildnisse des neuvermählten Paars in fürstlichem Schmuck neben jene des Phocas und seiner Gemahlin gestellt. Mehr bedurfte es nicht, um den Zorn des Phocas beinahe bis zur Wuth zu entflammen; schon argwohnte er jetzt, diese Zusammenstellung der Bildnisse sey eine Veranstaltung seines Schwiegersohns; dieser

*) In Ansehung des Namens des Gemahls der Tochter des Phocas, stimmen die Geschichtschreiber nicht miteinander überein. Einige nennen ihn Crispus, Andere wieder Priscus. In letzterm Falle möchte es wohl der, dem Leser schon bekannte, tapfere und kriegskundige, durch seine glänzenden Siege über die Avaren mit Recht berühmt gewordene Feldherr Priscus gewesen seyn.

und dessen Gemahlin könnten vielleicht wohl Lust haben, noch vor der Zeit die Erben seiner Verbrechen zu werden, und diesen Versuch blos gewagt haben, um den Eindruck, den er auf das Volk machen würde, zu erforschen. Was höchstens eine Unbesonnenheit genannt werden konnte, war nun in den Augen des Phocas ein unverzeihliches, jeder Todesstrafe würdiges Verbrechen. Unverzüglich wurden die Vorsteher und Tribunen der grünen Parthei herbeigeführt und unter Androhung der Tortur offenes Geständniß von ihnen gefodert, wer sie ermächtiget habe, durch frevelhafte Beigesellung fremder Bildnisse zu den Bildern des Kaisers, die der Majestät des Thrones schuldige Ehrfurcht zu verletzen. Die erschrockenen Tribunen schoben die Schuld auf die Künstler, welche die Bildnisse verfertiget hatten; setzten jedoch hinzu, daß man bisher stets die Kaiser, durch besondere Verehrung deren Söhne und Töchter, noch höher zu verehren geglaubt hätte. Diese Rechtfertigung genügte nicht dem Phocas; auch die allzugefälligen Künstler wurden herbeigerufen, und ohne Weiteres den Einen wie den Andern das Todesurtheil gesprochen; und schon fing man an sie zu entkleiden, um das grausame Urtheil zu vollstrecken, als das unaufhörliche, theils bittende, theils drohende Geschrei des Volkes endlich dennoch ihre Begnadigung von Phocas erzwang. — Schuldloses Blut ward zwar diesmal nicht vergossen, aber gleich Andern erblickte Crispus von diesem Augenblicke an, in seinem Schwiegervater blos einen, von unheilbarem Argwohn verzehrten Tyrannen, gegen dessen Anfälle von Wuth weder geleistete Dienste, noch Bande des Blutes zu schützen im Stande seyn möchten.

30. Auf die wiederholten dringenden Vorstel-

langen der angesehensten Männer von Constantinopel, und besonders des Crispus, der ihm sogar geheime Boten nach Carthago sandte, die ihn von der unglücklichen Lage des Reiches, der Stimmung der Völker und der Schwäche des Phocas, kurz von Allem, worüber er nur Auskunft verlangen konnte, auf das genaueste unterrichteten, entschloß sich endlich Heraklius, den gequälten Provinzen zu Hülfe zu eilen, und in Constantinopel die Tyrannei sammt dem Tyrannen zu stürzen. Aber für Heraklius wie für seinen Bruder Georg hatte selbst ein Thron keine Reitze mehr, denn Beide, in Jahren weit vorgerückt, standen jetzt in jenem Alter, in welchem der Ehrgeiz längst schon sein Ziel gefunden, mithin weder neue Nahrung noch fernere Befriedigung mehr sucht. Bei Beiden war ein Sohn die Frucht einer glücklichen Ehe gewesen. Der des Exarchen hieß ebenfalls Heraklius, Nicetas jener des Georgs. Ersterer war ein hoffnungsvoller Jüngling, kühn, unternehmend und des Krieges kundig. Obgleich nur von mittelmäßiger Größe, gebot dennoch sein ganzes Aeußere unwillkührliche Ehrfurcht. Wenn er im Oeffentlichen oder an der Spitze des Heeres erschien, bewunderte jedermann sein majestätisches Ansehen und die Würde seiner Haltung; aber den hohen Ernst, der alsdann seine jugendliche Stirn umschattete, milderten stets unverkennbares Wohlwollen und eine, in allen Zügen seines lieblichen Gesichtes sich aussprechende Herzensgüte. — Auch Nicetas berechtigte zu nicht minder großen Erwartungen; und in keiner Art des Verdienstes stand der Sohn des Georgs jenem des Heraklius nach. Beide Jünglinge stellte der alte Exarch nun an die Spitze der Unternehmung. Der junge Heraklius sollte mit der Flotte nach Constantinopel schiffen, Nicetas mit dem Landheere durch Aegypten und Asien dahin

marschiren, und das Diadem der Preis desjenigen seyn, der, von der Vorsehung begünstiget, auf den Mauern von Constantinopel zuerst die Fahne der Befreiung aufpflanzen würde.

31. Wind und Wetter begünstigten die Fahrt des Heraklius. Schon das Aegeische Meer hatte er durchschifft, als erst ein dumpfes Gerücht von einer, in feindlicher Absicht sich nähernden Flotte zu den Ohren des Phocas kam. Aber der schlaue Crispus wußte, durch Verringerung der Gefahr, seinem Schwiegervater alle Besorgnisse zu benehmen, und Phocas, der sogleich in seine träge Ruhe zurücksank, versäumte alle ihm noch zu Gebote stehenden und gewiß nicht wenig bedeutenden Vertheidigungsmittel. Die einzige Sicherheitsmaaßregel, die er ergriff, bestand blos darin, daß er sich der Mutter des Heraclius und der demselben verlobten Braut bemächtigte und beide als Geißeln in das, von Theodora, Justinians Gemahlin gegründete Kloster der Büßenden einsperren ließ. Bei Abydus ging die afrikanische Flotte vor Anker, und Alle, welche die Tyrannei des Phocas verbannt oder vertrieben hatte, kamen hier dem Heraklius entgegen, und begrüßten ihn schon als ihren Retter und künftigen Beherrscher. Stephanus, Bischof von Cycikus, wollte sogar die Freude haben, den jungen Helden schon zum voraus zu krönen, und überreichte ihm eine, bisher in der, der jungfräulichen Mutter des Erlösers geweiheten Kirche zu Cycikum aufgehängte, goldene Krone. Viele der Geflüchteten und Verbannten gehörten zu dem ersten und reichsten Adel von Constantinopel, und darunter nicht Wenige, welche mit senatorischer, ja sogar patricischer Würde geschmückt waren. Das Gefolg des Heraklius glich also schon jenem eines Monarchen, und seine Fahrt von Aby-

das nach Heraklea an der thracischen Küste war ein wahrer Triumphzug.

32. Aber jetzt erwachte Phocas auch aus seiner Schlafsucht. Seinen Bruder, den Domentiolus sandte er mit dem grösten Theil des Heeres, um die von Anastasius zum Schutz Constantinopels erbauete, sogenannte lange Mauer zu vertheidigen. Alle im Hafen von Constantinopel liegenden Schiffe wurden bewaffnet und in Kriegsfahrzeuge verwandelt und, zur Unterstützung der Flotte, die beiden Partheien der Blauen und Grünen an dem Ufer aufgestellt. Die Streitkräfte des Phocas waren jenen des Heraklius weit überlegen; Ersterer selbst hatte nun wieder einen Waffenrock angelegt, war zu Pferde gestiegen und hatte sein Hauptquartier nach dem Hebdomon verlegt. Aber alle seine Maßregeln, so zeit- und zweckmäßig sie auch an sich waren, lähmte die verrätherische List des Crispus, der nicht nur unter dem Scheine des größten Diensteifers überall hemmend eingriff, sondern auch durch geheime Boten von allen Vorkehrungen den Heraklius in Kenntniß setzte.

33. Am 3. Oktober 610, erblickte man endlich die afrikanische Flotte an der westlichen Spitze von Constantinopel. Ordnung und eine feierliche Stille herrschten auf derselben und, Freunden und Feinden sichtbar, prangte an dem Hauptmast jedes Schiffes das Bild der erhabenen Gottesmutter. Heraklius steuerte hierauf gegen Osten und warf am Abend desselben Tages Anker vor dem großen Hafen von Constantinopel, Sophia genannt. Indessen war Domentiolus von der großen Mauer schon wieder zurückgekehrt, hatte sein Heer eingeschifft, und seine in und vor dem Hafen in Schlachtordnung gestellten

Schiffe deckten und vertheidigten den Eingang desselben. — Aber schwarze und bange Ahndungen bemächtigten sich jetzt des Gemüthes des Phocas; er überließ die fernere Leitung aller getroffenen Anstalten dem Crispus und Domentiolus, und kehrte äußerst niedergeschlagen und gebeugt wieder in seinem Palaste nach Constantinopel zurück.

34. Gleich am folgenden Tage — es war ein Sonntag — griff die afrikanische Flotte jene des Domentiolus an. Heraklius zeigte, daß er einer Krone würdig sey; unüberwindlich schien er an diesem Tage; denn der Gedanke an seine, in gefänglicher Haft trauernde Mutter und Geliebte, deren Leben jetzt von dem Winke eines Tyrannen abhing, gab seiner jugendlichen Kühnheit einen noch höhern Schwung; Alle übertraf er daher heute an Tapferkeit, und wo die Gefahr am grösten war, wehete auch stets die Flagge seiner Galeere. Gleich im Anfang der Schlacht ging Crispus mit einem Theil der Flotte zu den Feinden seines Schwiegervaters über. Auch Er behauptete seinen ehemaligen Waffenruhm, und obgleich weder für einen Thron noch für eine geliebte Braut kämpfend, gab er doch während der ganzen Schlacht auffallende Beweise von Tapferkeit und Gegenwart des Geistes. Das Beispiel des Crispus reizte zur Nachfolge. Als der hartherzige Bonosus, einer der vornehmsten Diener der Grausamkeit des Tyrannen, davon Kunde erhielt, verließ er ebenfalls seinen Posten. Um seine Entweichung zu dem Feinde zu verbergen, steckte er einige Häuser in Brand, eilte an den Strand des Meeres, warf sich in eine leichte Barke, und suchte so schnell als möglich die Flotte des Heraklius zu erreichen; aber der Wind war ihm nicht günstig; er gerieth mitten unter die Schiffe des Domentiolus;

man errieth sogleich seine verrätherischen Absichten, und wollte sich Seiner bemächtigen. Bonosus sprang in die Wellen, und ward, als er durch Schwimmen sich retten wollte, von einem Soldaten der Leibwache mit einer Picke erschlagen.

35. Aus einem Fenster seines Palastes sah Phocas dem Treffen zu; aber in welcher Gemüthsstimmung und mit welchen fürchterlichen, mit jedem Pulsschlage wechselnden Affekten: dieß läßt sich wahrhaftig leichter denken als beschreiben. Den ganzen Tag ward mit der grösten Erbitterung und von beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit gefochten. Erst gegen Abend entschied der Sieg sich für die gerechte Sache. Die Flotte des Domentiolus ward zerstreut, ein großer Theil derselben in Grund gebohrt, die Hafeneinfahrt endlich erstürmt, und bevor noch die Sonne völlig untergegangen war, weheten schon die Wimpel der afrikanischen Schiffe siegreich in dem Hafen von Constantinopel. Allgemein war nun der Abfall, Patricier und Senatoren, die ersten Kriegs- und Civil-Beamten, und eine Menge der angesehensten Einwohner warfen sich in Barken, und eilten, den Heraklius ihrer Treue und Ergebenheit zu versichern. Zahllose Stimmen erschallten frohlockend von dem Ufer her dem Sieger entgegen, nannten ihn Retter und Befreier; und die Faktion der Grünen rief ihn sogar jetzt schon laut zum Kaiser aus. — Die Nacht machte endlich der blutigen Arbeit des Tages und dem auf eine gewonnene Schlacht folgenden Gewühle und Gewirre ein Ende. Aber in Constantinopel überließ sich Niemand der Ruhe; die ganze Stadt blieb in froher Bewegung; und mit Sehnsucht erwartete man den Anbruch des Tages, der Zeuge der gerechten Bestrafung eines Tyrannen,

und zugleich die Morgenröthe vieler kommenden noch schöneren Tage seyn sollte.

36. In seinem jetzt schon völlig verödeten Pallaste brachte Phocas einsam und allein die schrecklichste und qualvollste Nacht seines Lebens hin. Von allen seinen Höhen war jetzt der Tyrann gestürzt. Seine tapfern Haustruppen waren entweder in der Schlacht geblieben, oder hatten sich dem Heraklius ergeben; seine ganze Dienerschaft war aus dem Palaste entflohen; Alles hatte ihn verlassen, und nur das Andenken an seine blutigen Frevel, an seine Gräuel- und Schandthaten, und alle jetzt erwachten Furien seines Gewissens waren ihm zur Gesellschaft geblieben. Trostlos irrte er in den langen und hohen Gemächern eines, nun schon einem Andern gehörenden Palastes umher, hatte nicht den Muth, sich auf der Straße zu zeigen, und noch viel weniger Besonnenheit genug, um — was noch möglich gewesen wäre — verkleidet zu entfliehen. — Vor noch nicht langer Zeit hatte Phocas die Gemahlin des Photius, eines Mannes von senatorischer Würde geschändet. Der tief beleidigte, unversöhnliche Gatte glaubte, jetzt sey die Stunde der Rache erschienen; unbenutzt wollte er sie nicht entfliehen lassen. An der Spitze einer kleinen, in der Eile von ihm gesammelten Schaar Soldaten begab Photius, in Begleitung seines Freundes, des Patriciers Probus, sich mit Anbruch des Tages nach dem Palaste. Heftig erschrack Phocas, als er die Eintretenden erblickte; aber Photius ließ ihm keinen Raum mehr zur Besinnung, überhäufte ihn mit den beisendsten und schmäligsten Vorwürfen, riß ihm das purpurne Gewand von dem Leibe, warf ihm einen schmutzigen, schwarzen Soldatenjack an, ließ ihm die Hände auf den Rücken binden, und dann durch die volkreichsten Stra-

sen von Constantinopel nach dem Gestade des Meeres abführen; hier warf man ihn in ein Boot und brachte ihn Mitten durch die vor Anker liegenden Schiffe, die alle ihn höhnend und schmähend begrüßten, auf die Galeere des Heraklius.

37. Als Phocas dem Heraklius vorgestellt ward, fuhr der in diesem Augenblicke leider etwas übermüthige Sieger den Gefangenen hart an, warf ihm seine Grausamkeit, seine Trägheit und viehische Wollust vor, und verbreitete sich mit besonderer Heftigkeit über dessen bodenlos schlechte, das Reich mit jedem Tage seinem Untergang näher führende Regierung. Aber Phocas, dem, wie es scheint, die Verzweiflung nun eine Energie lieh, die ihm sonst nicht eigen war, antwortete auf alle ihm gemachten Vorwürfe blos mit der trotzigen Frage: „Wirst du wohl besser regieren“? — Gleich einer gemeinen Seele gerieth Heraklius darüber in unbändigen Zorn; und uneingedenk, was er auch jetzt noch den Forderungen der Menschlichkeit, sich selbst und seiner Würde schuldig sey, fiel er über den gebunden vor ihm stehenden Phocas her, schlug ihn mit Fäusten in das Gesicht, riß ihn zu Boden, trat ihn mit Füßen und gab sogleich Befehl zu seiner Hinrichtung, das heißt, er entriß der Gerechtigkeit ihr Opfer, um es der grausamen, tollen Willkühr leidenschaftlicher, nichts als Rache athmender Feinde zu überliefern.

38. Alles, was nur Schmach- und Qualvolles erdacht werden konnte, ward jetzt an dem Unglücklichen erschöpft. Um die vielen, durch viehische Lust von ihm entehrten Familien zu rächen, wurden ihm zuerst die Zeugungstheile abgeschnitten, hierauf beide Hände und Füße, dann auch Arme und Beine abgehauen und bevor man ihn auf dem Verdeck eines

Schiffes, im Angesicht des Volkes und des Heeres enthauptete, noch beide Augen ausgestochen. Der Kopf ward auf eine Picke gesteckt und auf dem Ufer des Bosphorus aufgepflanzt, der Körper einige Zeit an Hacken durch die Straßen geschleift und dann auf einen brennenden Scheiterhaufen geworfen. Zugleich mit Phocas ward auch dessen Bruder Domentiolus, nebst verschiedenen Andern der vornehmsten Diener der Grausamkeit des gestürzten Tyrannen der Wuth des rasenden Pöbels überlassen, von demselben auf mancherlei schmach- und qualvolle Weise gemordet, dann ebenfalls verbrannt; und während die Flammen die letzten Ueberreste des Tyrannen und der Tyrannei verzehrten, stieg Heraklius unter Jubel- und Siegesgeschrei an das Land.

39. Der Patriarch an der Spitze der Geistlichkeit, der ganze Senat und alles Volk luden den Sieger ein, sich mit dem Purpur zu schmücken; aber Heraklius äußerte Bedenken, erklärte, daß er nicht gekommen sey, eine Krone zu erbeuten, daß blos das Verlangen, der Tyrannei schmähliches Joch zu zerbrechen, ihn von Afrikas Ufern nach Constantinopel geführt habe. Dem Crispus, welcher unstreitig nicht weniger, als er selbst, zum glücklichen Erfolge der Unternehmung beigetragen hatte, bot Heraklius die Krone an. Natülicher Weise lehnte Crispus das Anerbieten bescheiden von sich ab, und als die drei Stände des Reiches ihre vorige Bitte wiederholten, gab endlich Heraklius nach, und ward am folgenden Tage, dem 7. Oktober, von dem Patriarchen Sergius gekrönt. Mit ihm gekrönt ward auch zugleich Fabia, seine ihm längst schon verlobte Braut, die aber jetzt den Namen Eudokia annahm; und die Feierlichkeiten der Vermählung und jene der Krönung beleuchtete und verherrlichte nun

ein und derselbe Tag. — Unmittelbar hierauf gab der neue Kaiser die Spiele der Rennbahn. Während man dieselben feierte, ward ihm der Kopf des Leontius, des raubsüchtigen Finanzministers des Phocas gebracht. Er befahl denselben auf der Stelle zu verbrennen. Auf den nämlichen Scheiterhaufen warf man jetzt auch die letzte, noch nicht zertrümmerte Statue des Phocas, sammt der Hauptfahne der Blauen, weil diese, als Phocas schon der Gegenstand eines allgemeinen, gerechten Abscheues war, sich doch noch als Stützen seiner Tyrannei ihm dargeboten hatten. Die so eben erwähnte Bildsäule war ein Meisterstück der Kunst; erst in dem verflossenen Jahre hatte man sie, dem Volke zur Verehrung, in der Rennbahne aufgestellt, sogar in einer Art religiöser Procession in dem ganzen Circus in der Runde umher getragen, und um die Gunst und das gnädige Wohlgefallen des Phocas buhlend, waren damals Patricier und Senatoren in glänzend weißen Tuniken und mit brennenden Wachskerzen in der Hand dem feierlichen Zuge gefolgt. — So sucht oft der müde Wanderer unter der hohen Eiche noch Sicherheit und Schutz, während doch in ihrem Innern der Wurm den Kern schon zernagt, und der erste, sich plötzlich erhebende Sturm sie dann zersplitternd zu Boden stürzt.

40. Heraklius zählte 34 Jahre, als er den Thron bestieg *). Er hatte Beweise seines Helden-

*) Auch bei den Oströmern und byzantinischen Griechen erhielt sich lange noch jener, den alten Römern eigene Sprachgebrauch, welchem zufolge sie diejenigen, welche wir junge Männer nennen würden, bis in das 35te bisweilen sogar bis in das 36te Jahre Jünglinge nannten.

geistes gegeben; und da man ihn mit Liebe verehrte; so bewunderte man jetzt Alles an ihm, was an einem Privatmann vielleicht kaum nur vorübergehend die Aufmerksamkeit fesseln möchte. Indessen war nicht zu fürchten, daß der Zauberkelch der Allmacht ihn sobald noch berauschen würde; sein Herz ohne Falsch dachte nichts Arges, blieb daher jedem Argwohn fremd, und gab einen erfreulichen Beweis davon gleich in den ersten Tagen nach seiner Thronbesteigung; er übertrug nämlich dem Crispus, zum Lohne seiner Verdienste, mit der unbeschränktesten Vollmacht den Oberbefehl über das gegen Persien bestimmte Heer. Eben so zeigte er gegen den Nicetas, seinen Vetter und Mitbewerber um den Thron, auch nicht eine Spur von Mißtrauen. Als derselbe mit den afrikanischen Legionen endlich ankam, ging er ihm entgegen, drückte ihn an seine Brust, ließ ihm eine Bildsäule setzen, zog ihn bei allen Angelegenheiten zu Rathe, und schien die höchste Gewalt mit ihm gleichsam zu theilen. — Im Taumel allgemeiner Freude überließ sich jetzt Alles den glänzendsten Hoffnungen. Ein Grabhügel deckte alle verflossene Leiden; selbst der Perser ward kaum mehr gedacht; denn jeden Wunsch sah Jeder auch schon erfüllt; und daß unter dem Scepter des neuen Kaisers das Reich nun bald in seiner frühern Kraft und seinem ehemaligen Glanze wieder aufblühen würde, darüber schwebte auch dem furchtsamsten Zweifler jetzt kein Zweifel mehr vor.

II.

1. Fünf Monate und achtzehn Tage blieb, nach dem Tode Gregors des Großen, der römische Stuhl erledigt. Indessen ward Sabinianus aus Volterra in dem Toscanischen, jedoch nicht ohne großen Wi-

verspruch, zum Pabste erwählt und, als endlich die kaiserliche Bestätigung aus Constantinopel ankam, am 1. September des Jahres 604 consecrirt.

2. Wenn es an sich schon eine sehr schwere, ja wohl gar nicht zu lösende Aufgabe war, unmittelbar nach einem Gregor, dem Großen und Heiligen, den Stuhl des Apostelfürsten zu besteigen, so darf uns wahrhaftig auch nicht die Dunkelheit befremden, in welcher der Name seines Nachfolgers sich in der Geschichte verliert. Dem Sabinianus ward das Loos, das jeden treffen muß, der Einem jener ungewöhnlich höhern Geister, mit deren Hervorbringung Gottes schaffende Weisheit nur äußerst sparsam zu seyn pflegt, in irgend einem großen, die Aufmerksamkeit des Erdkreises fesselnden Wirkungskreise zu folgen berufen wird. Der Ruhm des Vorgängers verdunkelt den Ruf des Nachfolgers, und je blendender und strahlender der Glanz des Erstern, desto dichter und finsterer die Schatten, in welche dann gewöhnlich der Letztere zurücksinkt. Wundern darf man sich also nicht, wenn die Römer, lange Jahre hindurch, gewöhnt an die in Allem hervorleuchtende Heiligkeit ihres großen Bischofes und dessen, im Großen wie im Kleinen, sich stets gleich bleibende Erhabenheit der Handlungsweise, nun Manches in dessen Nachfolger tadeln zu müssen glaubten, was sie höchst wahrscheinlich weder in frühern noch spätern Päbsten tadelnswerth gefunden haben würden; und hierin mag endlich auch der Erklärungsgrund zu suchen seyn der verschiedenen, zum Theil wahrhaft albernen, das Andenken dieses Pabstes befleckenden Geschichtchen und Volksanekdoten, wovon jedoch keiner der frühern und bessern Geschichtschreiber etwas weiß, und die blos von weit spätern, besonders von dem, erst einige hundert Jahre nachher lebenden Siegebert

aufgerafft, und ohne Prüfung und Bürgschaft in die Welt hinein geschickt wurden *).

---

*) So z. B. erzählt Sigebert, daß Sabianus, zur Zeit einer schrecklichen Hungersnoth, die mit Korn reich angefüllten Speicher der römischen Kirche zwar öffnen, aber das Getraide um ganz unerschwingliche Preise habe verkaufen lassen. Als nun zahlreiche Schaaren von Armen und Hungrigen, um Brod und Hülfe flehend, sich bei dem päbstlichen Pallast versammelt, sey Sabianus an dem Fenster erschienen, und habe diesen armen Leuten zugerufen, daß er nicht so thöricht seyn wolle, ihr Lob und ihren Beifall, gleich seinem Vorfahrer, dem Gregor, mit Geldgeschenken und Kornspenden zu erkaufen. Dreimal sey ihm hierauf der heilige Gregor im Traume erschienen, ihn seines Geizes wegen hart mit Worten bestrafend; und als der Pabst diesen Ermahnungen kein Gehör gegeben, habe ihn Gregor, als er ihm zum viertenmale erschien, mit einem Stabe an dem Kopf berührt, welches ihm einen solchen Schmerz verursacht, daß er gleich am andern Tage daran gestorben sey.— Von diesem, alle Merkmale der Erdichtung tragenden Histörchen weis Johannes Diakonus, der Lebensbeschreiber des heiligen Gregors auch nicht eine Sylbe; und der Bibliothekar Anastasius sagt ausdrücklich, daß bei einer großen, in Rom entstandenen Hungersnoth, der Pabst Sabinian alle Speicher seiner Kirche öffnen, das Getraide um einen so geringen und unbedeutenden Preis habe verkaufen lassen, daß alle Classen der Armen und Dürftigen jede Unterstützung und Hülfe, die sie nur erwarten konnten, reichlich erhielten. — Eben so ward diesem Pabst auch nachgesagt, er sey damit umgegangen, alle Schriften des heiligen Gregors öffentlich verbrennen zu lassen. Hätte Sabinian diesen sinn- und ruchlosen Gedanken auch nur einen Augenblick gehegt; so müßte man nothwendig noch eine Menge anderer Spuren eines vollständigen, unheilbaren Wahnsinnes an ihm bemerkt haben; da nun dieß nicht geschehen, so ist auch diese Anekdote nichts als eine, von der Bos-

3. Wir haben offenbar keine Ursache, den Pabst Sabinian nicht in die Reihe der vielen frommen und ehrwürdigen Oberhäupter unserer heiligen Kirche zu setzen; und wenn die Geschichte uns nichts besonders Lobenswerthes von ihm aufbehalten hat; so ist die Ursache davon, weil sie überhaupt Nichts von ihm zu erzählen haben konnte; denn sein Pontificat war äußerst kurz und schnell vorübergehend. Einige Geschichtschreiber, und unter diesen Platina und Berti geben demselben höchstens eine Dauer von einem Jahre und fünf Monaten; Andere wieder, wie z. B. Alexander Natalis und Fleuri beschränken es sogar blos auf fünf Monate und neunzehn Tage. Den Letztern zufolge starb Sabinian schon im Februar des Jahres 605 und am 21. desselben Monates ward seine Leiche, ohne alles, bei den Begräbnissen der Päbste damals übliche Gepränge, in der St. Peterskirche beigesetzt, die er noch kurz vorher mit mehrern, Tag und Nacht brennenden Lampen versehen, und den dazu nöthigen Fond aus seinem eigenen Vermögen angewiesen hatte.

4. Während seiner kurzen Amtsführung ordinirte Sabinianus sechs und zwanzig Bischöfe, aber keine Priester noch Diakonen; ein offenbarer Beweis seiner äußerst kurzen, nur auf wenige Monate beschränkten Regierung. — Auch die Erfindung der Glocken wird diesem Pabste zugeschrieben. Indessen scheint dieses auf einem Mißverständniß zu beruhen. Höchst wahrscheinlich fällt die Erfindung der Glocken in viel frühere Zeiten, in ein weit graueres Alterthum. Da aber Sabinianus die kanonischen

---

heit erkennene, und von einem beschränkten, leichtgläubigen Mönchskopf nacherzählte Verleumdung.

Gebetstunden festsetzte, und zu denselben das Volk durch das Geläute der Glocken zusammen berufen ließ; so ist es sehr leicht möglich, daß diese Verordnung die Veranlassung zu dem so eben erwähnten Irrthum gegeben habe.

III.

1. Nach Sabinians Tode blieb die Kirche des Sohnes Gottes ein ganzes Jahr ohne sichtbares Oberhaupt. Zum Bischofe von Rom und der ganzen Christenheit ward endlich der Diakon Bonifacius, ein geborner Römer gewählt; unter den Päbsten ist er der Dritte dieses Namens. Auch Bonifacius war, gleich Mehreren seiner Vorfahren, päbstlicher Nuntius an dem Hofe von Constantinopel gewesen, und es scheint, daß seit den Zeiten Justinians die römische Kirche es sich zur Grundmaxime gemacht habe, ihre Wahl stets nur auf solche zu lenken, welche vorher einige Zeit die Würde eines apostolischen Legaten an dem Kaiserhofe bekleidet hatten; nicht nur daß diese Männer der Angelegenheiten der Kirche, sowohl in ihren geistlichen, wie weltlichen Beziehungen, ungleich kundiger, als Andere waren; sondern man durfte auch jedesmal an der kaiserlichen Bestätigung einer solchen Wahl um so weniger zweifeln, als die Legaten, während ihres Aufenthaltes in Constantinopel, durch ihr weises und tadelloses Betragen, gewöhnlich die Gunst und Hochachtung des Monarchen, wie dessen ganzen Hofes sich erworben hatten. — Aller Wahrscheinlichkeit nach ward Bonifacius, während seiner Abwesenheit und als er sich noch in Constantinopel befand, zum Pabste gewählt; wenigstens wäre dieses der einzige Grund, aus welchem man erklären

könnte, warum mitten im Frieden mit den Longobarden und bei ungetheilter Wahl, der römische Stuhl dennoch ein ganzes Jahr (eilf Monate und sechs und zwanzig Tage) unbesetzt hätte bleiben können.

2. Die Regierung Bonifacius III. war ebenfalls von sehr kurzer Dauer; denn nach acht Monaten und drei und zwanzig Tagen rief ihn Gott von dem erhabenen Posten, auf welchen Er ihn gestellt, wieder ab. Am 25. Februar des Jahres 606 hatte Bonifacius den päpstlichen Stuhl bestiegen, und er starb schon am 12. September desselben Jahres. Indessen erhielt dieser Pabst, was seine drei Vorgänger und selbst der große und heilige Gregorius nicht hatten erhalten können. Der Bischof von Constantinopel nämlich beharrte noch immer bei seiner frechen Anmaßung des erhabenen Titels eines ökumenischen Patriarchen; dagegen protestirte nun natürlicher Weise auch Bonifacius III.; und eine Folge dieser Protestation war, daß ein kaiserliches Edikt erschien, welches das Geständniß enthielt, daß der Titel eines ökumenischen Patriarchen ausschließlich nur dem Bischofe von Rom, dem Nachfolger des heiligen Petrus, dem gemeinsamen Oberhaupt der ganzen Christenheit, gebühre. Da die weltliche Macht sich jetzt bereit zeigte, die Censuren der Kirche in Vollziehung zu setzen, so sah Cyriakus von Constantinopel sich gezwungen, auf jenen Titel zu verzichten, und das, allen Rechtgläubigen zu großem Anstoß gereichende Scandal hatte nun wenigstens auf einige Zeit ein Ende.

3. Sehr irren würde man sich jedoch, wenn man dieses Edikt den religiösen Einsichten und Gesinnungen des Phocas zuschreiben wollte. Der Pabst hatte es blos dem geheimen Groll zu danken, wel-

chen Phocas gegen seinen Patriarchen hegte, seitdem dieser sich der gewaltsamen Hinwegführung der Kaiserin Constantine und ihrer Töchter aus der Sophienkirche widersetzt hatte. Höchst willkommen war also dem Phocas eine Gelegenheit, den stolzen Patriarchen zu demüthigen und auf seiner empfindlichsten Seite zu verwunden. Bald darauf starb Cyriakus, und Baronius behauptet, tiefer Gram über die empfundene Kränkung habe dessen Lebenstage verkürzt.

4. Bonifacius III. hielt auch ein Concilium in Rom, auf welchem zwei und siebzig Bischöfe, vier und dreisig Priester, sämmtliche Diakone und die ganze Geistlichkeit der römischen Kirche gegenwärtig waren. Unter der Strafe des Anathema ward auf das neue verboten, zu Lebzeiten eines Pabstes oder Bischofes von dessen Nachfolger zu sprechen, oder irgend Jemand als solchen zu bezeichnen. Erst an dem dritten Tage nach der Beerdigung des Verstorbenen sollten Geistlichkeit und Volk sich versammeln, um unter Beobachtung der diesfalls bestehenden, kirchlichen Verordnungen zu einer canonischen Wahl zu schreiten. Gleich seinem Vorgänger, dem Sabinianus, hatte auch dieser Pabst während seiner achtmonatlichen Amtsführung nur ein und zwanzig Bischöfe, und keine Priester noch Diacone geweihet. Begraben ward er in der Kirche zum heiligen Apostel Petrus.

5. Ungefähr um diese Zeit ereignete sich auch die Spaltung der Patriarchalkirche von Aquileja in zwei besondere, von einander getrennte Patriarchate.*)

---

*) Der Cardinal Baronius setzt die Trennung der Kirche

Mit dieser Trennung hatte es folgende Bewandtniß. Die Leser werden aus dem vorigen Bande sich erinnern, daß, als König Alboin in Italien einrückte, der damalige schismatische Patriarch Paulus von Aquileja mit einem großen Theil der Einwohner dieser Stadt sich auf die, den Longobarden unzugängliche Insel Grado flüchtete, und seinen Patriarchal-Sitz auf einige Zeit dahin verlegte. *) Auch die Nachfolger des Paulus verwarfen die fünfte allgemeine Kirchenversammlung, blieben jedoch in Grado, und wurden wegen ihres Schismas mit der römischen Kirche von dem Kaiser Mauritius, aus Furcht, daß sie sich den Longobarden unterwerfen möchten, keineswegs beunruhiget. Aber jetzt in dem Jahre 606, als der schismatische Patriarch Severus mit Tode abgegangen war, entschloß sich endlich, auf wiederholtes Ansuchen des päbstlichen Stuhles, der Exarch Smaragdus von Ravenna, mit größerem Nachdruck zu Werke zu gehen, und Alles aufzubieten, um den erledigten Patriarchenstuhl diesmal mit einem rechtgläubigen, mit Rom in Kirchengemeinschaft stehenden Patriarchen zu besetzen. Den Suffragan-Bischöfen von Aquileja machte er also den Vorschlag, jetzt nur einen solchen Patriarchen zu wählen, der dem Schisma ein Ende machen, und dem Oberhaupte der Kirche sich unterwerfen würde. Aber diesem Ansinnen widersetzte sich steif und fest der größte Theil der Bischöfe. Um den hartnäckigen Sinn der Schismatiker zu brechen,

---

von Aquileja in das Jahr 605. Aber Muratori in seiner Geschichte von Italien, wie auch der P. de Rubeis in seinen Monument. Eccl. Aquilejens. setzen sie mit größerer Wahrscheinlichkeit in das Jahr 606. (B. 4. S. 16.) (cap. 33)

*) Man sehe den 6. B. unserer Fortsetzung, Abschn. 5. §. 3.

ließ der Exarch sie sämmtlich nach Ravenna kommen, drohete ihnen mit Landesverweisung und Gefängnißstrafe, und brachte es bald dahin, daß sie den Candidianus, einen von der allgemeinen Kirche nicht getrennten Priester zu ihrem Patriarchen erwählten, der nun unverzüglich nach Grado zurückkehrte und sein heiliges Amt allda antrat.

6. Aber die übrigen Bischöfe sahen sich nicht so bald in Freiheit, als sie auch sogleich ein Rundschreiben bekannt machten, worin sie über erduldete Mißhandlungen klagten, gegen die durch Drohungen erzwungene Wahl protestirten und solche für null und nichtig erklärten. König Agilulph und Herzog Gisulph von Friaul, ohnehin schon höchst mißvergnügt mit der Verlegung des Patriarchalsitzes von Aquileja nach Grado, nahmen die protestirenden Bischöfe in Schutz; und da der König und dessen Gemahlin Theudelinde, trotz aller ihrer Frömmigkeit, dennoch das fünfte Concilium verwarfen, mithin, wo es immer ohne Verletzung der Gerechtigkeit geschehen konnte, die schismatischen Bischöfe begünstigten; so schritten diese nun kühn zu einer neuen Wahl, und erwählten den Abt Johannes zu ihrem Patriarchen. Dieser, der natürlicher Weise das Schisma fortsetzte, schlug seinen Sitz in Aquileja auf, und nun gab es von dieser Zeit an zwei aquilejensische Patriarchen, wovon der Eine, der allgemeinen Kirche angehörend, zu Grado, der Andere, im Schisma beharrend, zu Aquileja seinen Sitz hatte.*) Selbst als der Patriarch von Aqui-

*) Auch die unter der Kirche von Aquileja stehenden Bischöfe theilten sich jetzt so daß sich Einige dem Patriarchen von Grado, Andere jenem von Aquileja unterordneten.

leja mit der Zeit zu dem Gefühle seiner Pflicht zurückkehrte und, das Schisma verlassend, mit der römischen Kirche sich wieder aussöhnte, dauerte dennoch die Spaltung der aquilejensischen Kirche noch immer fort, *) und zwar bis auf die neuesten Zeiten, wo endlich die völligen, schnell auf einander folgenden politischen Umgestaltungen Italiens auch die beiden Patriarchate wieder mit einander vereinten.

IV.

1. In demselben Jahre (606) starb auch Cyriakus Patriarch von Constantinopel; und drei Monate nachher ward Thomas, Diakon und Schatzmeister der erzbischöflichen Kirche auf den erledigten Patriarchenstuhl erhoben. Thomas war ein demüthiger, daher wahrhaft frommer, gottgefälliger, und um das zeitliche wie ewige Wohl seiner Heerde tief bekümmerter Oberhirt. Der Kirche von Constantinopel stand er jedoch nicht volle vier Jahre vor; denn stets trauernd über das moralische wie physische Elend seiner Zeit, und endlich ganz danieder gebeugt durch den zermalmenden Gedanken an die nahe bevorstehenden, noch viel schrecklichern Leiden und Drangsale der morgenländischen Christenheit, flehete er selbst um baldige Auflösung zum Himmel; und dieses sein vom Uebermaß der Schmerzen der Liebe erzeugte Gebet fand vor dem Alliebenden und Allerbarmenden, wie wir gleich sehen werden, Gnade und Erhörung.

*) Nur mit dem Unterschiede, daß, wie wir schon im vorigen Bande bemerkten, im fünfzehnten Jahrhundert der Sitz des Patriarchen von Grado nach Venedig verlegt ward.

2. Nicht gar drei Jahre ungefähr hatte Thomas sein heiliges Oberhirtenamt verwaltet, als das Gerücht von einem außerordentlichen, in Galatien sich kundgegebenen, und auf ahndungsvolle Zukunft deutenden Wunder das ganze Morgenland erfüllte. In der erwähnten Provinz nämlich hatten die Kreutze, welche bei den feierlichen Umgängen der Katholicken dem frommen Volke vorgetragen, und nachher in den Kirchen aufbewahrt wurden, sich plötzlich mehrere Tage nach einander, und zwar mit einem sehr vernehmbaren Geräusche, überall von selbst bewegt. Der Patriarch von Constantinopel, der sogleich Kunde davon erhielt, trauete zwar anfänglich nicht ganz der erhaltenen Nachricht, hielt sie jedoch für wichtig genug, um den Grund der Sache näher zu erforschen; und da Phokas gerade an dem Podagra unter sehr heftigen Schmerzen krank danieder lag; so sandte Thomas zu dem heiligen Theodor dem Siceoten und ließ ihn, unter dem Vorwandt, durch sein Gebet den Phokas von seinen heftigen Schmerzen zu befreien, nach Constantinopel kommen.

(...oll. T. II ...it. Theod. ...c. 14.)

3. Als Theodor dem Phokas vorgestellt ward, legte er ihm die Hände auf, worauf sogleich die Schmerzen nachließen. Der Heilige wollte dem Tyrannen nur einen Beweis geben, was die Kraft des Glaubens vermöge; denn als Phokas sich ferner in sein Gebet empfahl, sagte er ihm ganz unumwunden, daß kein Gebet ihm fruchten könne, so lange er fortfahre, mit solcher Grausamkeit, wie bisher, gegen seine eigenen Unterthanen zu wüthen, Blut wie Wasser zu vergießen, und nicht mit allem Ernste an der Besserung seines eigenen Herzens arbeite.

4. Sobald der Patriarch den erwünschten Augenblick fand, mit Theodor ohne Zeugen zu sprechen, fragte er ihn, ob das, in den Kirchen Galatiens, an den Kreuzen geschehene Wunder wirklich gegründet, oder blos ein miraculirendes Volksgerücht sey. Theodor bezeugte, dasselbe seye nur zu wohl gegründet. Thomas äußerte hierauf den Wunsch, daß der Heilige ihm auch die Bedeutung und den geheimen Sinn desselben aufschließen möchte; aber alle seine sich dahin beziehenden Fragen beantwortete Theodor mit düsterm Schweigen; endlich warf der Patriarch sich ihm zu Füßen, hoch betheuernd, nicht eher aufzustehen, bis er seine Bitte erfüllen würde. Der demüthige Theodor konnte nun nicht länger widerstehen. „Ich wollte,“ sagte er zu Thomas, „euer „Herz nicht betrüben, nicht mit Kummer und Trau„rigkeit es erfüllen; denn was Ihr zu wissen wünscht, „kann Euch nicht frommen; da Ihr aber durchaus „darauf bestehet; so wisset, daß die wunderbare Er„schütterung der Kreutze große, seit lange nicht mehr „erhörte Drangsale, schreckliche Verheerung unserer „Provinzen, grausame Verfolgung der Christen, Ab„fall von der Religion, Erlöschung des Glaubens, „Greul der Verwüstung an heiliger Stätte und na„henden Untergang des Reiches verkündet. Betet „nun, als ein treuer Hirt, zu dem Allmächtigen, „daß seine unendliche Barmherzigkeit die Strenge „seiner Gerichte mildere.“ — *)

*) Theodors prophetische Worte wurden bestätiget, theils durch die, in den ersten zwölf Regierungsjahren des Heraklius, noch ungleich größere Verheerung der römischen Provinzen, Zerstörung der Kirchen und grausame Verfolgung und Ermordung zahlloser Christen; theils auch durch die, nicht lange nach Beendigung des persischen Krieges, beginnenden und für die Kirchen, wie die ge-

5. Thomas bat den Theodor, ihm doch nicht gar zu frühe den Trost seiner Gegenwart zu entziehen, und wenigstens den Winter über in Constantinopel zu verweilen. Theodor, dessen Herz sich Allem liebvoll anschloß, fügte sich dem Wunsche des Patriarchen; da aber die heilige Adventszeit herannahete, welche der Heilige, seit vielen Jahren stets in der strengsten Abgeschlossenheit von der Welt und aller Menschen Umgang zuzubringen pflegte; *) so verließ er den erzbischöflichen Pallast und nahm seine Wohnung in dem Kloster zum heiligen Stephanus.

6. Inbrünstig flehete der Patriarch nun täglich zu Gott, daß er ihn doch von dieser Welt hinwegnehmen, nicht Zeuge seyn lassen möchte seiner strengen, gleich schweren Gewitterwolken gegen die morgenländische Christenheit heranziehenden Gerichte. Bald darauf ward Thomas wirklich krank. Mit froher Zuversicht glaubte er nun, Gott habe sein Gebet erhört, sandte jedoch zu Theodor, damit durch dessen Fürbitte die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches noch mehr möchte beschleuniget werden. Aber der Heilige ließ ihm zurücksagen, er werde im Gegentheil Gott bitten, ihn zum Besten der ihm anvertrauten Gemeinde noch länger zu erhalten. Diese Antwort beunruhigte nicht wenig den, der Welt und des Lebens müden Patriarchen; und dringender als vorher seine Bitte wiederholend, sandte

---

sammte morgenländische Christenheit noch weit gefährlichern und zerstörendern Einfälle der Araber unter den ersten Nachfolgern des Mohameds.

*) Ueber das frühere Leben des heiligen Theodors Siceota sehe man der Fortsetzung sechsten Band, Abschn. 18. §. 9.

er sogleich auf das neue wieder einen Boten an Theodor. Durch Epiphanes, seinen Diacon, ließ Theodor ihm nun sagen, daß, da seine Seele so sehnlich verlange, aus ihrem Kerker befreiet und mit Jesu Christo vereiniget zu werden, Gott seine Bitte erhört habe. Verlange er also, ihn noch zu sehen, so wolle er ungesäumt seine Zelle verlassen und zu ihm eilen, wo nicht; so würden sie bald, vor dem Throne des Erlösers vereint, in einer seligern Welt sich wieder sehen. Eine freudige Röthe überzog das Gesicht des Kranken, als er diese frohe Botschaft vernahm; den heiligen Theodor wollte Thomas in seiner Einsamkeit nicht weiter stören, verlangte daher auch nicht, ihn hier noch einmal zu sehen, ertheilte den Umstehenden und jenen, welche ihn zu besuchen gekommen waren, den Segen, und starb einige Stunden nachher den, Gott so wohlgefälligen Tod des Gerechten.

7. Den durch diesen Todesfall erledigten Patriarchenstuhl bestieg nun Sergius, Diakon der großen Kirche von Constantinopel. Für einen Patriarchen war er noch sehr jung, und bisher mit der Sorge für Fremde und Pilger und deren Pflege beauftragt gewesen. Nach seiner Wahl eilte Sergius sogleich in das St. Stephanskloster zu dem heiligen Theodor, meldete ihm seine Erhebung, und warf sich ihm zu Füßen, ihn demüthig bittend, seiner Jugend und seines Mangels an Erfahrung sich zu erbarmen, und durch sein bei Gott so viel vermögendes Gebet, die in seinem heiligen Amte ihm so nothwendige, höhere Erleuchtung von Oben auf ihn herabzuziehen. Hoch erfreuet über die Demuth des neuen Patriarchen, umarmte Theodor ihn mit väterlicher Zärtlichkeit, kündigte ihm an, daß er eine sehr lange Reihe von Jahren der Kirche von

Constantinopel vorstehen werde, und daß ihm in der Blüthe seines Lebens Gott blos deswegen die schwere und heilige Bürde auferlegt habe, weil es bald der ganzen Kraft und Stärke des männlichen Alters erfordern würde, um ungebeugt unter dem Druck gefahrvoller Zeiten, alle bevorstehenden Leiden und Drangsale mit Standhaftigkeit und christlichem Heldenmuthe zu ertragen. „Ergreifet also den Schild des Glaubens,“ fügte Theodor hinzu „und vertrauet unbedingt auf Den, welcher die, so von ganzem Herzen und ohne allen Vorbehalt sich Ihm ergeben; niemals zu Schanden werden läßt.“

8. Einige Wochen darauf kehrte Theodor nach Gallatien zurück. Die von Gott ihm ertheilte Kraft der Wunder hatte er, während seines Aufenthaltes in Constantinopel, auf mancherlei Weise bewährt, nicht blos in Heilung unheilbarer Krankheiten, sondern vorzüglich auch in Vorhersagung künftiger und Entdeckung verborgener Dinge. Die gutmüthigen Mönche in dem St. Stephanskloster, gewöhnt an den segenvollen Umgang des stets freundlichen und liebevollen Heiligen, konnten sich gar nicht trösten, als der ihrem Herzen so schwüle Abschiedstag heranrückte; da sie sich Seiner nun fernerhin in ihrer Mitte nicht mehr erfreuen konnten; so wollten sie doch wenigstens sein Bildniß besitzen. Ohne daß Theodor es bemerkte, ließen sie ihn also von einem, hinter einem Teppich verborgenen Künstler abmalen. Als aber das Bild fertig war, wünschten sie auch, daß er es segnen möchte; sie zeigten also dem Heiligen das Bild und bekannten ihren, ihm gespielten unschuldigen Betrug. Theodor schalt sie Diebe, that aber doch wie sie verlangten, und segnete und schenkte ihnen das Bild. Noch drei Jahre

lebte Theodor in Siceon, und am 22. April feiert noch jetzt die Kirche in dem Canon der heiligen Messe das Andenken dieses ungemein liebenswürdigen, weil selbst liebevollen, stets von Liebe zu Gott und den Menschen erglühenden, und alle erschaffene Wesen in seinem Busen tragenden Heiligen. *)

---

*) Einer unserer gefeiertesten Dichter, dessen Namen Wir jedoch hier nicht gerne anführen möchten, sagt «daß, wenn jeder Mensch alle übrigen Menschen liebte, jeder Einzelne auch die ganze Welt besäße.» — Sehr wahr und eben so schön! nur bemerken möchten wir noch hiezu, daß blos jenseits des Grabes in einer seligern Zukunft, die Liebe in lautere, nie getrübte Wonne sich verwandelt; hier auf Erden aber stets im Gefolge zahlloser, das liebende Herz oft blutig drückender Schmerzen einhergeht. Wer die ganze Welt, mithin auch alle, obgleich nicht mit Vernunft, jedoch mit Empfindung für Lust und Schmerz begabte Wesen liebt — und ein wahrhaft liebend Herz nimmt die ganze Schöpfung in sich auf — der theilt auch die ganze Masse von Leiden, wovon die Welt der mannigfaltige, thränenvolle Schauplatz ist. Die Noth des Nächsten wird auch seine Noth; jede fremden Klage tönt auch in seinem eigenen Herzen nach; er hungert mit den Hungrigen, trauert, weint und jammert mit den Traurenden, Weinenden und Jammernden, wenn auch selbst weite Ferne sie von ihm scheiden sollte. Aber wessen Busen ein solch wahrhaft liebend, sympathetisch fühlend Herz verschließt, für den gibt es wahrhaftig der Blumen ungleich weniger, als der Dornen. Oft, besonders in großen Städten, darf er es kaum wagen, durch irgend eine volkreiche, sehr bewegte Straße zu gehen, ohne zugleich mehr als einmal mannigfaltigen Scenen menschlichen Elendes, oder mancherlei Leiden unschuldiger, von roher Gefühllosigkeit mißhandelter, geplagter, gemarterter Thiere zu begegnen. Es sind dann nicht blos die Qualen dieser, gleich ihm, für Lust und Schmerz empfänglichen Geschöpfe, sondern auch die nothwendig in ihm sich erzeugenden Gedanken an der Menschheit Rohheit, Hartherzigkeit und ihren eiskalten, längst völlig erstarrten, erbarmungslosen Ego-

ismus, die sein Herz nun schmerzhaft verwunden, ohne das Hoffnung des Besserwerdens es sogleich wieder heilen könnte. In dem Buche, das, weil das Buch aller Bücher, ausschließlich das Buch (die Bibel) heißt, sagt Gott ausdrücklich, daß der Gerechte sich auch des Viehes erbarme. Aber wie schändlich mißbraucht der Mensch die ihm, nicht nach dem Naturrecht zustehende, sondern erst von Gott, durch Offenbarung, ihm gnadenvoll verliehene Herrschaft über die Thiere? Wo ist jetzt größtentheils jenes Erbarmen, das Gott doch so ausdrücklich in der heil. Schrift von uns gegen alle seine, auch vernunftlose Geschöpfe fodert? Wo wird es gelehrt, wo geprediget, in welcher Schule davon gesprochen? und wenn der kleine Wicht mit einer, in seinem oft leider schon frühe zusammengeschrumpften Herzen, sichtbar aufkeimenden Bosheit, sich aus den Qualen gewisser Thiere ein schon so ziemlich dämonenartiges Spiel macht, so wird es von Eltern und Lehrern entweder gänzlich übersehen, oder höchstens als eine gewöhnliche Bubenunart mit einem leichten, und daher auch keinen Eindruck machenden Verweis behandelt. — Als die Welt aus den Händen der schaffenden Allmacht, Liebe und Weisheit hervorging, war Alles Harmonie in ihr; alle Geschöpfe freueten sich ihres Lebens, und schwammen gleichsam in einem Meere von schuldlosen, das frohe Gefühl ihres Daseyns mit jedem Tage vermehrenden Genüssen und Ergötzungen. Aber der Mensch sündigte, und Gottes Fluch traf die ganze Erde. Mit des Menschen entflohener Unschuld verschwanden nun auch Friede, Ruhe, Einigkeit und ungestörter froher Lebensgenuß unter allen übrigen Geschöpfen. An der Glückseligkeit des Menschen hatten sie Theil genommen; jetzt theilten sie auch alle schmerzhaften Folgen seines tiefen Falles: ein sprechender Beweis, daß sie, obschon auf niedrigern Stufen, dennoch in gewisser Hinsicht zu der Familie des Menschen gehören, auch dessen thierischer Natur nach wirklich mit demselben verwandt sind. Gottes strafender Gerechtigkeit begegnete jedoch unmittelbar gleich darauf dessen unendliche Barmherzigkeit, und so ward jener Fluch durch Jesus Christus wieder in Segen verwandelt. Aber wie der Mensch durch seine Sünde und seine Schuld alle übrigen lebenden Geschöpfe mit in sein

Verderben gezogen, eben so sollte und müßte er sie nun auch — weil nur er es kann — des ihm auf das neue gewordenen Segens ebenfalls theilhaftig werden lassen. In der hebräischen Sprache hat das Wort Segen einen tiefen, geheimnißvollen Sinn; es heißt so viel als: der Sohn spricht zu Dir. Aber durch den Sohn und für den Sohn ward Alles, was da ist, erschaffen, und eben so wird Alles, was da ist, durch des Sohnes, sich aller seiner Geschöpfe erbarmenden Liebe erhalten. — — Als Antonius der große Eremit, in der thebaischen Wüste, bei der Leiche des, 93 Jahre in gleicher Heiligkeit, Gott dienenden, und nun in einem Alter von hundert fünfzehen Jahren gestorbenen heiligen Einsiedlers Paulus stand, und es ihm an Werkzeugen gebrach, eine Grube zu graben, um die seinem Herzen so theure Leiche hineinzulegen, kamen plötzlich zwei Löwen aus dem nahe liegenden Wald hervor. Antonius erschrack; aber gutmüthig, gleich zahmen Hausthieren, naheten die Löwen sich der Leiche, schmeichelten mit ihren Schweifen, gaben klägliche Töne von sich, gleichsam als bejammerten sie den Tod des Heiligen. Mit ihren starken Pfoten kratzten sie hierauf den Sand auf, gerade so viel als nothwendig war, die Leiche darin zu bewahren. Als diese Arbeit geschehen war, naheten sie sich wieder ganz traulich dem heiligen Antonius, spielten mit den Ohren, (ein Zeichen der Freundlichkeit dieser Thiere) senkten tief ihre Köpfe, leckten ihm Hände und Füße. Jetzt ward dem heiligen Antonius eine Stimme, welche ihm sagte: diese Thiere bitten um deinen Segen. Sogleich erhob der Heilige sein Herz zu Jesu Christo, zu Ihm flehend: «Herr! «ohne dessen allerheiligsten Willen kein Vogel stirbt, «kein Blatt vom Baume fällt, gib diesen Thieren, «was Du weißt, das ihnen gut ist.» Er wandte sich hierauf zu den Löwen, und seine Hände gegen sie ausstreckend, sagte er: «Gehet hin, Euch geschehe, wie der «Herr will, daß Euch geschehen soll.» Froh und muthig sprangen sie nun auf und liefen wieder in den Wald zurück. Gewiß erging es nun diesen guten Thieren für immer wohl, es mußte ihnen ja jetzt ergehen, wie der Herr wollte, daß es ihnen ergehen sollte. Trost- und sinnvoll ist diese Geschichte; denn sie belehrt uns,

(Stolb. Gesch. d. R. J. B. 10. Abschn. 91. S. 20.)

daß auch die Thiere, durch den Menschen, des Segens theilhaftig werden können, mithin theilhaftig werden sollen. Aber nicht aus sich vermag der Mensch Segen zu spenden; es ist der Sohn, der seinen Segen durch den Menschen ertheilt, so bald dieser, gleich dem großen Eremiten, aus unbeflecktem, oder durch das Sacrament der Buße von Sünden gereinigtem Herzen, zu dem Sohne um dessen Segen flehet. — In einem vornehmen und — was so ziemlich eine Seltenheit ist — zugleich auch sehr christlichen Hause ward der, des Nachts die Wohnung bewachende Hund, eben so muthwilliger als boshafter Weise von einem Vorübergehenden, durch das Gitterthor des Vorhofes, mit mehreren Stichen gefährlich verwundet. Zwar geschah sogleich am folgenden Tage Alles, was die Umstände zu erfodern schienen; aber demungeachtet lag das arme Thier, schmerzhaft an seinen Wunden leidend, krank danieder. Ein kleines Mädchen, ein holdes Kind von 8 oder 9 Jahren, das in seiner kleinen, schuldlosen Brust noch die ganze, es umgebende Natur mit Liebe trug, jammerte innigst des leidenden Thieres. Als die liebe Kleine nun am Abend des Tages ihre Händchen zu dem gewöhnlichen Nachtgebete faltete, beharrte sie jetzt einige Minuten länger, als gewöhnlich, darin; und um die Ursache befragt, sagte sie mit der liebenswürdigsten kindlichen Einfalt, daß es für den armen kranken Sultan gebetet habe. Die, obgleich sonst sehr verständigen und christlichen Eltern, statt den holden Engel mit verdoppelter Zärtlichkeit an ihre Brust zu drücken, verwiesen ihm seinen kindischen Unverstand (!!) und suchten nun noch überdies, es recht umständlich, wie sie wähnten, eines Bessern zu belehren. Wie so fremd und unkundig sind noch immer die meisten Menschen in der großen Haushaltung des so unendlich guten himmlischen Hausvaters, wo ewige Weisheit und ewige Liebe, stets Hand in Hand, Alles schaffen, ordnen, vorsehen und erhalten, und wo aus Ihm, dem Urquell aller Liebe, sich ununterbrochen auf alle seine Geschöpfe ein Lichtstrom von Liebe ergeußt. — — Ob das, was in den Thieren denkt, empfindet, vergleicht, trauert, sich erfreut, ehemalige Bilder wieder zurückrufet, und den Körper bewegt, kurz, ob die Seelen der Thiere unsterblich sind

dieß ist uns verborgen, und wir wissen nichts Gewisses darüber; was uns aber nicht verborgen ist, und wir alle sehr wohl wissen, ist, daß Derjenige, welcher den Seraph in sein Daseyn rief, auch das Würmchen schuf, mithin die Thiere Gottes Geschöpfe sind, †) Gott aber sich aller seiner Geschöpfe erbarmt, daher auch von uns gegen sie Erbarmung fodert; daß endlich Gott selbst im alten Gesetze den Israeliten über die Behandlung ihrer Hausthiere sehr umständliche Verordnungen gab, die alle den Geist der Schonung und zarter Sorgfalt athmen: daß es demnach unsere Pflicht ist, für ihren Unterhalt und ihre Pflege zu sorgen; daß es uns selbst erlaubt ist, unter gewissen besondern Umständen sie in unser Gebet einzuschließen; aber offenbar eine Sünde, sie zu mißhandeln, noch gröbere, sehr schwere Sünde, sie gar, aus grausamer Lust, ††) zu martern und zu quälen; mit einem Worte, daß es für uns Pflicht und Schuldigkeit ist, ihnen ihr oft flüchtiges, schnell vorüber eilendes Daseyn so erträglich, ja wohl so süß, als möglich zu machen.

---

†) Mehr als wahrscheinlich ist es, daß alles das Gethier, was wir Ungezlefer zu nennen pflegen, und welches größtentheils aus der thierischen Fäulniß hervorgeht, erst nach dem Sündenfall entstand: wahre Sinnbilder der Sünde, der Verwesung und grauenvoller Finsterniß; vielleicht selbst nicht ohne Mitwirkung jenes, Gottes harmoniereiche, schöne Schöpfung von Anbeginn anfeindenden bösen Prinzips, das heißt, des Satans, dessen bößartigem Einfluß nun die Sünde den gefallenen Erdkreis aufschloß.

††) Hieher gehören nun unstreitig auch jene, leider einst so beliebten, aber Gott sey Dank jetzt, wenigstens so viel wir wissen, überall abgestellten und ausser Mode gekommenen par force Jagden. Eine grausame, ich will nicht sagen, des Christen, sondern selbst schon des Menschen unwürdige Belustigung, von welcher weder selbst das Heidenthum und noch viel weniger der gefühlvollere Orient je Etwas wußten: erfunden von rohen, an Krieg und Raub

V.

1. Bonifazius dem dritten war gegen das Ende des Jahres 607 Bonifazius IV. auf dem Stuhle von Rom gefolgt. Er war aus der Stadt Valeria in dem Marser Land gebürtig und Sohn eines gelehrten und berühmten Arztes. Gegen sieben Jahre stand er mit hervorleuchtender Frömmigkeit der Kirche des Sohnes Gottes vor, und er war der erste Pabst, welcher sich der den Christen so geziemenden, und ihr Herz mit den heiligsten und freudenreichsten Rückerinnerungen erfüllenden Zeitrechnung von der Geburt Jesu Christi an, in den von ihm gegebenen Bullen, Breven und Urkunden bediente. Schade nur, daß dieses schöne Beispiel so spät, und erst viele Jahre nachher von Bonifazius Nachfolgern allgemein befolgt ward.

2. Von dem Kaiser Phocas erhielt Bonifazius das, von Agrippa, dem Tochtermann des Augustus, gebauete, und sämmtlichen heidnischen Gottheiten, den

---

gewöhnten Barbaren des Abendlandes, hierauf geregelt und geordnet mit kalter, raffinirender Grausamkeit, und beibehalten bis auf unsere Tage, wahrscheinlich weil die, durch Uebermaß des Genusses abgestumpften Geister und ertödteten Sinne, um zu neuen Genüssen gereitzt zu werden, durchaus solcher heftiger, das Innerste jedes noch natürlichen Menschen empörenden Anregungsmittels bedurften. Mochten auch die Großen dieser Erde sich damit belustigen; dennoch war diese Belustigung ein Schandfleck für unsere hoch gepriesene Cultur, und ein Beweis mehr, daß neben aller Bildung und Ueberbildung, neben aller äußern Verfeinerung und Abglättung doch auch die größte Rohheit und der gedankenloseste, grausamste Leichtsinn sich sehr freundlich und gütlich vertragen.

unbekannten wie den bekannten, und wo immer sich noch eine finden möchte, geweihete prächtige Pantheon. Aus Ehrfurcht für Alterthum und Kunst hatte man den Götzentempel mit allen darin enthaltenen Bildern und Statüen bisher unangetastet gelassen; auch Bonifazius veränderte nichts an dem Gebäude, säuberte es blos von heidnischem Wahne, wie heidnischer Kunst, verwandelte es hierauf in einen christlichen Tempel, und weihete diesen der erhabenen Mutter unsers göttlichen Erlösers, als Königin des Himmels und aller Chöre und Heerscharen der Heiligen und Seligen Gottes. Es ist dieß die nämliche Kirche, welche auch jetzt noch in Rom unter dem Namen *La Rotunda* bekannt ist. Bei der Einweihung dieses prächtigen, seiner wahren Bestimmung nunmehr wieder gegebenen Tempels ward zugleich auch von der Kirche die jährliche Feier des Festes Aller Heiligen eingeführt; ein Feiertag, der selbst in unsern Alles aufklärenden, das heißt, auflösenden, dünn und seicht machenden Zeiten, bis auf den heutigen Tag noch Gnade und Schonung gefunden hat.

3. Gleich im ersten Jahre nach seiner Erhebung auf den päbstlichen Stuhl, erhielt Bonifazius IV. auch ein Schreiben von dem heiligen Columban, worin derselbe gegen die gallischen Bischöfe klagte, die ihm, weil er in der Zeit der Osterfeier von dem in der allgemeinen Kirche eingeführten Brauch abwich, große Bekümmernisse machten. Gleich der irländischen und altbrittischen Kirche in England, feierte Columban die Ostern am 14. des ersten Mondes nach der Frühlings Nachtgleiche; auch selbst dann, wenn dieser Tag auf einen Sonntag fiel, worin er sich nun wirklich von dem Brauch der allgemeinen Kirche entfernte, welche, wenn jener Tag auf einen Sonntag fällt, das Osterfest um sieben Tage zu-

rücksetzt und erst am 21. desselben Mondes feiert. Columban hatte über diesen Gegenstand schon an Gregor den Großen zwei oder mehrere Briefe geschrieben, Gregor aber keine Briefe, mithin auch Columban keine Antwort erhalten. In seinem Schreiben an Bonifazius beweißt Columban, daß er der Kirchengeschichte nicht unkundig war. Er bittet, den Ueberlieferungen der Alten, so bald das Dogma, oder der Glaube dadurch nicht verletzt würden, folgen zu dürfen; ungeachtet seiner Abweichung, in Ansehung der Osterfeier, von dem Brauch der Kirche, verlangt er doch in vollkommener Gemeinschaft, Friede und Einigkeit mit derselben zu bleiben; beruft sich diesfalls auf das Beispiel des heiligen Polycarpus und des heiligen Pabstes Anicetus, und schließt endlich, daß nach der Bestimmung der hundert und fünfzig Väter von Nicäa, es den unter den Barbaren befindlichen Kirchen gegönnt seyn möchte, nach ihren eigenen, mit den Glaubenslehren nicht im Widerspruch stehenden Gesetzen zu leben. — Die Antwort des Pabstes ist nicht auf uns gekommen; allem Ansehen, wie aller Wahrscheinlichkeit nach, fügte der heilige Columban einige Jahre nachher, als er nach Italien kam und ein Kloster allda gründete, sich auch hierin der Vorschrift der allgemeinen Kirche.

4. Die Lebensgeschichte des heiligen Columban ist zu merkwürdig, als daß wir derselben bei dieser Veranlassung jetzt nicht ebenfalls hier in kurzem erwähnen sollten. — Columban kam in der Provinz Leicester in Irland, in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts auf die Welt. Von einer frommen Mutter fromm erzogen, äußerten sich in dem Knaben frühzeitig schon Spuren eines, in diesem Alter gar nicht zu erwartenden, tiefen und innigen christlichen Sinnes. Zum Jüngling herangereift, besuchte er fleißig die

Schulen der Grammatik, Rhetorik und Mathematik rc., und machte in allen diesen Wissenschaften ganz ungewöhnliche Fortschritte. Seine seltenen Geistesgaben, verbunden mit einem ungemein einnehmenden Aeußern, erwarben ihm bald die Achtung und Liebe der Weltleute; aber er selbst liebte demungeachtet nicht die Welt; denn er kannte ihre Gefahren, bevor er sie noch lieb gewonnen hatte. Die Schönheit seiner Gestalt setzte seine Keuschheit öfters auf harte Proben; um in einem solchen Kampfe nicht zu unterliegen, beschloß er, die Welt völlig zu verlassen, denn offenbar ist nur Flucht in dergleichen Fällen Sieg. Seine Mutter, die ihn zärtlich liebte, widersetzte sich aus allen Kräften der Ausführung seines Vorhabens; aber weder ihre Bitten noch Thränen konnten seinen Entschluß erschüttern, und als an dem Tage, an welchem er das Haus seiner Eltern verlassen wollte, die trostlose Mutter sich vor die Schwelle der Hausthüre hinwarf, gedachte Columban der Worte des heiligen Hieronymus, hörte nicht auf Fleisch und Blut; eilte seinem höhern Rufe entgegen, und schritt kühn und entschlossen über die zärtlich geliebte und noch zärtlicher liebende Mutter hinweg*).

*) Bei ähnlichen Verhältnissen schrieb einst der heilige Hieronymus an Heliodor, einen frommen Jüngling, welcher der Welt völlig entsagen und in klösterlicher Abgeschiedenheit seinem Gott sich ganz und ungetheilt ergeben wollte, den aber ebenfalls eine, von Seiten der Eltern übelverstandene, ja wohl unlautere, weil blos sinnliche Liebe von diesem schönen Vorhaben abzuhalten suchte. «Wenn auch deine Mutter vor Jammer ihre Kleider zerrisse, und mit ringenden Händen und zerrauftem Haare, dir die Brüste zeigte, an welchem sie dich gesäugt, und dein Vater nicht minder trostlos, sich vor die Schwelle deiner Hausthüre hinwerfen sollte, per calcatum perge patrem: solum pietatis genus est, in hac re esse crudelem.» (Epist. 5. T. 4.)

5. Columban ging zuerst nach Cluain-Inys, und ward ein Schüler des heiligen Silenus, unter dessen Leitung er mit Demuth und Kindessinn, sich beinahe ausschließlich dem Forschen in den heiligen Schriften ergab, und in kurzer Zeit solche Fortschritte darin machte, daß er, obgleich noch sehr jung, einen treflichen Commentar über die Psalmen, diese reichsten und schönsten Blumen heiliger hebräischer Dichtung, und noch einige andere kleine asketische Werke schrieb. Bald darauf ging er in das Kloster Bangor, das berühmteste unter den irländischen Klöstern *). Diesem Kloster stand damals der heilige Congal vor, und an der Hand dieses sichern Führers betrat nun Columban die steile, dem sinnlichen Menschen so rauh scheinende Bahn evangelischer Vollkommenheit. Mehrere Jahre durchlebte er hier unter Uebungen der Demuth und strengsten Buße, setzte jedoch sein Forschen in den heiligen Büchern fort, und ward derselben bald so kundig, daß die ältesten Brüder sich bei ihm Raths erholten, über dunkle, schwer zu verstehende Schriftstellen Erklärung von ihm verlangten. Aber nicht zufrieden, in stiller klösterlicher Abgeschiedenheit blos sein eigenes Seelenheil zu wirken, brannte Columban vor Begierde, auch Andere den Pfad des Heils zu führen. Ein dunkles, ihm selbst unerklärbares Gefühl zog ihm nach fremden Ländern. In Irland blüheten damals alle Kirchen und Gemeinden in Frömmigkeit und gottseliger Eintracht; und eine innere Stimme ließ unsern

---

*) Es gab zwei Klöster, welche den Namen Bangor führten, und welche man nicht mit einander verwechseln darf. Das Eine, von welchem jetzt die Rede ist, lag in Irland, das Andere in Britanien in der Landschaft Cornuallis; von diesem letztern geschah, wie man sich erinnern wird, schon einige Erwähnung in dem vorhergehenden Band, in dem 28. Abschnitt §§. 18. und 19.

Heiligen ahnden, daß seiner apostolischen Arbeiten andere Länder ungleich mehr, als sein Vaterland bedürften.

6. Sein heißes Verlangen, den Namen des Herrn in fremden Ländern zu verkündigen, trug Columban endlich dem heiligen Congal vor. Der gottselige Abt sahe es zwar nicht gerne, daß ein so ausgezeichnet frommer Ordensbruder aus der Genossenschaft scheide, aber gewöhnt, bei allen Vorfällen sich vor Gott und mit Gott zu berathen, ordnete er gemeinsames Gebet, warf sich mit allen Brüdern auf die Knie, und flehete zu Gott, daß Er ihm seinen heiligsten Willen hierin kund geben möchte. Congals Gebet ward erhört; er fühlte eine innere Ueberzeugung, daß Columban einer höhern Eingebung folge, genehmigte daher dessen Vorhaben, ertheilte ihm seinen Segen, und ordnete ihm noch zwölf Brüder, deren Vorstand er seyn sollte, als Gehülfen und Gefährten seiner Reise bei. — Columban war dreisig Jahre alt, als er Bangor verließ. Er begab sich anfänglich nach Britanien, weilte aber nicht lange dort; sondern schiffte nach Gallien, wo er in dem Jahre 585 oder 86, mit seinen zwölf, von gleichem heiligen Eifer entflammten Gefährten glücklich ankam.

7. Zwar war damals in Gallien der Same des Glaubens durch die vielen Dornen, welche den Acker des Herrn dort bedeckten, noch nicht erstickt; aber dieser Glaube trug leider wenig oder gar keine Früchte. Durch anhaltende innere Kriege war die Nation verwildert. Unter den Großen waren zügelloses Leben und Gewaltthätigkeiten jeder Art an der Tagesordnung; bei dem gemeinen Volk Diebstahl, Unzucht und Todtschlag ganz alltägliche, beinahe zur Gewohnheit gewordene Sünden; und endlich, was den traurigsten An-

blick gewährte, war selbst ein großer Theil der Geistlichkeit, hingerissen von dem Beispiel der Weltleute, von diesen Lastern nichts weniger als rein. Bei dem Anblick dieser Greuel und der an vielen Orten Galliens beinahe völlig verfallenen Kirchenzucht, entbrannte Columban in heiligem Eifer. An allen Oertern, welche er durchzog, predigte er ernste Buße und wahre Besserung. Seine Beredsamkeit, weil aus heiliger Begeisterung entquollen, zog überall eine Menge Volks herbei; und seine Worte, voll Gediegenheit, Salbung und Kraft, ergriffen stets tief die Seele seiner Zuhörer, von welchem Stande oder Alter sie auch seyn mochten.

8. Nichts ist leichter, als den falschen Eifer von dem wahren zu unterscheiden. Zwar will der Erstere ebenfalls das Gute: aber er will es vorzüglich aus Rücksicht auf sich selbst und weil er es ist, der es vollbringt oder wenigstens es zu vollbringen sich bestrebt; daher entflammt er auch sogleich in unheiligem Zorn, möchte Feuer auf die Erde herabrufen, sobald man seinen Worten nicht horcht, seinen Lehren nicht glaubt, seine Ermahnungen nicht befolgt. Ganz anders ist der wahre, in Gott gegründete Eifer; dieser, weil er aus reinem und lauterm Herzen fließt, vergißt und verschmähet sich selbst, ist einzig nur auf die Ehre des Herrn und das Heil des Nebenmenschen gerichtet, und demnach in jedem Falle, wie Gott es auch immer fügen möge, stets gleich demüthig, ruhig, sanft und zufrieden; er preißt Gott, wenn derselbe seinen Worten Kraft gibt und sie Früchte bringen; und preißt abermal Gott, wenn auch alle seine Bemühungen fruchtlos bleiben.

9. An diesen untrüglichen Merkmalen erkannte nun auch bald alles Volk in Gallieu Columban und

seine Gefährten als wahre Diener und treue Knechte Gottes. Ihr Beispiel und die Heiligkeit ihres Wandels waren noch belehrender, als ihre Predigten. Ruhe und Heiterkeit der Seele und himmlischer Friede strahlten aus allen ihren Zügen; die Welt hatte für sie keinen Wunsch mehr; sie besaßen nichts und verlangten auch nichts zu besitzen und, innigst vereint durch das heilige Band gemeinschaftlicher, glühender Liebe zu Gott, hatten Alle nur eine Seele, nur einen Sinn; und hätte ein Streit unter ihnen entstehen können, so würde er nur deßwegen entstanden seyn, weil jeder der letzte, der niedrigste, der Diener aller Uebrigen seyn wollte.

10. Der Ruf der Heiligkeit der irländischen Mönche verbreitete sich bald in ganz Gallien; auch an dem Hofe von Burgund ward viel davon gesprochen. König Gunthram wünschte diese apostolischen Männer zu sehen; als sie ihm vorgestellt wurden, sagte der König zu Columban, er möchte, was er nur immer wünsche, sich von ihm erbitten; Alles was er verlange, wolle er ihm gewähren. Der Heilige antwortete, daß jenen, welche gar kein Bedürfniß hätten, auch kein Wunsch mehr übrig wäre. Ihr ganzer Ehrgeiz beschränke sich darauf, wahre Nachfolger Jesu Christi zu werden und dessen Kreuz ihm nachzutragen. Nun, erwiederte Gunthram, so bitte ich Euch, uns wenigstens den Segen eures Gebetes nicht zu entziehen, mithin in meinem Lande euch niederzulassen *).

*) Diese kleine Schwachheit wird man dem König Gunthram gerne verzeihen. Damals waren ja nicht einmal die Elemente unserer heutigen, herrlichen Staatsarithmetik bekannt. Man war noch nicht zu der tiefen Einsicht gelangt, daß eine Genossenschaft von Männern,

11. Columban erfüllte den Wunsch des Königs, zog sich in die Vogesischen Gebirge zurück, und erbauete auf den Trümmern der verödeten und verfallenen Burg Anegrai ein Kloster. Die Gegend war äußerst wild, felsig und unbewohnt, und troß ihrer ungemeinen Genügsamkeit, die nichts als einige wilde jedoch eßbare Kräuter verlangte, liefen Columban und seine Gefährten dennoch öfters Gefahr, aus Mangel an Lebensmitteln umzukommen; aber wunderbarer Weise sorgte die über ihnen waltende Vorsehung stets für ihre Erhaltung. Einst ward Einer von ihnen sehr schwer krank. Alle waren bekümmert, daß sie dem kranken Bruder nichts, als Baumrinden und einige wilde Kräuter zu seiner Labung und Stärkung reichen konnten. Wie in allen Zeiten der Noth nahmen sie auch jetzt wieder zum Gebet ihre Zuflucht; und nun dauerte es nicht lange, so kam ein, einige Stunden vom Kloster wohnender Landmann mit mehrern mit Brod und allerlei Erfrischungen gepackten Pferden im Kloster an. Der gute Mann sagte, schon seit drei Tagen habe der Gedanke, die frommen Mönche von Anegrai befänden sich in der grösten

---

welche unter ununterbrochenen harten Abtödtungen und Bußübungen, Tag und Nacht für das Beste des Landes, für das Wohl der Monarchen und ihrer Völker zu Gott beteten, eine ganz unnütze, Nichts, was man mit Händen tasten und befühlen kann, producirende, daher völlig unproduktive, blos zehrende, mithin dem Staate zur größten Last fallende Menschenklasse wäre. So weit hatte man es damals noch lange nicht gebracht, und der gute König Gunthram war sogar einfältig genug, zu glauben, daß einige wenige, aber reine und schuldlose zum Himmel erhobene Hände zu einem Siege oft mehr beitrügen, als tausend mit Streitaxten bewaffnete Fäuste. O, der Zeiten der Finsterniß und des Aberglaubens!!

Roth, ihn Tag und Nacht verfolgt, und er endlich der innern Anregung, ihnen Erfrischungen zuzuführen, nicht länger mehr widerstehen können. Als die Mönche ihm dankten, bat er sie für seine kranke Frau um ihre Fürbitte bei Gott. Sogleich begab Columban mit den Brüdern sich in die Kirche; und bevor noch der für die kranke Gattin ängstlich besorgte Mann nach Hause kam, war jene schon vollkommen gesund. Ein anderesmal unter ähnlichen Umständen und in gleich drückender Noth, ward dem Abt des Klosters von Saulci in einem nächtlichen Traumgesichte befohlen, Columbans von aller Welt verlassene Mönche mit Lebensmitteln zu versehen. Der Abt, welcher Carantoc hieß, sandte gleich des folgenden Tages einen seiner Oeconomen mit einem bedeutenden Vorrath von Erfrischungen jeder Art nach der Einsiedelei der irländischen Mönche; da der Oeconom der Gegend völlig unkundig war, ließ er die mit den Vorräthen bepackten Pferde gehen, wie sie mochten, und diese führten ihn nun auf dem kürzesten Wege nach dem Kloster von Anegrai.

12. Columbans und seiner Genossen hohe evangelische Tugenden, und besonders die stets augenscheinliche Wirkung ihrer Fürbitte bei Gott, fingen indessen an, die Einöde, welche sie bewohnten, immer mehr und mehr zu bevölkern. Aus dem Innern der Provinz, und selbst den angrenzenden Gegenden kamen nach und nach eine Menge Leute, selbst Jünglinge aus den edelsten fränkischen Geschlechtern herbei, erbaueten sich einige Tage an dem gottseligen Wandel der Mönche, an dem himmlischen Frieden, der in ihrer stillen Einsiedelei wohnte, horchten mit Aufmerksamkeit, und freilich nicht ohne Mitwirkung höherer Gnade, auf die Herz ergreifenden Lehren und Ermahnungen des heiligen Vorstandes, äußerten hier-

auf plötzlich ein glühendes Verlangen der Welt völlig zu entsagen; und baten dann demüthig um das Glück, ebenfalls Genossen einer so heiligen Gemeinschaft zu werden. Bald hatte das Haus zu Anegrai nicht Raum genug, die Neuankommenden zu fassen; und abermals auf den Ruinen einer ehemals stolzen, jetzt völlig verfallenen Burg erbauete nun Columban, vier Meilen von Anegrai, die nachher so berühmt gewordene Abtei Luxeu. Aber auch diese Gegend war nicht minder öde und wüst. Die vielen zerstreut umher liegenden Trümmer zeugten jedoch von der ehemaligen Pracht der Burg; man fand noch ziemlich wohl erhaltene Ueberreste geräumiger, in altrömischem Styl erbauter Bäder, und in dem benachbarten Gehölze eine Menge, zum Theil von der Zeit gestürzter Bildsäulen heidnischer Götzen. Dieses ehemals so prachtvolle Schloß war nun längst schon die Behausung wilder Thiere; Columban verwandelte es jetzt in die Wohnung heiliger Mönche.

13. Aber auch beide Klöster waren in ein Paar Jahren nicht mehr hinreichend, alle die frommen Seelen zu fassen, welche sich der Leitung unsers Heiligen überlassen wollten, und nun ward, drei Meilen von Luxeu, ein drittes Kloster, der vielen in der Gegend befindlichen Quellen wegen, Fontaines genannt, von Columban erbauet. Er selbst blieb jedoch in Luxeu und leitete und regierte von hier aus über sechshundert Mönche, welche die sämmtlichen drei Klöster bewohnten. Da Columban weder in Anegrai noch in Fontaines einen Abt, sondern blos einen, unter seiner eigenen obersten Leitung, stehenden Prior ernannte; so will man in dieser Einrichtung den ersten Anfang der Entstehung der Priorate finden, das heißt, solcher Klöster, welche zwar eigene Vorgesetzte haben, die jedoch selbst, in abhängi-

gem Verhältniß von einem andern Kloster stehend, auch den Abt desselben als ihren obersten Vorstand verehren, und dessen Verordnungen in allem Wesentlichen unterworfen sind.

14. Die Regel, welche der heilige Columban seinen Mönchen ertheilte, war aller Wahrscheinlichkeit nach die nämliche, welche man auch in Irland in dem Kloster von Bangor befolgte. Dieselbe zeugt von einer tiefen und genauen Kenntniß des innern Lebens, einer reinen, blos aus der innigsten Liebe zu Gott fließenden Frömmigkeit, von dem höchsten Aufschwung des Geistes zu dem Göttlichen, und von einer, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sich ausdrückt, mehr als menschlichen Weisheit. Dieselbe zerfällt eigentlich in zwei Theile, wovon der erste, bei weitem der wichtigste und lehrreichste doch nicht mehr, als zehn Kapitel enthält, nämlich, von dem Gehorsam, dem Stillschweigen, von der Nahrung, der evangelischen Armuth, der Nächstenliebe, der Verachtung der Welt, der Abtödtung, dem gemeinschaftlichen Gebet, der Weisheit das Gute von dem Bösen zu unterscheiden und von der Vollkommenheit des klösterlichen Lebens. Erst am Abend des Tages nahmen die Mönche ihr leichtes Mahl; es bestand aus Kräutern, Hülsen und mit Wasser geknetetem Mehl; Brod gab man ihnen nur sehr wenig, und überhaupt waren die Portionen äußerst sparsam zugetheilt; der heilige Stifter wollte, daß seine Mönche nie bis zur völligen Sättigung essen sollten. Indessen war hierin der Einsicht des Vorstandes ein ziemlich weiter Spielraum geöffnet; forderte die Verrichtung schwerer Arbeiten mehrere und stärkere Nahrung, so wurden auch die Portionen alsdann vergrößert, und es durfte sogar den Mönchen bisweilen Fische oder Geflügel und auch Bier

gereicht werden. In Ansehung der Kleidung war etwas besser für dieselben gesorgt; sie hatten eine doppelte, nämlich eine für den Tag, die andere für die Nacht, durften dieselbe aber jedesmal erst nach erhaltener Erlaubniß ändern. Nachdem sie aufgestanden waren, blieben sie so lange sitzen, bis man zum Amte läutete, welches sehr frühe gehalten ward. Sehr umständlich verbreitet sich die Regel des heiligen Columbanus über die Ordnung des Psalmengesanges. Bei den kürzesten Sommernächten wurden vier und zwanzig Psalmen unter acht Antiphonen abgesungen; bei den längsten Winternächten aber fünf und siebenzig Psalmen und fünf und zwanzig Antiphonen, und in den mittelmäßigen Nächten sechs und dreisig Psalmen und zwölf Antiphonen. Alles dieses war so geordnet, daß von Woche zu Woche entweder drei Psalmen hinzugefüget oder weggenommen wurden, je nachdem die Nächte zu oder abnahmen. Bei dem Beschluß eines jeden Psalmes fielen sie auf die Knie, oder warfen sich auf die Erde, und sagten dreimal: Deus in adjutorium meum intende, Domine adjuvandum me festina: ein allgemeiner Gebrauch der Mönche in Irland, daher Columban auch bemerkt, er habe es so von den Vätern gelernt. Die Regel enthält eine Menge trefflicher, aus der Natur und dem innern Wesen des klösterlichen Lebens, hergeleiteter Lehren und Ermahnungen, vollkommen würdig, von allen Klostergeistlichen, welchem Orden sie angehören mögen, zum Gegenstande ihrer täglichen Meditationen gemacht zu werden. In dem Kapitel, in welchem Columban von der Vollkommenheit eines Religiösen spricht, sagt er: „Der Mönch, welcher in „einer heiligen Genossenschaft lebt, lerne von dem „Einen die Demuth, von dem Andern die Geduld, „von einem Dritten das Schweigen und von einem

„Vierten die Sanftmuth. In Nichts folge er seinem „Willen und eigenen Wohlgefallen. Er esse blos was „man ihm reicht, besitze nur was man ihm gibt, und „verrichte keine andere Arbeit, als die, welche man „ihm vorschreibt. Nur so sehr ermüdet durch die „Anstrengungen des Tages, daß er gleichsam vor „Schlaf taumele, lege er sich zu Bette; stehe aber je„den Tag früh auf und überlasse sich eben so wenig „im Schlafen wie im Essen, einer vollkommenen „Sättigung. Wird er beleidiget, so ertrage er die „Beleidigung mit schweigender Geduld. Den Prior „muß er fürchten, wie seinen Herrn, aber auch ihn „lieben, wie seinen Vater, und stets die lebendige „Ueberzeugung in sich nähren, daß Alles, was sein „Oberer ihm befiehlt, auch zu seinem Heil gereiche; „die Gründe des erhaltenen Befehls hat er nie zu „untersuchen; seine Pflicht, sein Verdienst, und seine „Ehre, wie sein Stolz bestehen blos im Gehorchen*)“.

---

*) Goldene Worte, auch anwendbar außer den Klöstern, und gerade mitten in dem thätigsten und geschäftigsten Weltleben. Aber leider hat man jetzt keinen Begriff mehr davon, daß es auch eine stolze Unterwürfigkeit und einen würdevollen Gehorsam geben könne. Für den Liberalismus unserer Tage sind freilich diese Begriffe viel zu erhaben. Aber so wie es nichts lächerlicheres gibt, als wenn das Kleine und Erbärmliche im Cothurn daher schreitet, eben so erregt es auch ein, bald mit Eckel bald mit Mitleiden gemischtes Lachen, wenn man sieht, daß Niemand besser, als gerade der Liberalismus es versteht, sich zu fügen, zu schmiegen, zu gehorchen, sobald sein Vortheil oder seine Zwecke es so erfordern; da er aber Den, dem er gehorchen muß, im Stillen lästert, und im vermeinten Gefühle seines eigenen hohen Werthes sich weit über denselben hinwegsetzt; so ist offenbar sein Gehorsam blos knechtischer Art; es ist der Gehorsam eines Sclaven, der die Geißel fürchtet, oder Sold und Lohn be-

15. Der zweite Theil der Regel des heiligen Columbanus begreift dessen Pönitentiale oder Bußbuch, welches Bestimmungen und Vorschriften über die den Mönchen für verschiedene, wenn auch noch so leichte Fehler, aufzuerlegenden Bußen und Strafen enthält. Dieses Pönitentiale belehrt uns auch noch über manche andere, weniger wesentliche Einrichtungen in den Klöstern des heiligen Columbanus. So z. B. ersehen wir daraus, daß die Mönche weiß gekleidet waren, eine doppelte Kleidung hatten, nämlich eine, wie schon erwähnt worden, für den Tag, die andere für die Nacht, daß sie ferner auf der Brust ein kleines Reliquarium trugen, oder auch ein Chrysmale, das ist, ein kleines, mit benedicirtem Oel gefülltes Fläschchen; daß ferner in jedem Kloster zwei Oeconome angestellt waren; die Brüder sich öfters des Tages den Kopf waschen durften, jedoch mit Ausnahme der Büßenden, welchen dieses zu thun nur am Sonntag erlaubt war ꝛc. — Die gewöhnlichste, beinahe bei allen kleinern wie größern Verge-

---

gehrt. Wahrhaft frei und in dem eigentlichen Sinn liberal ist auch hierin nur der christliche Weltweise; dieser gehorcht überall und in Allem blos Gott allein, dessen Alles mit unendlicher Weisheit lenkende Hand er in der ganzen Weltordnung anbetend erkennt; und wird alsdann auch bisweilen sein Gehorsam einer harten Prüfung unterworfen; so freuet er sich und setzt seine Ehre und seinen Stolz darein, auch in solchen Fällen, mit christlicher Selbstbeherrschung und völliger Vernichtung seiner Selbst, seinem Gott das, Ihm so wohlgefällige Opfer des Gehorsams und der Unterwerfung zu bringen. Dieß ist es, was in unaufgeklärten Zeiten unsere Vorfahren, in ihrem gediegenen und tiefen christlichen Sinn und Gefühl, eine stolze Unterwürfigkeit und einen erhabenen, würdevollen Gehorsam nannten. — Möchte man hier nicht abermals ausrufen: O, der Zeiten der Finsterniß und des Aberglaubens!!

hungen und Fehlern angewandte Strafe bestand in Geiselstreichen; sechse für leichte Fehler; mehrere für größere Verbrechen, stets in steigendem Verhältniß mit der Größe und Schwere der Vergehung; so daß in gewissen Fällen der Strafbare bis zu zweihundert Geiselhieben konnte verurtheilt werden, welche jedoch nicht alle an dem nämlichen Tage, sondern mehrere Tage nach einander, und nie mehr, als fünf und zwanzig auf einmal durften ertheilt werden. Wer auf das Gebet vor oder nach dem Essen nicht Amen sagte, erhielt sechs Geiselstreiche; eben so viele derjenige, welcher am Tische, während des Mahls das Stillschweigen gebrochen, oder während des Gottesdienstes auch nur das mindeste Geräusch erhoben hatte. Bevor die Mönche aus dem Kloster gingen, oder sobald sie wieder in dasselbe zurückkamen, mußten sie den Segen begehren, und über Alles, was sie mit den Händen berührten, vorher das Zeichen des heiligen Kreuzes machen; wer das Eine oder das Andere zu thun unterließ, erhielt zwölf Geiselstreiche. Gleiche Strafe traf auch Jene, welche beim Empfang des allerheiligsten Altarssakraments den Kelch des Herrn mit den Zähnen berührten, oder wenn es Priester waren, vor Darbringung des heiligen Opfers sich die Nägel nicht geschnitten, oder auch, wenn es Diacone waren, sich nicht den Bart hatten scheeren lassen. Viel strenger bestraft ward jeder, der eine Heftigkeit des Gemüthes geäußert, mit Bitterkeit geredet, oder gar dem Obern widersprochen hatte; ein Solcher erhielt fünfzig Geiselstreiche. Aber die strengste Strafe mußte derjenige erleiden, welcher mit einem Frauenzimmer allein in traulicher Rede gefunden ward; das Ordensgesetz verurtheilte ihn zu zweitägigem Fasten bei Wasser und Brod und zweihundert Geisel-

hieben *). — Außer diesen, zur Erhaltung der inneren Ordnung in dem Kloster, so wie zur Befestigung der Mönche in dem Gehorsam, der Demuth der vollkommensten Selbstverachtung, nöthigen Strafen, gab es auch noch andere Bußen, welche den Fehlenden auferlegt wurden, als: strengeres Fasten welches Superpositio hieß; längeres Beten; eine gewisse, bald größere, bald kleinere Anzahl laut und mit Erbauung herzusagender Psalme; anhaltendere Stillschweigen; Stehen, wenn die übrigen Brüder saßen, und noch verschiedene andere, ähnliche, höchst löbliche Uebungen der Demuth.

---

*) Der von Columban, auf alle kleinere wie gröbere Fehler seiner Schüler gesetzten Strafe der Geiselung liegt offenbar ein verborgener, wahrhaft schöner und frommer Sinn zum Grunde. Die Geisel, oder vielmehr das von römischer Härte und Erbarmungslosigkeit erfundene, grausame Strafwerkzeug, flagellum genannt, gehört mit zu den Leidenswerkzeugen Jesu. Um unserer Schuld und Sünde willen ward Er, der Reine, Schuldlose, der Heilige, der Namenlose so grausam zerfleischt, daß auch an seiner ganzen heiligen Menschheit kein gesunder Fleck mehr gefunden ward. Muß nicht demjenigen, der keinen sehnlichern, keinen feurigern Wunsch hat, als nur Jesu nachzufolgen, Dessen Kreuz ihm überall nachzutragen: muß diesem nicht täglich das Bild des gegeiselten, zerfleischten, bluttriefenden, vom Scheidel bis zu den Fußsohlen zerschlagenen und zermalmten Jesu vor Augen schweben? Wahrhaftig für eine, ganz der Nachfolge Jesu geweihete, und obgleich fromme, doch mit zahllosen Fehlern und Schwachheiten behaftete Genossenschaft kann es kein passenderes Bußwerkzeug geben, als jenes, welches auch zu den Leidenswerkzeugen Jesu gehört. Aber wie das Kreuz, die Geisel und Dornenkrone ehemals die Zeichen der Schmach des, aus freiwilligem Gehorsam sich erniedrigenden Jesu waren; eben so werden auch Kreuz, Geisel und Dornenkrone einst die Zeichen der Macht und Herrlichkeit des trium-

16. Aus dem Gesagten erhellet zur Genüge, daß die Regel des heiligen Columbans nicht die Regel des heiligen Benedikts sey; indessen enthält auch sie nicht minder die sichere Grundlage einer, in steter Nachfolge Jesu, sich immer mehr entflammenden Liebe zu Gott und dem Nächsten, und eines gottseligen, nach und nach vollkommen geläuterten, wahrhaft evangelischen Wandels. Columbans Institut weckte in Gallien wieder den Geist der Buße, wie der Liebe zu klösterlicher Einsamkeit, und gab der Kirche ausgezeichnet heilige Männer, deren segenvolles Wirken oft selbst den zeitlichen Wohlstand mancher Länder nicht wenig beförderte.

17. Es wäre ein in der Geschichte unserer heiligen Religion unerhörtes Ereigniß, wenn Columbans Gott gefälliges Institut nicht, wie jede, die Ehre Gottes und das Heil der Menschen bezweckende Anstalt, ebenfalls die Anfälle und Verfolgungen des ewigen Widersachers alles Guten hätte endlich erfahren sollen. Zwar war Columban der Osterfeier wegen von den gallischen Bischöfen schon öfters beun-

---

phirenden Jesu seyn. Wenn Er, Dem alle Macht gegeben ist im Himmel, auf Erden und unter der Erde, kommen wird, zu richten den Erdkreis nach Recht und Gerechtigkeit; wie froh werden dann alle Jene um Kreuz, Geisel und Dornenkrone sich sammeln, die gewürdigt waren, diese geheiligten Leidenswerkzeuge schon hier auf Erden in ihrem sterblichen Körper eingeprägt und abgedruckt zu tragen! — Wenn gewisse Schriftsteller von Columbans Strafcodex, wie sie dessen Bußverordnungen zu nennen belieben, mit höhnendem Witze zu sprechen sich erlauben; so muß man es ihnen verzeihen; denn der Geist, der, um dieses zu fassen, nöthig ist: dieser Geist ist ja nicht in ihnen; wäre er es, so würden sie auch anders sprechen.

ruhiget worden; aber seinem Institut selbst drohete noch von keiner Seite die mindeste Gefahr, und er ahndete nicht, daß die Zeit nun herannahe, wo auch diese, seinem Herzen so harte Prüfung ihn endlich erreichen würde.

18. In immer zunehmender Heiligkeit seiner Bewohner, wie in stets wachsendem zeitlichen Wohlstande blüheten schon seit mehreren Jahren die von Columban gegründeten drei Klöster, als König Childebert im Jahre 596 starb, und dessen beide Söhne, Theudebert und Dietrich, sich in das väterliche Erbe theilend, der Erstere Austrasien, der Andere Burgund erhielt. In Dieterichs Reichsantheil lag demnach die Abtei von Luxeu mit den beiden von ihr abhangenden Klöstern Anegrai und Fontaines.

19. In den ersten Jahren seiner Regierung erzeigte Dietherich dem heiligen Columban große Ehrerbietung, verehrte ihn als einen vielvermögenden Fürsprecher bei Gott, besuchte ihn daher sogar selbst einigemal in Luxeu und berief ihn noch öfters zu sich, theils nach Bourcheresse, theils nach Epousses, zwei Krongüter, auf welchen der König den größten Theil des Jahres sich aufzuhalten pflegte. Aber es dauerte nicht lange, so erschien Columban an Dietherichs Hofe nie mehr anders, als mit der ernsten Stirne und dem strafenden Blick eines der alten Propheten. Der junge Monarch führte seit einiger Zeit ein ausschweifendes Leben, unterhielt Beischläferinnen, und hatte schon mehrere uneheliche Kinder gezeuget. In harten Ausdrücken verwieß Columban dem Könige seine Verirrungen, zeigte ihm die furchtbaren, den Unzüchtigen oft schon in diesem Leben erreichenden Gerichte Gottes, und drang mit heiligem Ungestüm in ihn, zu seinem eigenen Heil, wie zur

Befestigung seines Thrones sich eine rechtmäßige Gemahlin zu wählen. Stets versprach Dieterich, den Ermahnungen des Heiligen zu folgen, vergaß aber sogleich sein Versprechen, sobald Columban sich vom Hofe wieder entfernt hatte. *)

20. Eines Tages, als Columban, zwar diesmal nicht auf den Ruf des Königes, sondern wahrscheinlich wegen Angelegenheiten seiner Klöster, sich am Hofe zu Bourcheresse befand, brachte ihm Brunehilde, Dieterichs Großmutter, die Kinder ihres Enkels. Columban fragte, wer die Kinder wären, und was man von ihm verlange. „Es sind,“ erwiederte Brunehilde „die Kinder des Königes; ertheile ihnen deinen Segen.“ — Statt den Wunsch der Königin zu erfüllen, sagte ihr Columban gerade heraus, daß diese Kinder, weil die Frucht lasterhafter Verbindung, weder gedeihen, noch je in Gallien herrschen würden.

21. Diese Worte, deren Herbe und Bitterkeit weder des Propheten Blick noch Ton der Stimme milderten, waren ein Dolchstich für das Herz der Großmutter. Von jetzt an begann Brunehilde den Columban zu hassen; sie sann auf Mittel, sich des immer lästiger werdenden Zuchtmeisters zu entledigen; und auch der Enkel theilte nun bald die Empfindungen und Gesinnungen seiner Großmutter gegen den heiligen Columban. Dietrich war von Natur aus heftig und ungestüm; und schwer sollten nun

*) Zum vollkommenen Verständniß der Lebensgeschichte des heiligen Columbanus möchte es wohl nöthig seyn, die im vorigen Bande, im zwölften Abschnitte vorgetragene fränkische Geschichte, wenigstens von §. 27 bis 37 wieder in das Gedächtniß zurückzurufen.

der Abt von Luxeu und dessen Mönche den Unwillen des erzürnten, jungen Monarchen fühlen. Im weiten Umkreise ward der ganzen Gegend, wo Luxeu, Anegrai und Fontaines lagen, durch ein königliches Mandat befohlen, sogleich alle Gemeinschaft mit Columbans Klöstern abzubrechen, weder Lebensmittel noch irgend eine Art von Erfrischung in Zukunft ihnen mehr zu liefern. Den Mönchen selbst ward vom Könige verboten, unter irgend einem Vorwand ihr Kloster zu verlassen, und alle in der Nähe liegende Klöster erhielten, unter Androhung der königlichen Ungnade, die strengste Weisung, keinen von Columbans Mönchen in ihren Häusern aufzunehmen, darin zu beherbergen oder irgend mehr eine Hülfe, oder Unterstützung ihnen zu reichen. — Trotz aller ihrer Enthaltsamkeit hätten offenbar Columbans fromme Mönche, von allem entblößt und von allen verlassen, nun bald aus völligem Mangel verschmachten müssen. Um das Gemüth des Königes zu sänftigen, beschloß also der heilige Abt, sich unverzüglich wieder an den Hof desselben zu begeben.

22. Dieterich hielt sich in Epoisses auf, und schon neigte sich der Tag, als Columban allda ankam. Er ließ dem Könige sagen, daß er diesmal gar nicht gesonnen sey, hier lange zu weilen; nur auf einige Minuten erbitte er sich von ihm gnädiges Gehör. Brunehild und ihr Enkel waren unentschlossen, ob sie Columban vor sich lassen sollten, oder nicht; zum Glück erinnerten sich doch beide am Ende, daß Gott auch schon in seinen, hier noch auf Erden wallenden Heiligen geehrt seyn wolle. Befehl ward demnach gegeben, dem Abt von Luxeu ein herrliches Mahl zu bereiten, von der königlichen Tafel die besten Speisen und Weine ihm zu bringen. Co-

lumban fragte, für Wen diese kostbar zubereiteten Gerichte wären; man sagte ihm, es sey der König, der sie ihm sende. „Es geziemt mir nicht,“ erwiederte der Heilige, „Erquickung von einem Fürsten „anzunehmen, der treue Knechte Gottes nicht nur „selbst nicht aufnimmt; sondern auch Anderen sie auf„zunehmen verbietet.“ — Sogleich zerbrachen jetzt Flaschen und Schüsseln von selbst, und der Wein, mit Speisen vermischt, floß auf dem Boden. Erschrocken liefen die Diener davon, und meldeten eiligst, was sie gesehen hatten, dem König.

23. Auch Brunehilde und Dieterich überfiel jetzt eine heilsame Furcht. Gleich am Morgen des andern Tages begaben sich beide zu unserm Heiligen, baten ihn das Geschehene zu vergessen, versicherten ihn und seine Klöster auf das neue ihres königlichen Schutzes, und da Columban vorzüglich darauf drang, daß der König das, durch seine ausschweifende Lebensweise, der Kirche und seinen Unterthanen gegebene Ärgerniß heben möchte, so versprach ihm Dieterich auf das heiligste, diesmal seinem Rathe zu folgen, und mit allem Ernste an die Wahl einer rechtmäßigen Gemahlin zu denken. Zufrieden und getröstet nahm nun Columban von dem König und Brunehilde Abschied, und ging, ohne sich einen Augenblick noch länger in Epoises aufzuhalten, in sein Kloster nach Luxeu zurück.

24. Aber leider war gerade das letzte Versprechen des Königes die Klippe, an welchem das zwischen ihm und dem Abt von Luxeu, dem Scheine nach, hergestellte gute Vernehmen nun eben so bald wieder scheitern sollte. Dieterich konnte sich nicht entschließen, seine Beischläferinnen zu entlassen. Der alte, durch jenes augenscheinliche Wunder augenblick-

lich unterdrückte Groll gegen Columban erwachte auf das neue. An eine gesetzliche Vermählung ward nicht mehr gedacht; und auch die Mönche von Luxeu und der beiden andern Klöster empfanden nun bald wieder in allerlei Quälereien die Folgen der Abneigung des Königes gegen ihren Abt.

25. Als Columban sah, daß er abermals von dem König sey getäuscht worden, entflammte er in heiligem Eifer, schrieb ihm einen Brief voll der bittersten Vorwürfe, rügte in härteren Ausdrücken als je dessen lasterhaftes Leben, und drohete ihm endlich sogar mit dem Bannstrahl. — Auf das Gemüth eines feurigen, ungestümen, in Banden der Wollust gehaltenen jungen Fürsten that dies Schreiben vollkommen die Wirkung, die man davon erwarten konnte. Dieterich gerieth in den heftigsten Zorn; auch Brunehilde fand sich auf das höchste beleidiget; und da die Höflinge nur gar zu gerne alle Leidenschaften ihrer Herren theilen, so waren gegen Columban nun auch alle fränkische Herren aus der Umgebung des Königes nicht minder erbittert; sie sagten laut und in Gegenwart Dieterichs, daß man sich des lästigen, unverträglichen Mönchs ohne alle weitere Umstände auf immer entledigen müßte. Der heilige Abt hatte in seinen Klöstern Manches verordnet, wovon man in den andern Klöstern Galliens nichts wußte. Alle dergleichen Einrichtungen wurden nun auf das bitterste getadelt, größtentheils der bizarren Laune und dem Eigensinn des hypochontrischen irländischen Einsiedlers zugeschrieben; und da endlich die, gerade den König umgebenden Bischöfe, die ohnehin der Osterfeier wegen den Columban des Starrsinnes beschuldigten, allem Diesem, wo nicht geradezu beistimmten, doch auch nicht widersprachen; so ward ohne weiters beschlos-

sen, den Columban auf immer des Landes zu verweisen. Nach Irland, hieß es, woher er gekommen wäre, müsse man ihn wieder zurückschicken.

26. Graf Baudulf erhielt demnach Befehl, den Abt von Luxeu aus seinem Kloster zu vertreiben. Dieß geschah und Columban ward einstweilen nach Orleans gebracht. Hier erwartete Baudulf wegen des weitern Schicksals seines Gefangenen neue Befehle von Hof. Columban benutzte diese Zwischenzeit zu apostolischen Arbeiten und mannigfaltigen Werken der Liebe. Er lehrte das Volk, besuchte die Kranken, tröstete und stärkte die Sterbenden, ging in die Hütten der Armuth, noch öfters in die Wohnungen des Verbrechens, das heißt, in die Gefängnisse. Als er hier zu den Gefangenen einst Worte des Heils sprach, sie zur Buße ermahnte und ihre Herzen zerknirschte, fielen sie ihm alle unter einem Strom von Thränen zu Füßen, gelobten für die Zukunft Besserung und frommen, gottgefälligen Wandel und baten mit kindlichem Zutrauen ihn endlich, durch seine Fürbitte bei Gott ihnen ihre Freiheit zu erlangen. So strenge und schonungslos Columban gegen verstockte, stolze Frevler verfuhr, eben so mild und nachsichtsvoll zeigte er sich stets gegen den gedemüthigten reuigen Sünder. Domual, einer der Mönche aus Luxeu, der seinem heiligen Abt in das Exil gefolgt war; befand sich jetzt auch bei ihm in dem Gefängniß; Columban befahl ihm, den Gefangenen ihre Fesseln zu lösen. Ohne zu wissen, oder darüber zu sinnen, ob dieses auch möglich wäre, und blos aus blindem Gehorsam that Domual sogleich wie ihm befohlen war, und unter seinen Händen zerbrachen nun Ketten und Eisen von selbst. Columban führte die Gefangenen aus dem Gefängniß; ohne Zeit zu verlieren flohen sie nach einer ziemlich

weit entlegenen Kirche, um in dem Heiligthum derselben eine sichere Zufluchtsstätte zu finden. Leider war die Kirche, als sie ankamen, geschlossen, und der mit einer Schaar Soldaten den Entsprungenen nacheilende Aufseher des Gefängnisses ihnen schon ganz nahe. Aber Columban, der dieß vorausgesehen hatte, kam noch früher als die Soldaten herbei; und ohne alles menschliche Zuthun, blos durch die Kraft des Namens Jesu öffneten sich nun auf Columbans Geheiß die Pforten der Kirche. Die Gefangenen traten hinein, stimmten Psalmengesang an, und die Stadtobrigkeit, als ihr das unerhörte Ereigniß gemeldet ward, wagte es nicht, diejenigen wieder verhaften zu lassen, welchen durch ein zweifaches Wunder Gott selbst ihre Freiheit geschenkt hatte.

27. Orleans und die ganze Gegend umher waren jetzt voll von dem Rufe unsers Heiligen. Diejenigen, denen seine Bewachung übertragen war, fürchteten sich Sünde, ihn länger zu bewachen; einer nach dem andern zog sich in aller Stille zurrück; und als Columban nach wenigen Tagen sich ohne Begleiter und völlig frei sah, kehrte er ruhig und nichts besorgend in sein Kloster nach Luxeu zurück.

28. König Dieterich wollte indessen Columban durchaus nicht länger mehr in seinen Staaten dulden. Er erkannte zwar die Heiligkeit des treuen Dieners Gottes; fürchtete aber gerade deßwegen eben so sehr ihn persönlich zu beleidigen, als durch dessen ewige Ermahnungen und Bußpredigten aus seinem wollüstigen Schlummer geweckt zu werden. Verbannung aus seinem Reiche schien ihm das beste Auskunftmittel. Die beiden Grafen Berthar und Baudulf sandte demnach Dietrich jetzt mit einer Schaar

Soldaten nach Luxeu; sie hatten Befehl, sich der Person des Abtes zu bemächtigen, ihn bis nach Nantes zu begleiten, dort einzuschiffen und nach Irland in sein Vaterland zurückzubringen. Als die beiden Grafen des Königs Befehl dem Columban bekannt machten, erklärte dieser, daß er nur der äußersten Gewalt weichen, nie aber freiwillig seine Brüder verlassen würde. Berthar und Baudulf entfernten sich nun aus dem Kloster, suchten aber unter den, sie begleitenden Soldaten die kühnsten und entschlossensten aus, ihnen hart dreuhend, wenn sie des Königs Befehl zu vollziehen jetzt zögern würden. Aber auch diese rohen und wilden Krieger wagten es nicht, Hand an den Heiligen zu legen; sie warfen sich ihm zu Füßen, ihn inständigst bittend, doch zu bedenken, daß ihr eigenes Leben in Gefahr stünde, wenn sie den königlichen Befehl nicht befolgten. Columban ward bewegt, hob sie auf und versprach, ihnen willig zu folgen. Aber von den Mönchen wollte jetzt keiner von seinem frommen ehrwürdigen Vater sich trennen; alle waren entschlossen, ihrem heiligen Abt an jeden Ort der Verbannung, selbst bis an das Ende der Welt zu folgen. Dieser Trost sollte jedoch weder dem heiligen Abt noch dessen ihm mit so vieler Treue ergebenen Mönchen zu Theil werden. Berthar und Baudulf erklärten, daß es nur jenen, welche mit Columban über das Meer herüber gekommen wären, erlaubt sey, ihn wieder nach Irland zu begleiten; alle übrigen, weil geborne Gallier, Franken und Burgunder, sollten, dieß sey der ausdrückliche Wille des Königs, ruhig und ungestört in ihren Klöstern zurückbleiben. Dem Befehle des Monarchen mußte gehorcht werden; aber schmerzhaft war die Trennung, traurig und wehemüthig der Abschied; die Scheidenden wie die Zurückbleibenden zerflossen in Thränen, und selbst die beiden Grafen,

die ohnehin schon sehr gerne ihren Auftrag jedem andern überlassen hätten, waren bis zu Thränen gerührt. — Dieß geschah im Jahr 610, mithin zwanzig Jahre nach Gründung des Instituts und der Erbauung des Klosters von Luxeu.

29. Columbans ganze Reise bis Nantes ward ununterbrochen durch mehrere auffallende Wunder verherrlichet. Als man zu Nevers auf der Loire sich einschiffte, gab ein Soldat einem von den, ihren Abt begleitenden Mönchen, der jetzt etwas säumte, in die Barke zu treten, mit dem Ruder einen sehr harten Schlag auf den Kopf; es fehlte wenig, so hätte er ihn tödlich verwundet. Columban machte dem Soldaten gerechte Vorwürfe über seine Grausamkeit, ihm zugleich bedeutend, daß er für diesen Frevel gerade an dem Ort, wo er ihn begangen hätte, seine Strafe erhalten würde. Wie schon so oft, ging auch diesmal wieder Columbans Vorhersagung in Erfüllung; denn als das Schiff nach mehreren Wochen wieder zurückkam, fiel jener Soldat gerade an der Stelle, wo er den Diener Gottes mißhandelt hatte, in das Wasser und ertrank in dem Strom. — Dem Ragamond, welcher die den Columban begleitende Wache befehligte, sagte der Heilige unter Weges, daß Clothar von Paris, dessen Reichsantheil bisher so sehr geschmälert worden, und den die Franken jetzt so gering schätzten, nach drei Jahren Herr der ganzen fränkischen Monarchie seyn würde. Das nämliche wiederholte Columban auch zu Tours an der Tafel des Bischofes Leoparius. Mit dem Bischofe speiseten an diesem Tage mehrere fränkische Herren, unter andern auch Chrodoald, der mit dem königlichen Hause verwandt, Theudeberts Vasall, aber in Geheim dem Interesse Dieterichs ergeben war; zu diesem sagte Columban: „Euer

„Dieterich, dieser tolle Hund *) hat mich aus mei-
„nem Kloster vertrieben, aber Ihr könnet Ihm an-
„deuten, daß in drei Jahren Er und sein ganzes
„Haus von der Erde vertilget sein werden.“ —

30. Als Columban nach Nantes kam, war das Schiff, das ihn nach Irland transportiren sollte, noch nicht in segelfertigem Stande; der Heilige mußte also einige Zeit sich hier aufhalten. Der Bischof von Nantes, dem wahrscheinlich die Hofluft sehr gut anschlug, vermied alle Gemeinschaft mit Columban, erzeigte ihm nicht die mindeste Liebe, und er und seine Gefährten würden harten Mangel haben leiden müssen, wenn nicht einige fromme Matronen, zur Beschämung des Bischofes, für alle seine Bedürfnisse reichlich gesorgt hätten. Als das Schiff endlich zur Abfahrt bereit war, schifften Columban und seine Gefährten mit ihren wenigen Habseligkeiten sich ein. Aber kaum hatte das Schiff den Hafen verlassen,

*) Dieses harten, und wirklich unter andern Umständen und in jedem andern Mund höchst ungeziemenden Wortes wegen, wird Columban von mehrern, besonders französischen Geschichtschreibern sehr getadelt. Aber wie es scheint, bedachten dieselben nicht, daß, als Columban eben dieses harte Wort aussprach, seinen Blicken sich die Zukunft aufschloß, er nun alles in dem Licht eines Propheten sah, alle zeitliche Größe ihm entschwand, mit Worten hart oder schonend strafte, was der Geist Gottes, der aus ihm redete, ihm hart oder schonend zu strafen gebot, und es uns daher nicht auffallen darf, wenn er einen Monarchen, der gottesvergessen genug seyn konnte, seinen eigenen Bruder, und dessen Sohn, ein noch schuldloses Kind, grausam zu morden, nun unter dem Bilde eines wüthenden oder tollen Hundes bezeichnet. Uns wenigstens scheint jeder Tadel hier unbesonnen und übel angebracht.

als ein heftiger Windstoß es in denselben wieder zurücktrieb. Mehrere Tage geschah dieß nach einander bis endlich der Patron des Schiffes, über die wahre Ursache dieser wunderbaren Erscheinung nicht mehr länger in Zweifel, den heiligen Columban sammt seinen Gefährten wieder ausschiffen ließ; und kaum hatten diese das Land betreten, als das Schiff mit dem günstigsten Winde, unter dem Freudengeschrei der Matrosen aus dem Hafen auslief. Allgemein war nun die Ueberzeugung, daß des heiligen Columbans Verbannung aus Frankreich Gott höchst mißfällig sey; niemand wollte also auch jetzt mehr etwas dazu beitragen; ungestört ließ man den Heiligen thun und gehen, was und wohin er wollte. Columban beschloß, den jungen König Clothar zu besuchen; derselbe befand sich damals gerade an der westlichen Grenze seines Reiches, in einer Stadt an der Seeküste. Bevor jedoch Columban die Reise antrat, schrieb er an seine Mönche von Luxeu, ihnen rathend, an seiner Stelle nunmehr einen andern Abt zu wählen. Die Wahl fiel zuerst auf Attala, hierauf auf Valdolin; und als beide die ihnen angetragene Würde ablehnten, ward der fromme von der Kirche nachher heilig gesprochene Eustasius einstimmig gewählt.

31. An Clothars Hofe hielt sich Columban nicht lange auf; zwar verkündete er ihm ebenfalls, daß er in drei Jahren alle Theile der fränkischen Monarchie unter seinem Scepter vereinigen würde; auch gab er ihm sehr heilsame Ermahnungen; als aber der König ihn bat, sich in seinen Staaten niederzulassen, weigerte er sich dessen, und zwar aus dem löblichen Grunde, damit die ohnehin schon zwischen Clothar und Dieterich herrschende Kälte durch ihn nicht noch einen größern Zuwachs erhalte.

32. Columban ging nach Austrasien zu König Theudebert, wo der ehrenvollste und freudigste Empfang seiner harrte. Aber auch hier wollte Columban nicht lange verweilen; sein Sinn war nach Italien gerichtet; als jedoch der König ihn versicherte, daß es in seinen Staaten noch Gegenden gäbe, deren Einwohner dem Götzendienst und allerlei heidnischem Aberglauben ergeben wären; entbrannte bei diesen Worten Columbans apostolischer Eifer. Er versprach dem König, zu diesen Götzendienern unverzüglich die Leuchte des Evangeliums zu tragen, und wenigstens einige Jahre, das heißt, bis zu deren völligen Bekehrung unter denselben zu wohnen.

33. Auf dem Rhein schiffte sich Columban mit seinen Gefährten ein, schiffte Strom aufwärts und trat bei Mainz an das Land. Der Bischof dieser Stadt nahm unsern Heiligen mit vieler Liebe auf, labte und erquickte ihn und seine Begleiter, und versah auch das Schiff mit frischen Lebensmitteln, worauf Columban seine Reise auf dem Rhein fortsetzte, bald nachher in die Aar, dann in den Limat einlief, und endlich bis an die äußerste Grenze des Zürcher-Sees kam. — Alles den See umwohnende Volk diente den Götzen. Columban begann sogleich ihnen den wahren Gott zu verkünden; aber seine Zuhörer waren meistens sehr roh, wild und unwissend, und die Worte des Predigers machten wenig oder gar keinen Eindruck. Einst feierten sie ihren Götzen zu Ehren ein großes Fest. Auch Columban fand sich bei der Feierlichkeit ein. Als er mehrere mit Bier gefüllte Gefäße vor den Götzenbildern stehen sah, fragte er, was dieses zu bedeuten habe; sie sagten ihm, es sey ein Opfer ihren Gottheiten dargebracht. Näher trat nun Columban hinzu, blies über die Gefäße hinweg, und krachend zerbra-

chen diese sogleich in viele Stücke, und die den Göttern bestimmte Libation floß auf dem Boden. Die Anwesenden, von Erstaunen ergriffen, blickten jetzt mit größerer Ehrerbietung zu einem Manne hinauf, dessen überkräftiger Athemzug, wie sie sagten, selbst steinerne Gefäße zersprengen konnte. Columban's Predigten und Ermahnungen fanden nun willigeres Gehör; Mehrere ließen sich taufen, und Andere, die schon in frühern Zeiten die Taufe erhalten, nachher aber wieder heidnischen Gebräuchen sich zugewandt hatten, entsagten nun auf immer jedem abgöttischen Wahn.

34. Dieser glückliche Erfolg entflammte den Eifer des Gallus, eines der frömmsten und treuesten Gefährten des Columbans. Aber Eifer, wenn nicht von Klugheit geleitet, führt selten zum erwünschten Ziel. Gallus stürzte mehrere Götzenbilder, steckte sogar einen Tempel in Brand, und warf alle darin aufbewahrte Opfergaben in den See. Alles Volk gerieth darüber in Aufruhr; den Gallus wollte es steinigen, den Columban sammt den übrigen Mönchen mit Ruthen aus ihrem Lande hinauspeitschen. Der Rathschluß der Gottlosen ward jedoch bei Zeiten dem Heiligen verrathen; er entzog sich der Volkswuth, und ging mit den Seinigen nach Arbon an den Constanzer See zurück.

35. Freundliche Aufnahme fanden die Vertriebenen hier bei einem frommen Priester, Namens Willimar. Zwischen den Bergen zeigte dieser ihnen, nahe bei den Trümmern der ehemals von Attila zerstörten Stadt Brigantium, ein ungemein anmuthiges, wasserreiches Thal. Hier fand Columban eine kleine, der heiligen Aurelia geweihete Kapelle; rings um dieselbe errichtete er und seine Gefährten mehrere

Zellen, und die kleine heilige Schaar beschloß, an diesem freundlichen Ort nun längere Zeit zu weilen. — Aber unbekannt war auch den Bewohnern dieser Gegend noch der wahre Gott. Zwar fand man unter ihnen einige Spuren ehemaligen Christenthums; aber demungeachtet ward unter den Bildern schützender Landesgottheiten auch hier den Dämonen noch Opfer gebracht. Gallus, der die Landessprache verstand, predigte mit seinem, ihm eigenen Flammeneifer in der ganzen Gegend die Lehre des Evangeliums. Sichtbarer Segen ruhete auf seinem Vortrag. Alles Volk bekehrte sich zum Christenthum, und ohne nachtheilige Folgen zu befürchten, konnte nun Gallus die Götzenbilder stürzen, sie zerschlagen und, um ihr Andenken zu vertilgen, deren Trümmer in den Wellen des Sees begraben. Den allerlei heidnischen Gottheiten geweiheten Tempel verwandelte Columban in eine christliche Kirche; er besprengte sie mit Weihwasser, zog um ihre Mauern in Prozession mit seinen Gefährten unter Psalmgesang herum, und weihete sie feierlich zum Dienste des wahren lebendigen Gottes ein. In den Altar, nachdem er ihn vorher gesalbt hatte, legte er einige Reliquien der heiligen Aurelia; und brachte hierauf das große, Gott so wohlgefällige, Seiner allein würdige, hochheilige Opfer dar. Alles anwesende Volk zerfloß in Freudenthränen; und froh und voll des himmlischen Friedens gingen Alle nach beendigtem Gottesdienste nach Hause, fest entschlossen, nie mehr falsche Götter zu ehren, nur dem einzigen wahren, dreieinigen Gott im Geist und in der Wahrheit zu dienen.

36. Von den neu bekehrten Christen unterstützt, erbauete Columban hier ein Kloster, und legte dadurch den Grund zu der, in weit spätern Jahren so berühmt gewordenen Abtei Mererau. Außer den,

dem Gebete, der Psalmodie und frommen Betrachtungen geweiheten Stunden, beschäftigten sich die Mönche dieses Klosters mit Feldbau und ländlicher Arbeit; Einige pflanzten und arbeiteten im Garten; Andere besorgten die Baumzucht, wieder Andere beschäftigten sich mit dem Fischfang, und der heilige Columban selbst verfertigte Netze rc.

37. Lachend und anmuthig war die Gegend um das Kloster, einladend zur Einsamkeit, und im Frühling und Sommer prangte die Natur in der ganzen Fülle ihrer Schönheit und ihres Reichthums. Schon drei Jahre wohnte daher Columban in dem reitzenden Thal, und wahrscheinlich würde der Heilige sein Grab hier gefunden haben, hätten nicht Ereignisse ganz anderer Art ihn abermals wieder auch aus diesem Kloster vertrieben. Zwischen den beiden Brüdern von Burgund und Austrasien war nämlich jener unselige Krieg ausgebrochen, der dem übelberathenen Theudebert am Ende Krone und Leben kostete. An dem Tage der entscheidenden, für den König von Austrasien so unglücklichen Schlacht bei Tolbiak, saß Columban, mit einem Buche in der Hand, unter einem Baum. Plötzlich fiel er in einen Schlummer, wahrscheinlicher in eine Art von Entzückung. Die Heere der beiden feindlichen Brüder erblickte er jetzt in wüthendem Kampfe; er sah das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt, und endlich Dieterichs siegende Fahnen das geschlagene und zerstreuete Heer seines Bruders hitzig verfolgen. Als er wieder erwachte, sah er den Chagnoald, einen Mönchen aus dem Kloster an seiner Seite; zu diesem wandte sich Columban mit den Worten: „Heute liefern Dieterichs und Theudeberts Völker sich eine mörderische Schlacht .... ganze Ströme von Blut werden vergossen." — „Nun mein Vater," sagte Chagnoald,

„bittet doch ja Gott, daß er unserm Feinde, König Dieterich, nicht den Sieg verleihe.“ — „Mein Sohn,“ erwiederte Columban, „du giebst mir hier einen schlechten Rath, denn Gott, der ohnehin will, daß wir auch für unsere Feinde beten sollen, hat in dieser Sache schon ganz anders beschlossen.“ — Es fand sich nachher, daß wirklich an diesem Tage die Schlacht bei Tolbiak das Schicksal Austrasiens entschied, und um die nämliche Stunde, in welcher Columban mit Chagnoald gesprochen, auch der Sieg auf Dieterichs Seite sich zu neigen begann. Ganz Austrasien, mithin auch das Bregenzer Thal, kamen nun unter Dieterichs Herrschaft, und Columban, weniger besorgt um seine eigene Sicherheit, als vielmehr, weil er mit diesem König nichts mehr zu schaffen haben wollte, verließ Kloster und Gegend und ging nach Italien. Der heilige Gallus, Columbans bisher unzertrennlicher Gefährte blieb jedoch zurück, weil Gott wollte, daß er zurückbleiben sollte, ihm daher ein heftiges Fieber sandte, welches es ihm unmöglich machte, seinen Lehrer über die Alpen zu begleiten. In der Wohnung und unter der Pflege des hier oben schon erwähnten Priesters Willimar erhielt indessen Gallus in kurzer Zeit wieder seine völlige Gesundheit, und gründete bald darauf in derselben Gegend ein neues Kloster, welches nach dem Tode seines Gründers dessen Namen erhielt, und die Wiege und der Ursprung ward der in der Folge so reich und berühmt gewordenen, gefürsteten Reichs-Abtei St. Gallen.

38. Bei Agilulf und Theudelinde, welche in Italien herrschten, fand Columban die beste Aufnahme. In seinem ganzen Reiche ließ der König ihm die Wahl, sich niederzulassen, wo es ihm nur immer gefallen möchte. Ohne lange zu suchen, wählte

Columban in den cotinischen Alpen, nicht ferne von den Ufern der Trebia, ein freundliches, ungemein wasser- und fischreiches Thal, und erbauete hier, von der Freigebigkeit des frommen Königpaars unterstützt, das nachher, seiner reitzenden Lage wegen, so häufig besuchte Kloster Bobio. Diesen Namen erhielt es von dem kleinen, aber kristallhellen, die Gärten und Felder des Klosters durchschlängelnden und bewässernden Bach Bobio.

39. Während seines Aufenthaltes in Mailand, bekämpfte Columban in Schriften und Predigten die Arianer, deren es leider noch immer ziemlich viele unter den Longobarden gab. Da er es mit vielem Nutzen und unter sehr großem Segen that, so wäre zu wünschen gewesen, daß sein frommer, wahrhaft apostolischer Eifer sich damit auch vollkommen begnügt hätte. Aber über den Streit wegen der drei Kapitel sehr unvollständig, oder was noch ärger ist, sehr schlecht unterrichtet, nahm Columban nun ebenfalls daran Antheil, und als Agilulf und Theudelinde ihn ersuchten, sich bei dem Pabste zu verwenden, daß dieser dem Schisma ein Ende machen möchte, schrieb er an Bonifacius IV. einen Brief, welcher, wenn es noch fernerer Beweise bedürfte, uns abermals überzeugen könnte, daß nicht Alles, was ein Heiliger thut, blos deßwegen, weil ein Heiliger es gethan, auch heilig sey oder heilig seyn müsse. Der Brief und vorzüglich dessen Aufschrift *) beweisen

*) Der Sonderbarkeit wegen, müssen wir diese Aufschrift, die nicht wohl eine Uebersetzung zuläßt, unsern Lesern in der Originalsprache mittheilen. «Pulcherrimo omnium totius Europae Ecclesiarum Capiti, Papae praedulci, praecelso Praesuli, Pastorum Pastori, Reverendissimo Speculatori, humillimus Celsis-

zwar Columbans aufrichtige Demuth, tiefe Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl und brennendes Verlangen, sich nie von ihm zu trennen, stets in vollkommener Gemeinschaft mit ihm zu bleiben; aber diesem Allen ungeachtet ist doch der Brief an sich selbst, und zwar von der ersten bis zur letzten Zeile, ein barer, ununterbrochen fortlaufender Unsinn. Columban giebt dem Oberhaupte der Kirche Lehren, Ermahnungen und Weisungen; fodert den Pabst auf, unverzüglich ein Concilium zusammen zu berufen; und sich vor demselben zu rechtfertigen. Er beschuldiget den Pabst Vigilius, das heilige Concilium von Chalcedon verdammt, und in einem, Gott weiß welchem *), Concilium die Lehren des Nestorius, Eutyches und Dioscorus gut geheißen, und in den Beschlüssen seines Conciliums angenommen zu haben **). Er

simo, minimus Maximo, agrestis Urbano, micrologus Eloquentissimo, - - - mira res, rara avis, scribere audet Bonifacio Patri Palumbus." — Columbanus pflegte oft seinen wahren Namen zu verhüllen, oder aus Demuth zu verändern. Columba heißt eine zahme, palumba eine wilde Taube.

*) Dieß sind Columbans eigene Worte, mit welchen er das letzte öcumenische Concilium von Constantinopel bezeichnet; sie beweisen Columbans gänzliche Unwissenheit über die Verhandlungen dieses Conciliums, zugleich aber auch dessen große Unbesonnenheit, in einer Sache, von welcher er nichts wußte, dem Oberhaupte der Kirche Lehren und Instruktionen ertheilen zu wollen. Gott schauet jedoch blos auf das Herz. Columbans Verirrung lagen weder Dünkel noch Eigensinn zum Grunde; der Herr ließ ihn also fallen, damit sein Fall ihm nachher, weil zu größerer Demuth, auch zu größerer Erhöhung gereiche.

**) Man darf hier nicht übersehen, daß des Nestorius und Eutyches Irrlehren zwei einander ganz entgegengesetzte

schließt endlich sein Schreiben noch gar mit einigen Bemerkungen, deren gefährliche, gewissermaßen selbst das Dogma gefährdende Consequenzen, die der Sektengeist daraus herleiten könnte, der sonst so heilige Mann ganz gewiß auch nicht von weitem mochte eingesehen haben.

40. Es ist sehr verzeihlich und noch leichter begreiflich, daß Columban, bevor er nach Italien kam, von der Natur des Streites über die drei Kapitel und die Veranlassung des Schisma nichts wußte; aber was er hätte wissen können, wissen müssen, und was er auch gewiß gewußt hatte, ist, daß von den ältesten, grauesten Zeiten des Christenthums her, Gemeinschaft mit der römischen Kirche stets der vollständigste Beweis und das untrügliche Merkmal der Rechtgläubigkeit war. Wenn also Columban über die Beschlüsse des zweiten Constantinopolitanischen oecumenischen Conciliums, und über das in dem Abendlande darauf erfolgte Schisma näher belehrt zu werden wünschte; so hätte es ihm geziemt, sich vor Allem an den römischen Stuhl zu wenden, und in Demuth und tiefster Ehrfurcht bei dem Oberhaupt der Kirche um Belehrung zu bitten. Er hätte das Nämliche thun müssen, was auch der heilige Hieronymus einst that. In einem zwar nicht ganz, jedoch ziemlich ähnlichen Falle schrieb dieser große Kirchenlehrer, dessen Leuchte drei Welttheile erhellte, an den Pabst Damasus: "Ich kenne nicht die streitenden Partheien; ich kenne

---

sich gegenseitig bekämpfende und zerstörende Ketzereien sind, es daher durchaus an sich schon unmöglich sey, sich zu beiden falschen Lehren zu bekennen, sie in ein und dasselbe Glaubensbekenntniß aufzunehmen.

„nicht den Vitalis, den Meletius verwerfe ich, „und von Paulinus weiß ich nichts. Aber ich „begehre zu wissen, wer mit Dir ist; denn wer nicht „mit Dir sammelt, der zerstreuet .... „Nur der, welcher sich dem Stuhle Petri an„schließt, nur der ist mein Mann ꝛc. *)“

41. Offenbar hatte dem heiligen Columban, weil er den schismatischen Bischöfen zu viel Gehör gab und der, über dem römischen Stuhl stets waltenden Verheißungen Jesu nicht gedachte, der Geist der Weisheit und Einsicht (spiritus sapientiae et intellectus) sich jetzt, als er seinen Brief an Bonifazius schrieb, auf einige Zeit entzogen. Es geschah ihm also, was ehemals zwar unter andern, aber doch in mancher Rücksicht auf den gegenwärtigen Fall sich beziehenden Umständen, auch dem großen, von Gott schon hier auf Erden so sehr verherrlichten, heiligen Bischof Martinus widerfuhr. Dieser durch ganz vorzügliche Gaben der Wunder und Weissagung ausgezeichnete Bischof, durch dessen glühenden Eifer in Gallien das Christenthum erst allgemein verbreitet und befestiget ward, kam nach Trier an den Hof des Kaisers Maximus, um für zwei edle, ungerechter Weise zum Tode verurtheilte Männer **) Gnade zu erflehen. Der Kaiser versprach ihm seine Bitte zu gewähren, jedoch unter der Bedingung, daß er mit den, damals gerade in Trier, einer bevorstehenden Feierlichkeit wegen, sich aufhaltenden, aber

*) Hieronym. Epist. 57 und 58 ad Damasum.

**) Nämlich die beiden Comes Narses und Leucadius. Das ihnen zu Last gelegte, für sie jedoch sehr ehrenvolle Verbrechen war allzugroße Treue und Anhänglichkeit an den liebenswürdigen Kaiser Gratian.

von der katholischen Kirchengemeinschaft ausgeschlossenen, ithaciensischen Bischöfen Kirchengemeinschaft eingehen möchte. Anfänglich widerstand Martinus dem Ansinnen des Kaisers; als dieser ihn aber zürnend verließ, und bald darauf die Hinrichtung der Verurtheilten befahl, ward der heilige Bischof seiner Ueberzeugung untreu, eilte am Vorabend des Tages, an welchem das blutige Urtheil sollte vollzogen werden, in den Palast, versprach zu thun, was der Kaiser verlange, und nahm daher am folgenden Tage an der Einweihung des Bischofes Felix Antheil, wodurch er, da diese von ithaciensischen Bischöfen geschah, nun wirklich Kirchengemeinschaft mit ihnen eingegangen war *). Traurig und niedergeschlagen verließ, gleich am Tage nach der Weihe, Martinus die Stadt Trier, und klagte nachher seinen Freunden, daß er von diesem Augenblick an eine Verminde-

*) Ithacius und die mit ihm verbundenen Bischöfe hatten bei dem Kaiser Maximus die Hinrichtung des Priscillianus und dessen Anhänger nachgesucht und erhalten. Bischof Ithacius hatte sogar sich so weit vergessen, daß er, vor dem Richtstuhl des strengen Präfekten Evodius, gegen die Priscillianer die Anklage auf Tod in eigener Person führte und erst dann abtrat, als die Untersuchung, so gut wie beendiget, von dem kaiserlichen Fiscal mußte übernommen werden. — Noch nie und zu keiner Zeit in dem langen Laufe von achtzehen Jahrhunderten hat die Kirche gegen Irrlehrer und Ketzer blutige Urtheile gefällt, oder solche vor weltlichen Richterstühlen betrieben; sie begnügt sich, dieselben aus ihrer Gemeinschaft auszustoßen, damit sie zur Besinnung kommen, Buße thun und reumüthig wieder zurückkehren mögen. Ihres, dem Geiste der Kirche und Religion Jesu so sehr zuwiderlaufenden schändlichen Betragens wegen, und weil ihre Hände nun mit Blut befleckt waren, wurden Ithacius und dessen Gesellen aus der Gemeinschaft der Rechtgläubigen verbannt.

rung der Kraft gefühlt, Gott ihn mit der Gabe außerordentlicher Wundererweisungen nicht mehr in dem Maße, wie vorher begnadigt habe. —— Eben so hatte unstreitig auch den heiligen Columban, weil er zu sehr die schismatischen Bischöfe Italiens hörte, beinahe völlig sich ihnen hingab, auch die ihn bisher erhaltende, kräftigende und erleuchtende Gnade so sehr verlassen, daß er jenen eines Heiligen so unwürdigen Brief schrieb, der aber ganz gewiß ihm nachher zu nur noch größern Demuth, mithin auch zu noch größerer Heiligung gedient haben wird; denn Jenen, welche wahrhaft und von ganzem Herzen Gott lieben, wird stets Alles am Ende zum Guten gereichen.

42. Wir wissen zwar nicht, was Bonifazius dem Columban auf seinen Brief geantwortet; aber es ist mehr als wahrscheinlich, ja selbst als völlig erwiesen anzunehmen, daß der erleuchtete gottselige Pabst, eingedenk der bisherigen Heiligkeit des Mannes, des Strauchelnden, vielleicht besser gesagt, des Gefallenen mit christlicher Liebe sich erbarmte, ihm hülfreiche Hand bot, und durch sanfte Belehrung von seinem Falle ihn wieder erhob; und daß der heilige Columban, nunmehr eines Bessern belehrt, den Beschlüssen des fünften allgemeinen Conciliums sich unbedingt unterwarf, alle Berührung mit Italiens schismatischen Bischöfen sorgfältig vermied und den Ueberrest seiner Tage, in gottgefälliger Unterwürfigkeit unter allen Entscheidungen des Oberhauptes der Kirche, mit dieser in heiliger Gemeinschaft des Glaubens wie der Liebe dahinbrachte. Wir dürfen und können um so weniger daran zweifeln, da wir einen vollständigen Beweis darüber in dem besondern Schutz und den ausgezeichneten Begünstigungen finden, welche der römische Stuhl dem

heiligen Columban und dem von ihm gegründeten Kloster Bobio angedeihen ließ, und endlich auch vorzüglich darin, daß ihn nach seinem Tode die römische Kirche den Heiligen zuzählte *).

43. Sobald Clothar zur Alleinherrschaft über die ganze fränkische Gesammtmonarchie gelangt war, gedachte er auch des heiligen Columban, der schon vor drei Jahren ihm seine jetzige Größe vorhergesagt hatte. Den heiligen Eustasius, welcher den von Columban gegründeten Klöstern, seit dessen Entfernung aus Gallien, als Abt vorstand, schickte demnach der König nebst einigen andern fränkischen Herren seines Hofes nach Italien, um den Heiligen zu bitten, wieder in seine Abtei nach Luxeu zurückzukehren. Columban, gerade mit den Einrichtungen seines neuen

*) Jedem Christen, und unter allen nur gedenkbaren Verhältnissen geziemt zwar stets die holde Demuth; aber nirgends ist diese himmlische Perle nöthiger, als beim Forschen in den heiligen Schriften, oder bei Untersuchung und Prüfung theologischer oder religiöser Fragen. Wenn also Zwist, Streit und Zank in der Kirche Gottes entstehen, so ist es ja klar, daß es frommen Einsiedlern, und Allen, welche, in vollkommener klösterlicher Abgeschiedenheit, der Welt und deren Treiben, von welcher Art es auch seyn mag, gänzlich entsagt haben, nun vorzüglich zur Pflicht wird, alles eigenmächtige Untersuchen, Prüfen, Scrutiniren, Urtheilen und Entscheiden sich schärfstens zu untersagen, dafür aber mit noch lebendigerm Glauben an den, von Jesu Christo gegründeten Felsen in Rom, gleichsam mit den Händen und Zähnen sich festzuhalten. „Nur Wer," sagt der heilige Hieronymus, „sich an dem Felsen Petri festhält, „nur der ist mein Mann." — Möchte doch dieses treffliche Dictum bald das allgemeine Losungswort aller Katholiken werden, wie es längst schon das Losungswort aller wahren Katholiken ist!

Klosters beschäftiget, und in manchen Stücken sehr unzufrieden mit Chlothars Betragen, lehnte den ehrenvollen Ruf von sich ab, empfahl aber die Abtei Luxeu der vorzüglichen Gnade des Königes, dem er übrigens in einem besondern Briefe noch manche, wahrhaft väterliche Ermahnungen gab, jedoch nicht ohne Beimischung gerechter und strenger Verweise über Verschiedenes, was eines Königes unwürdig war, besonders über die unmenschliche, mehr als grausame Behandlung der unglücklichen Königin Brunehilde.

44. In seinem Kloster Bobio lebte Columban keine zwei volle Jahre mehr. Weit in Jahren vorgerückt, starb der heilige Greis am 21. November des Jahres 615. An seinem Grabe geschahen lange Zeit nach seinem Tode noch viele Wunder und Zeichen, und der Tag seines Hinscheidens ist auch der Tag, an welchem die Kirche das Andenken des Heiligen feiert. — Außer den Briefen des heiligen Columbanus, von welchen schon die Rede gewesen, sind auch 16 von seinen Homilien und verschiedene seiner Gedichte auf uns gekommen, unter andern auch Eines über den Geitz, in Form eines Briefes an Gunaldus. Man findet die Homilien im zwölften Bande der bibliotheca Patrum, und die Gedichte bei Goldast, unter dem Titel: Paranoeticorum veterum. Die geistlichen Reden wie die Gedichte beweisen, daß Columban, der schönen Wissenschaften nicht unkundig, Beredtsamkeit und Dichtkunst liebte; obgleich seinen geistlichen Reden bei weitem der Vorzug vor seinen Gedichten gebührt.

45. Als Columban mit seinen, mit ihm aus Irland gekommenen Gefährten vom König Dieterich aus seinem Kloster zu Luxen und ganz Gallien ver-

heiligen Columban und dem von ihm gegründeten Kloster Bobio angedeihen ließ, und endlich auch vorzüglich darin, daß ihn nach seinem Tode die römische Kirche den Heiligen zuzählte *).

43. Sobald Clothar zur Alleinherrschaft über die ganze fränkische Gesammtmonarchie gelangt war, gedachte er auch des heiligen Columban, der schon vor drei Jahren ihm seine jetzige Größe vorhergesagt hatte. Den heiligen Eustasius, welcher den von Columban gegründeten Klöstern, seit dessen Entfernung aus Gallien, als Abt vorstand, schickte demnach der König nebst einigen andern fränkischen Herren seines Hofes nach Italien, um den Heiligen zu bitten, wieder in seine Abtei nach Luxeu zurückzukehren. Columban, gerade mit den Einrichtungen seines neuen

*) Jedem Christen, und unter allen nur gedenkbaren Verhältnissen geziemt zwar stets die holde Demuth; aber nirgends ist diese himmlische Perle nöthiger, als beim Forschen in den heiligen Schriften, oder bei Untersuchung und Prüfung theologischer oder religiöser Fragen. Wenn also Zwist, Streit und Zank in der Kirche Gottes entstehen, so ist es ja klar, daß es frommen Einsiedlern, und Allen, welche, in vollkommener klösterlicher Abgeschiedenheit, der Welt und deren Treiben, von welcher Art es auch seyn mag, gänzlich entsagt haben, nun vorzüglich zur Pflicht wird, alles eigenmächtige Untersuchen, Prüfen, Scrutiniren, Urtheilen und Entscheiden sich schärfstens zu untersagen, dafür aber mit noch lebendigerm Glauben an den, von Jesu Christo gegründeten Felsen in Rom, gleichsam mit den Händen und Zähnen sich festzuhalten. „Nur Wer," sagt der heilige Hieronymus, „sich an dem Felsen Petri festhält, „nur der ist mein Mann." — Möchte doch dieses treffliche Dictum bald das allgemeine Losungswort aller Katholiken werden, wie es längst schon das Losungswort aller wahren Katholiken ist!

Klosters beschäftiget, und in manchen Stücken sehr unzufrieden mit Chlothars Betragen, lehnte den ehrenvollen Ruf von sich ab, empfahl aber die Abtei Luxeu der vorzüglichen Gnade des Königes, dem er übrigens in einem besondern Briefe noch manche, wahrhaft väterliche Ermahnungen gab, jedoch nicht ohne Beimischung gerechter und strenger Verweise über Verschiedenes, was eines Königes unwürdig war, besonders über die unmenschliche, mehr als grausame Behandlung der unglücklichen Königin Brunehilde.

44. In seinem Kloster Bobio lebte Columban keine zwei volle Jahre mehr. Weit in Jahren vorgerückt, starb der heilige Greis am 21. November des Jahres 615. An seinem Grabe geschahen lange Zeit nach seinem Tode noch viele Wunder und Zeichen, und der Tag seines Hinscheidens ist auch der Tag, an welchem die Kirche das Andenken des Heiligen feiert. — Außer den Briefen des heiligen Columbanus, von welchen schon die Rede gewesen, sind auch 16 von seinen Homilien und verschiedene seiner Gedichte auf uns gekommen, unter andern auch Eines über den Geitz, in Form eines Briefes an Gunaldus. Man findet die Homilien im zwölften Bande der bibliotheca Patrum, und die Gedichte bei Goldast, unter dem Titel: Paranoeticorum veterum. Die geistlichen Reden wie die Gedichte beweisen, daß Columban, der schönen Wissenschaften nicht unkundig, Beredtsamkeit und Dichtkunst liebte; obgleich seinen geistlichen Reden bei weitem der Vorzug vor seinen Gedichten gebührt.

45. Als Columban mit seinen, mit ihm aus Irland gekommenen Gefährten vom König Dieterich aus seinem Kloster zu Luxen und ganz Gallien ver-

kannt ward, sagte er in prophetischem Geiste, daß die Verfolgungen, die er jetzt erdulde, einst mehr als irgend Etwas dazu dienen würden, den innern und äußern Wohlstand und zunehmenden Flor seines Klosters nur noch mehr und noch schneller zu befördern. Ueber alle Erwartung ging diese Weissagung nach dem Tode des Heiligen in Erfüllung. Nicht nur daß König Clothar beinahe mit verschwenderischer Freigebigkeit dem Kloster von Luxeu die schönsten Ländereien schenkte und eine Menge Privilegien ertheilte, und Mehrere der reichsten und vornehmsten fränkischen Herren hierin dem Beispiel ihres Königes folgten; sondern unter der weisen und salbungsvollen Leitung des heiligen Abtes Eustasius, Columbans würdigen Nachfolgers, verbreitete auch in kurzer Zeit das Kloster von Luxeu seine, an jeder Art des Segens so fruchtbaren Zweige und Aeste beinahe über die ganze weite Oberfläche des fränkischen Reiches. Das Institut des heiligen Columbans ward die Pflanzschule einer langen Reihe großer und heiliger Männer. Den gallicanischen Kirchen gab es heilige Bischöfe und erleuchtete Prälaten, und aus seiner Mitte ging eine ganze Schaar, durch hervorleuchtende Frömmigkeit ausgezeichneter Ordensmänner hervor, die, wie einst der erhabene Stifter ihres Ordens, nun von gleichem apostolischen Eifer entflammt, mit der Erlaubniß und dem Segen ihrer Obern, das Kloster verließen, den gefährlichsten Missionen sich unterzogen, unter entarteten Christen den Geist ernster Buße weckten, Sünder bekehrten, Götzendienern das Evangelium predigten, und selbst an den äußersten Grenzen Austrasiens, mitten unter wilden, oft noch halb heidnischen Völkerstämmen, nach der Regel des heiligen Columbans, ähnliche fromme, heilbringende Institute gründeten. — Unter denen, welche, nicht blos eine Zierde des klösterlichen

Lebens, sogar dem Episcopat in Gallien noch einen höhern Glanz ertheilten, nennen wir unter vielen Andern hier nur den heiligen Chagnoald (Cagnou), Bischof von Laon, den heiligen Achiardus von Noyon, den heiligen Donatus von Besançon, den heiligen Ragnarius von Augt rc., und unter den, von heiligem Eifer für das Seelenheil aller Völker glühenden Missionären; wovon sogar zwei die Märtyrerkrone errungen, wird es schon hinreichend seyn, hier blos eines heiligen Vallerius, Valdolin, Amel Romarii, Sigisbert, Placidus rc.*) zu erwähnen: lauter Männer von hoher Frömmigkeit, erfüllt mit dem Geiste Gottes, und deren wahrhaft evangelische und apostolische Tugenden nicht nur die Kirchen Galliens und Frankreichs**), sondern alle Kirchen des Abendlandes mit dem Wohlgeruch ihrer Heiligkeit erfüllten. So leben und wirken die Tugenden und das Andenken heiliger, wahrhaft großer Männer auch nach deren Tod noch lange fort, Männer, von welchen in unsern heiligen Schriften der Geist Gottes spricht: Sit memoria illorum in benedictione, et ossa eorum *pululent* de loco suo, et nomen eorum permaneat in aeternum. (Eccl. 46.)

46. In allen Klöstern Frankreichs ward nach und nach die Ordensregel des heiligen Columbanus

*) Sigisbert und Placidus hatten die Gegend zwischen dem Constanzer- und Zürcher-See gewählt, wo sie lehrten, predigten, Sünder und Götzendiener bekehrten, bis sie endlich auf Befehl des dort gebietenden Grafen — der Mensch hieß Viktor — dem sie über seine Ungerechtigkeiten und zügelloses Leben sehr ernste Vorstellungen gemacht hatten, enthauptet wurden.

**) Sollte etwa wohl die Bemerkung hier noch nöthig seyn, daß nemlich Gallien nur ein Theil, obgleich der beträchtlichste Theil des damaligen, großen Frankenreichs war?

eingeführt, und die Weisheit ihrer Vorschriften von ganzen Concilien, besonders von der Synode zu Macon (623) öffentlich anerkannt. Eine lange Folge von Jahren hindurch blieb sie daher neben Jener des heiligen Benedikts in Kraft, bis endlich im Laufe des achten Jahrhunderts die Letztere die Oberhand gewann, und allen Mönchen und Klöstern in Frankreich die Regel des heiligen Benedikts zur einzigen Richtschnur ihres frommen klösterlichen Wandels gegeben ward *).

VI.

1. In dem blühendsten Zustande, wie auch sichtbar zunehmendem äußern Flor, haben wir nach Königs Leovigilds Tod, in dem vorigen Bande, die Kirche von Spanien verlassen. In dem ganzen Reiche gab es jetzt nur einen Schafstall und eine Heerde; und das stärkste und sicherste Nationalband, nämlich jenes einer gemeinschaftlichen Religion verband nun Gothen und Sueven, Römer und Eingeborne zu einem und demselben Gesammtvolk; und während

---

*) In der kurzen Lebensbeschreibung, welche wir von dem heiligen Columban hier gegeben, folgten wir, in Ansehung der eigentlichen historischen Ereignisse, dem Jonas, einem Mönche aus dem Kloster Bobio, welcher zwanzig Jahre nach dem Tode des Heiligen, dessen Leben beschrieb. Was Jonas erzählt, hatte er von solchen vernommen, welche Columbans Schüler und Gefährten, mithin von Allem, was sie berichteten, selbst Augenzeugen gewesen waren. Von den Neuern zogen wir blos den gelehrten, alles mit kritischer Besonnenheit prüfenden und sichtenden Longueval zu Rathe. (Hist. de l'Egl. Gall. P. 3. L. 9.)

das ganze Abendland noch immer ein weiter Schauplatz des Krieges und der Verheerung war, blieb Spanien, so lange Recared lebte, ein wahrer Gegenstand des Neides wie der Bewunderung seiner Nachbarn.

2. Recared, welchem die Geschichte mit Recht den Beinamen: der Katholische gibt *), herrschte mit eben so viel Kraft als Weisheit und Milde. Alle seine auswärtigen und innern Feinde wurden von ihm besiegt; und seine, aus allen seinen Gesichtszügen hervorleuchtende Herzensgüte, in Verbindung mit einer männlich schönen, mit aller Würde und Anmuth getragenen Figur, gewannen ihm vollends noch alle Herzen; und sogar Jene, welche selbst durchaus keinen moralischen Werth hatten, fühlten sich dennoch gezwungen, in ihrem Herzen der stillen Größe ihres Königes zu huldigen. Auch unter den Gräueln des Krieges und dem wilden Geschrei der Sieger hörte Recared stets die sanftere Stimme der Menschlichkeit. War der Sieg einmal erkämpft, dann verbreitete seine schützende Fürsorge sich nicht minder über die Besiegten, wie über die Sieger, und alle Gefangene, welche seine Soldaten gemacht hatten, kaufte er stets denselben wieder ab, und schenkte ihnen ihre Freiheit. Seinen Unterthanen, wenn Noth sie drückte, erließ er Steuern und Abgaben. Alle von seinem Vater der Geistlichkeit entzogene und

(Isid. Hi[st.] Chron. G[oth.] pag. 7[…])

*) Bei König Recared war dieser Beiname blos individuel bezeichnend; und man darf ihn daher nicht mit jenem Ehrentitel des Katholischen verwechseln, welchen erst gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts König Ferdinand von Arragonien, Isabellens Gemahl, für sich und alle seine Nachfolger von dem römischen Stuhle erhielt.

jetzt noch dem königlichen Fiscus zugehörige Güter, gab er, ohne Entschädigung zu fodern, der Kirche wieder zurück; und wer in den Zeiten der letzten Verfolgung Schaden gelitten hatte an seiner fahrenden oder liegenden Habe, erhielt nun doppelten und dreifachen Ersatz *).

3. Seit ihrer Niederlassung in Spanien, lebten die Gothen dort mitten unter den Römern, und waren demungeachtet noch immer ein von den Letztern durch Religion, Gesetze, Sitten, Kleidung und Lebensweise völlig getrenntes Volk. Selbst zwei ganze Jahrhunderte hatten keine Annäherung herbeiführen können; denn die stärkste, selbst der Zeit trotzende Scheidewand bildete das strengste Verbot wechselseitiger Ehen zwischen Gothen und Römern. Dieses unchristliche und zugleich staatsunkluge Gesetz hob König Recared auf, erlaubte und begünstigte die Ehen zwischen beiden Völkern, erhob nach und nach die Sprache der Römer zur gewöhnlichen Geschäfts- und Hofsprache, führte römische Sitten und Gebräuche bei dem Volke, und römische Würden, Aemter, Namen und Ehrentitel in der Verwaltung und bei

*) Es ist auffallend, wie im Zuge der Jahrhunderte das Schlechte sehr oft, das Gute aber nur äußerst selten sich wiederholt. Auch in unsern Zeiten wurden Kirchen zerstört und geplündert, Kirchengüter geraubt, und selbst die ehrwürdigsten, von dem christlichen Sinn der Verfahren der Treue und dem Glauben aller folgenden Geschlechter anvertraute, fromme Stiftungen von der Habsucht schamlos verschlungen. Alles dieß haben wir gesehen; aber bis jetzt hat unser Auge noch keinen König Recared erschauet, der von dem der Kirche geraubten Gut ihr auch nur drei Prozente hätte wieder zurückgeben mögen. — Was den Apetit der Einen weckte, schmeckt, wie es scheint, auch den Andern gut.

den Großen seines Reiches ein*), sänftigte und milderte dadurch die Wildheit und Rohheit der Gothen, flößte ihnen größere Liebe und Neigung zu bürgerlichen Geschäften und den Künsten des Friedens ein, beförderte wissenschaftliche Cultur, schmolz auf diese Weise Gothen und Römer zu einer, durch alle Bande religiösen und bürgerlichen Interesses enge verbundenen Nation zusammen, und gab dieser ein gemeinschaftliches, ihrem gemischten Charakter, wie dem Standpunkt ihrer Cultur angemessenes Gesetzbuch **).

*) Dem Geschichtschreiber Mariana zu Folge, nahm König Recared, wahrscheinlich nach dem Beispiel der oströmischen Kaiser zuerst den Beinamen Flavius an, welcher, wie bei den Römern, nun auch bei den Gothen auf Recareds Nachfolger auf dem spanischen Throne überging.

**) Dieses Gesetzbuch enthielt eine Auswahl aus den alten Gewohnheitsrechten und Verordnungen früherer gothischer Könige, dann die römischen Gesetze aus dem Breviarium Alaricianum (bekanntlich hatte Alarich dem theodosianischen Gesetzbuch bei den Westgothen Eingang verschafft) und endlich die von Recared selbst gegebenen Verordnungen. Bisher war der Gottesdienst, wie auch gerichtliche und andere öffentliche Verhandlungen in gothischer Sprache verhandelt worden; diese ward jetzt von der lateinischen Sprache verdrängt, welche nach und nach die einzige Schrift-, Geschäfts- und Hof-Sprache ward; so daß die gothische sich nur noch unter dem gemeinen Volk erhielt. — Es ist zum Erstaunen, welchen mächtigen, schöpferischen Einfluß Recared auf den Charakter, wie auf die Verfassung, Cultur und den ganzen Zustand seiner Nation hatte. Für die Gothen in Spanien beginnt mit seiner Regierung eine neue Geschichts-Aere; denn schon am Ende seiner Regierung sind sie bei weitem nicht mehr, was sie von Eurichs Zeiten bis auf Leovigild gewesen waren. Alle andere

leicht zu begreifen, wie auf diese Weise die Concilien von Toledo, welchen in der Folge die Könige und Großen des Reiches beiwohnten, nun bald allgemeine, das Wohl der Kirche wie des Staates berathende und behandelnde Reichsversammlungen werden mußten *). — Wenn diese Einrichtungen, wie alle menschliche Institutionen, in der Folge entarteten, Mißbräuche sich einschlichen und Gebrechen erzeugten; so war dies wahrhaftig nicht Recareds, sondern solcher Menschen Schuld, unter deren Händen auch das Reinste nicht mehr rein, das Edelste nicht mehr edel bleibt **).

---

*) Zu förmlichen Reichs- und Landtagen constituirt wurden die Concilien, wie wir später sehen werden, erst unter König Reccesuint. Die Glaubens- und Kirchen-Angelegenheiteu wurden in den ersten Tagen vorgenommen; waren diese erlediget, dann wurden, mit Zuziehung der Palatinen (Herzoge, Grafen, Gardinge, welche letztere adelige, reiche Gutsbesitzer waren) auch das zeitliche Interesse des Staates und der Krone in Berathung gezogen.

**) Wie in dem ganzen Laufe der Weltgeschichte, in den Ereignissen des Individuums, wie ganzer Völker und großer Reiche, die oft ganz unumwölkte, wahrhaft sichtbare Hand der über Alles waltenden, schützenden und helfenden Vorsehung nicht zu verkennen ist; eben so unleugbar ist auch auf der andern Seite der stete böse Einfluß jenes, allem Guten widerstrebenden, mächtigen geistigen Wesens, welches der Mund der ewigen Wahrheit uns als einen Lügner von Anbeginn, und den ewigen Feind Gottes und der Menschen bezeichnet hat. Wo immer nur ein guter, die herrlichsten Früchte versprechender Saame ausgestreuet wird, da kommt der feindliche Mensch in der Nacht und säet Unkraut, welches dann gemischt mit den guten Früchten emporsproßt. Daher nun das Unvollendete, Unvollkommene in allen, auf die edelsten Zwecke berechneten menschlichen Anstalten;

mindere Aufmerksamkeit auch allen Angelegenheiten der Kirche und deren heiligen Lehre. Die Religion betrachtete er als das wichtigste und heiligste Nationalgut, als das erste und höchste Interesse seines Reiches. Nichts lag ihm daher so sehr am Herzen, als seine Völker auf der Bahn des Heils zu erhalten, sie in ihrem Glauben zu befestigen, das Christenthum immer noch weiter zu verbreiten. Eine peinliche, seine tiefe Religiosität täglich verletzende Empfindung war es für ihn, leider auch über Solche herrschen zu müssen, die den großen Gesalbten des Herrn noch immer verwarfen, Ihn, den Gekreuzigten noch immer nicht anbeteten. Seitdem das mit Blindheit geschlagene Israel, nachdem es den Gerechten ermordet und dessen Blut auf sich und seine Kinder herabgerufen, gleich Kain von der Hand der Allmacht sichtbar gezeichnet, unter alle Völker des Erdbodens zerstreut ward, war die spanische Halbinsel gleichsam der Hauptsammelplatz und Vereinigungspunkt der im Abendlande herumirrenden Juden. Man erzählt, Kaiser Hadrian habe in dem Jahre 135, nach Unterdrückung jener furchtbaren Empörung der Juden, in welcher mehr als zwei Drittel der zahlreichen Nation theils durch das Schwert der Römer, theils durch Hunger und Elend zu Grunde gingen, 50 bis 60,000 jüdische Familien nach Spanien verpflanzt. In dem langen Zeitraume von fünf Jahrhunderten mußte diese zahlreiche Colonie, besonders bei der großen Fruchtbarkeit jüdischer Frauen, sich nothwendig ganz ungeheuer vermehren, und viele Hunderttausende von Juden waren jetzt, zu den Zeiten Sisebuts, über Spaniens Oberfläche verbreitet. *)

---

*) Den Sagen und Fabeln der Rabbinen zu Folge, wären schon zu Salomons Zeiten, durch die Handelsflotten dieses Königes, Juden nach Spanien gekommen.

Liuva auf dem spanischen Thron. Der neue Monarch war ganz das Ebenbild seines edeln Vaters; äußerer Schöne des Körpers entsprachen treffliche Eigenschaften des Geistes und des Herzens, und mit Zuversicht durften Spaniens Völker hoffen, daß, so wie ihr Glück stets die wichtigste Angelegenheit des Vaters war, es nun ebenfalls das höchste Ziel der Wünsche des Sohnes seyn würde. Aber eitel war leider diese Hoffnung; denn als ein Opfer des schändlichsten Verrathes fiel der junge Monarch schon in dem zweiten Jahre seiner Regierung.

6. Graf Witterich, der unter Recareds Regierung, wegen Hochverraths und Aufruhrs zum Tode verurtheilt, blos der Grosmuth des Königes sein Leben zu danken hatte, ward an dem Sohne seines Wohlthäters zum Verräther und Mörder. Durch Künste der Verstellung hatte er Liuvas Gunst und bald darauf auch den Oberbefehl über das, gegen die Griechen bestimmte Heer erschlichen. Mit persönlicher Tapferkeit verband Witterich große Kriegskunde und Kühnheit. Die unförmlichen, noch durch keine festen Bande der Disciplin vereinten Massen, welche man damals Armeen nannte, wußte der Verräther trefflich zu behandeln; er kannte den Geist der Officiere wie der gemeinen Soldaten, wußte nach und nach mehrere der Erstern von höherem Range in sein Interesse zu ziehen, gewann, von ihnen unterstützt, bald auch den größten Theil der Uebrigen und, durch diese, nun um so leichter die gedanken — und willenlosen Haufen der Gemeinen. Statt das Heer gegen den Feind zu führen, marschirte Witterich in der Stille nach Toledo, überfiel den unvorbereiteten, nichts ahndenden Liuva in seiner Residenz, bemächtigte sich seiner Person und ließ dem hoffnungsvollen zwanzigjährigen Monarchen,

um ihn zum Regiment untauglich zu machen, die rechte Hand abhauen, aber demungeachtet nach einigen Tagen dennoch ermorden. Von dem aufrühreriſchen Heere ward Graf Witterich zum König ausgerufen. Weder das Volk noch die Großen wagten zu widersprechen. Die allgemeine Stimme ward von einer, mit der zahlreichen Bevölkerung des Reiches in gar keinem Verhältniß stehenden, kleinen Parthei von Verräthern unterdrückt, aber von Verräthern, deren Chef die Gewalt in Händen hatte, sie zu brauchen verstand, und zugleich auch sie auf das schrecklichste zu mißbrauchen, jeden Augenblick bereit war.

7. Schwungsucht und Fanatismus theilten sich in Witterichs Charakter; kaum sah er sich also im Besitz des Thrones, als er auch auf Mittel sann, den Arianismus wieder zur herrschenden Landesreligion zu erheben. Eitel und fruchtlos war jedoch diesfalls all sein Mühen und Streben; denn an der Standhaftigkeit der Bischöfe und dem frommen Sinn der Nation scheiterten alle seine Entwürfe; er sah sich endlich gezwungen, sein Vorhaben aufzugeben, und der ganze Gewinn, den sein an der Kirche begangener Verrath ihm brachte, war nun blos, daß zwischen ihm und der Nation von jetzt an auf immer Argwohn und Mißtrauen sich lagerten.

8. Nicht glücklicher war Witterrich auch in den auswärtigen Angelegenheiten seines Reiches. Obgleich ein, erprobter Feldherr, machte er doch mehrere ruhmlose Feldzüge, focht unglücklich gegen die Griechen, und mußte von den Franken eine

Schmach erdulden, die ungerochen kein anderer König erduldet hätte. *)

9. Der mißlungene Versuch, die Nation wieder in den Pfuhl des Arianismus hinabzuziehen, hatte Witterichs Gemüth erbittert; aus einem König ward er nun ein wahrer Tyrann. Als ein Feind der Kirche haßte und verfolgte er die Geistlichkeit, und als ein, der Nation wider ihren Willen aufgedrungener Usurpator suchte er den Adel, den er fürchten mußte, zu unterdrücken, ließ unter nichts bedeutenden Vorwänden mehrere Großen theils hinrichten, theils des Landes verweisen, zog ihre Güter ein, befleckte nicht selten fremdes Ehebette, entehrte die edelsten Familien und ward, durch seine Apostasie, wie durch seine Grausamkeit und ausschweifendes Leben in kurzer Zeit der Gegenstand des allgemeinen Abscheues. Aber bald war nun auch das Maß seiner Ungerechtigkeiten voll. Eine Verschwörung entspann sich gegen ihn, und bei einem prächtigen Gastmahl, das er seinem Hofe und den ersten Beamten des Reiches gab, ward er, halb berauscht, Mitte unter den Freuden einer üppigen Ta-

*) Der fränkische König Dietherich hatte um Hermenberga, Witterichs Tochter, werben lassen und dieselbe auch erhalten. Bevor aber die gothische Prinzessin an dem burgundischen Hofe ankam, hatte des Königs unsteter Sinn sich schon wieder geändert. Die Vermählung ward jetzt von einer Zeit zur andern aufgeschoben. Von den Einen verachtet, von den Andern bedauert, blieb Hermenberga ein ganzes Jahr an dem Hofe von Burgund. Aber nun wünschte Dietherich ihrer völlig los zu werden, und schickte sie demnach ohne weiters ihrem Vater nach Spanien zurück, nachdem er vorher noch alle Schätze, welche die Prinzessin mitgebracht, ihr abgenommen hatte.

fel und dem lärmenden Taumel betrunkener Gäste, plötzlich von einer zahlreichen Rotte Verschworner überfallen und mit vielen Dolchstößen ermordet. — Als der Tyrann den Lohn seiner blutigen Frevel erhielt, hatte er gerade sieben Jahre und einige Monate geherrscht. — Wenn derjenige schon unendlich zu bedauern ist, der eine ganze Welt gewinnt, den ganzen Erdkreis zu seinen Füßen sieht, aber Schaden an seiner Seele leidet; wie sehr ist erst jener zu bejammern, der wahnsinnig genug war, einige wenige Jahre einer unsichern äußerst beschränkten, stets von Gefahren umlagerten Herrschaft mit dem Verluste seiner Seele und seines ganzen ewigen Heils zu erkaufen.

10. Die Verschwornen wählten Gundomar zum König der Westgothen, und alle die übrigen Großen, welche Gundomars Verdienste kannten, gaben freudig zu der getroffenen Wahl ihre Beistimmung. Gundomar, jetzt in der vollen Reife des männlichen Alters, nahm sich den weisesten seiner Vorfahren, nämlich König Recared zu seinem Muster. Gleich diesem trefflichen Monarchen war auch er ein wahrhaft frommer, dabei tapferer, äußerst thätiger und weiser Monarch. Die unruhigen und kriegerischen Basken, welche sich feindliche Einfälle in Spanien erlaubt hatten, wurden von ihm geschlagen und, wie sie es verdient, auch gezüchtiget; *) und der König

*) Die Basken hatten in frühern Zeiten, um dem Druck arianischer Herrschaft sich zu entziehen, ihre Sitze am Ebro verlassen, und jenseits der Pyrenäen sich in dem jetzigen Navarra niedergelassen. Dieß wollten, wie wir zu seiner Zeit schon erzählten, die Franken nicht dulden, aber ihre, gegen die neuen Ankömmlinge gesandten Heere richteten nichts aus, und die Basken blieben, wo sie waren. Als nach Leovigilds Tod die katholische Religion

von Burgund, der die spanischen Gesandten schnöde behandelt hatte, ward, als Gundomar an der Spitze eines Heeres schnell heranrückte, so geschreckt, daß er den Frieden nachsuchte, denselben auch erhielt, jedoch mit Verlust einiger an den Grenzen von Septimanien liegenden Burgen und Schlösser, deren der westgothische König, gleichsam nur im Vorüberziehen sich bemächtiget hatte.

11. Unter Gundomars Regierung ward das vierte Concilium von Toledo gehalten. Bischöfe aus der Provinz Carthagena hatten sich seit etlichen Jahren der Gerichtsbarkeit der Kirche von Toledo entzogen. Ihre Anmaßung beruhete auf dem seichten Grunde, daß auf dem letzten Concilium von Toledo der Erzbischof dieser Stadt sich blos als Metropolit der Provinz Carpetaneum unterzeichnet habe. Der heilige Aurasius, welcher, weil er dem Witterich kräftig widerstanden, Vieles von dem Tyrannen hatte erdulden müssen, war Erzbischof von Toledo. Da es sich auf dem Concilium um die Rechte seiner Kirche

die herrschende in Spanien ward, wollten auch die Basken in ihre alten Wohnsitze wieder zurückkehren. Mit einem zahlreichen Heere kamen sie also über die Pyrenäen, wurden aber in einem Haupttreffen von Recared völlig geschlagen. Eingeschlossen, wie sie jetzt waren, zwischen den Gebirgen und dem siegenden Heere, wäre es Recared ein Leichtes gewesen, sie gänzlich zu vertilgen; aber der milde König gestattete ihnen freien Abzug, nachdem sie vorher ihm versprechen mußten, sich in der Zukunft ruhig zu verhalten. Demungeachtet erneuerten sie jetzt den Versuch, ihre ehemaligen Wohnplätze an dem Ebro wieder in Besitz zu nehmen. Aber auch dieser Versuch, wie noch einige spätere, waren ohne Erfolg und beschleunigten nur der Basken völlige Unterwerfung unter gothische Herrschaft.

handelte, so konnte er nicht Kläger und Richter zugleich seyn, wohnte daher dem Concilium nicht bei, und Protogenes von Sevilla führte darauf den Vorsitz. Die Rechte der Kirche von Toledo, wie die Gründe der widersprechenden Bischöfe wurden nun genau untersucht, die letztern verworfen, die erstern aber über alle Kirchen der Provinz Carthagena einstimmig anerkannt, und die Beschlüsse des Conciliums durch ein, den Stolz jener Bischöfe in sehr harten Ausdrücken rügendes, königliches Edikt bestätiget Um jedoch die dem Bischofe von Toledo zustehenden Rechte und Prärogative gegen alle fernere Angriffe noch mehr zu sichern, berief der König in dem folgenden Jahre sämmtliche Metropolitan- und Suffragan-Bischöfe von Sevilla, Tarragon, Merida, Braga und Narbonne (wahrscheinlich) nach Toledo zu einem Concilium zusammen. Unter dem Vorsitze des heiligen Isidorus von Sevilla ward nun obige Frage abermals genau untersucht, das Primat der Kirche von Toledo einstimmig anerkannt, auch die Strafe der Excommunication und Entsetzung des heiligen Amtes gegen Alle ausgesprochen, welche diesem Beschlusse des Conciliums in Zukunft zuwider handeln würden. — Bald darauf und noch in dem nämlichen Jahr (611.) starb Gundomar. Das ganze Reich trauerte über den leider viel zu frühzeitigen Tod eines Königes, der, geschmückt mit allen Eigenschaften eines großen Regenten und noch in der vollen Kraft seines Lebens, Spaniens Völker zu den größten und schönsten Hoffnungen berechtiget hatte.

12. Der Verlust eines trefflichen Monarchen ward jedoch bald durch einen nicht minder trefflichen Fürsten wieder ersetzt, und zum Troste der Kirche und unter dem Jubel aller Einwohner Spaniens, bestieg wenige Wochen nach Gundomars Tod Si-

sebut, durch freie Wahl der Nation den spanischen Thron. Es ist ein nicht genug zu bejammernder Verlust, daß über Sisebuts Regierung uns die Geschichte nur Weniges aufgezeichnet hat; aber das Wenige, das wir in ihren Jahrbüchern darüber finden, ist hinreichend, um uns in diesem Monarchen einen der frömmsten, weisesten und größten Regenten Spaniens zu zeigen. Mit einer, tief in seinem Innern liegenden und seiner ganzen Denk- und Handlungsweise einen eignen Charakter aufdrückenden Religiosität verband Sisebut einen stets heitern, thätigen Geist. Des Krieges wie der Geschäfte der Regierung kundig, war er ein eben so großer und glücklicher Feldherr, als kluger Regent und weiser Gesetzgeber, liebte dabei Künste und Wissenschaften, erzeigte Gelehrten geziemende Ehre, und war selbst, nach dem Maße damaliger Zeit, nicht ohne Gelehrsamkeit, und mit Wissenschaft und mancherlei Kenntnissen geschmückt. Die bei jeder Gelegenheit überfließende Milde seines Herzens kannte keine Schranken; fremde Noth fühlte er wie seine eigene: über alle seine Unterthanen ohne Unterschied verbreitete sich daher seine Freigebigkeit, und unerhört oder wenigstens ungetröstet entließ er Niemand von seinem Thron. Als eine Quelle mannichfaltigen Elendes, verabscheuete auch Er, gleich dem frommen, edeln Recared, den Krieg, führte ihn aber, wenn es seyn mußte, mit Verstand und Nachdruck. Nach einem errungenen Sieg mußte bei ihm jede andere Sorge seiner väterlichen Sorgfalt für die Verwundeten und Gefangenen weichen; gewöhnlich kaufte er ebenfalls die Letztern von seinen eigenen Soldaten los, schenkte ihnen die Freiheit, und schickte sie wieder in den Schoß ihrer Familien zurück. Nach einer gewonnenen Schlacht nahm er nie Glückwünsche und Ehrenbezeugungen an, denn Sieg und Ruhm schrieb er blos dem Herrn der Heerscharen zu; Ihm

dankte er im Angesicht seines Heeres, und bei dem feierlichen, zur Danksagung gehaltenen Gottesdienst, welchem die Officiere von jedem Range und alle Soldaten beiwohnen mußten, erbauete der fromme König nun eben so sehr durch seine Demuth und Andacht, als er kurz vorher während der Schlacht durch ungewöhnliche Tapferkeit und Geistesgegenwart die Bewunderung des ganzen Heeres sich erworben hatte. *)

13. Oefterer Dynastien-Wechsel ist keinem Lande zuträglich. In Spanien, wie beinahe in jedem Wahlreich, war derselbe demnach ebenfalls stets eine, beinahe nie versiegende Quelle innerer Unruhen. Auch bei Sisebuts Thronbesteigung empörten sich Asturiens wilde Gebirgsbewohner, ferner die kriegerischen Riconier und endlich auch die unruhigen, immer noch nach ihren alten Wohnsitzen am Ebro gelüstenden Basken. Aber eben so schnell ward durch des Königs Feldherren Rechila und Suindila der Aufruhr in Asturien und an Galliciens Grenzen gedämpft, und das Land der Basken nur noch bestimmter, und in noch weit abhängigerm Verhältniß der spanischen Herrschaft unterworfen.

---

*) Wie sehr Sisebut den Krieg verabscheuete, und mit welcher Schonung er ihn führte, beweist unter Andern auch folgende Stelle aus Fredegar. Sisebodus dicebat pietate plenus: Heu me miserum, cujus tempore tanta sanguinis effusio fit! -- Cuicunque poterat occurrere, de morte liberabat. — Ein Fürst, der nach einem Siege solche Gefühle äußert, und diese nicht affektirt, sondern, wie seine Handlungen es beweisen, völlig davon durchdrungen ist, kann unmöglich den Krieg lieben. Uebrigens rühmen alle ältere und neuere spanische Geschichtschreiber Sisebuts Menschlichkeit im Kriege; und sehr umständlich, und wie es scheint, selbst mit Liebe verbreitet sich darüber Roderich. Tolet. de reb. Hisp. L. 2. c. 17.

14. Gegen die Griechen oder Oströmer zog Sisebut in eigener Person zu Felde. Die Gegenwart des tapfern und kriegsverständigen Monarchen befeuerte den Muth des, zwar nicht sehr zahlreichen, aber aus versuchten Schaaren zusammengesetzten Heeres. In zwei schnell anfeinander folgenden, mörderischen Schlachten schlug Sisebut die Griechen, unter der Anführung des Patriciers Cäsarius auf das Haupt, nahm ihnen die ganze Küstenstrecke von der Meerenge von Gibraltar bis Valencia wieder ab, vereinigte sie auf das neue mit der spanischen Krone, und ließ den Griechen nur noch jenen Länderstrich, welchen sie etwas tiefer in dem Lande besaßen, ungefähr den größten Theil der jetzigen Provinz Algarbien. *)

---

*) Was die Griechen noch behielten, ließ ihnen Sisebut gleichsam blos in temporärem Pacht. Es hing von ihm ab, sie gänzlich aus Spanien zu vertreiben; aber die Freundschaft, die Sisebut für den Kaiser Heraklius fühlte, den er, weil dessen Vater Statthalter in Afrika war, persönlich kannte, hielt ihn davon ab. Wegen der weiten Entfernung Constantinopels zogen sich die Friedensunterhandlungen in die Länge. Vollständige Belehrung darüber geben die zwischen Sisebut und dem Patricier Cäsarius dießfalls gewechselten, in der erzbischöflichen Bibliothek von Toledo aufbewahrten, aber leider bis jetzt noch nicht gedruckten Briefe; sie sind kostbare Bruchstücke der damaligen Diplomacie; freudig ersieht man daraus, daß aus den Verhandlungen der Monarchen jener Zeit religiöse Rücksichten und die Präcepten des Evangeliums nicht ausgeschlossen waren, ja nicht selten ungleich stärkere Motive ihrer Handlungen wurden, als jenes, blos von der Selbstsucht erzeugte, höchst unstete und wandelbare Interesse, was den Charakter der neuern Politik ausmacht. Wäre Sisebut ein Diplomat von jetziger Form und Fassung gewesen, so würde den Oströmern auch nicht ein Hühnerstall in Spanien übrig geblieben seyen. — Einen sehr magern Auszug aus jenen Briefen hat Ferreras geliefert. Da

15. Sisebut, unermüdet besorgt für das Wohl seines Reiches, und daher mit rastlos waltender Thätigkeit über alle Provinzen desselben wachend, dachte nun mit Ernst darauf, auch das Meer, das ohnehin Spanien von drei Seiten umspült, von den zahllosen Seeräubern zu reinigen, die, aus africanischen Häfen auslaufend, nur zu oft auf den spanischen Küsten landeten, ringsumher raubten und mordeten, und dann, mit Beute beladen, auf ihren leichten Schiffen schnell wieder davon flohen. Gegen dieses Gesindel rüstete Sisebut eine Flotte aus, versenkte und verbrannte den Corsaren eine Menge Schiffe, vertrieb sie aus allen Gewässern des Mittelmeeres, landete endlich in eigener Person an der Spitze eines kleinen Heeres auf den Küsten von Afrika, schlug in mehrern Gefechten die Barbaren in die Flucht, und eroberte Ceuta, Tanger und die ganze Länderstrecke am Meere, welche die Römer Mauritania Tingitana nannten. Diese Eroberung war dauernd und von bleibendem Nutzen; sie schützte die an dem Meere gelegenen spanischen Provinzen gegen die Einfälle seeräuberischer Barbaren, sicherte und belebte die Küstenfahrt, wie den Küstenhandel der Spanier; und bis zum Einfall der Araber, und als innere Kriege und Partheiungen die Macht der Gothen theilten und schwächten und so den Umsturz des Reiches herbeiführten, blieb Sisebuts afrikanische Eroberung eine Domaine der spanischen Krone. *)

---

heute zu Tage so ungeheuer Vieles, und ganz gewiß weit über den Bedarf, gedruckt wird; so ist es befremdend, daß diese, unter dreifacher Rücksicht merkwürdigen Urkunden, worinn sich Sisebuts frommer, christlicher Sinn so ungemein verständig ausspricht, bis jetzt noch nicht gedruckt wurden.

*) Wer von der zahlreichen, täglich gegen uns zu Felde ziehenden Legion von Zeitungen nur eine oder die andere

16. Aber bei aller Thätigkeit, welche Sisebut auf dem Schauplatze des Krieges, wie der Politik und Verwaltung entfaltete, schenkte er dennoch nicht

---

liest, der wird auch wissen, daß Jahr aus Jahr ein die europäischen Mächte mit den Barbaresken in Unfrieden leben, größtentheils von denselben gebrandschatzt, gehöhnt und auf mancherlei Weise gedemüthiget werden, und dabei noch gefühllos zusehen müssen, wie Tausende unglücklicher Christen in den Sclavenbehältern von Algier, Tunis, Marocco rc. mit einer, alle Begriffe übersteigenden Unmenschlichkeit behandelt werden. Ein solcher Zeitungsleser wird sich dann noch ferner erinnern, daß, wenn die Barbaren es zuletzt gar zu toll machen, es endlich einer Macht, welche jedoch stets eine Primärseemacht seyn muß, einmal einfällt, mehrere Millionen in das Meer zu werfen, um irgend eines der Raubnester mit Bomben und glühenden Kugeln ein wenig zu ängstigen, wovon denn seit Jahrhunderten stets die Folge ist, daß der Barbar in einem solchen Augenblicke Alles verspricht, was man von ihm verlangt, bald darauf mit geringem Kostenaufwand die beschädigten Wälle und Mauern seines Nestes wieder ausbessert, die verbrannten und zerstörten Schiffe durch neu erbauete ersetzt, und dann, nach wie vor, sein altes Handwerk, gewöhnlich unter sehr vielem Seegen wieder forttreibt. So lange Afrikas nördliche Küsten, einst mit so vielen blühenden, von geistvollen Völkern bewohnten Städten übersäet und jetzt der traurige, mit ewigem Fluche bedeckte Wohnsitz nie zu verbessernder Barbaren, nicht von Europa aus colonisirt wird, ist auch für das Mittelmeer keine Sicherheit, und die grausame Christenquälerei wird, zum Schmach aller christlichen Mächte ewig fortdauern. — Von Sisebut könnten also die Europäer lernen, was zu thun sey. Aber wahrscheinlich wissen sie längst, schon dieß alles besser, als man es ihnen sagen kann, und nur die Ausführung muß und wird leider unterbleiben; so lange die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit und des Christenthums bei dem politischen Calcul der Engländer auch nicht von weitem in Anschlag kommen.

mindere Aufmerksamkeit auch allen Angelegenheiten der Kirche und deren heiligen Lehre. Die Religion betrachtete er als das wichtigste und heiligste Nationalgut, als das erste und höchste Interesse seines Reiches. Nichts lag ihm daher so sehr am Herzen, als seine Völker auf der Bahn des Heils zu erhalten, sie in ihrem Glauben zu befestigen, das Christenthum immer noch weiter zu verbreiten. Eine peinliche, seine tiefe Religiosität täglich verletzende Empfindung war es für ihn, leider auch über Solche herrschen zu müssen, die den großen Gesalbten des Herrn noch immer verwarfen, Ihn, den Gekreuzigten noch immer nicht anbeteten. Seitdem das mit Blindheit geschlagene Israel, nachdem es den Gerechten ermordet und dessen Blut auf sich und seine Kinder herabgerufen, gleich Kain von der Hand der Allmacht sichtbar gezeichnet, unter alle Völker des Erdbodens zerstreut ward, war die spanische Halbinsel gleichsam der Hauptsammelplatz und Vereinigungspunkt der im Abendlande herumirrenden Juden. Man erzählt, Kaiser Hadrian habe in dem Jahre 135, nach Unterdrückung jener furchtbaren Empörung der Juden, in welcher mehr als zwei Drittel der zahlreichen Nation theils durch das Schwert der Römer, theils durch Hunger und Elend zu Grunde gingen, 50 bis 60,000 jüdische Familien nach Spanien verpflanzt. In dem langen Zeiträume von fünf Jahrhunderten mußte diese zahlreiche Colonie, besonders bei der großen Fruchtbarkeit jüdischer Frauen, sich nothwendig ganz ungeheuer vermehren, und viele Hunderttausende von Juden waren jetzt, zu den Zeiten Sisebuts, über Spaniens Oberfläche verbreitet. *)

*) Den Sagen und Fabeln der Rabbinen zu Folge, wären schon zu Salomons Zeiten, durch die Handelsflotten dieses Königes, Juden nach Spanien gekommen.

17. Gegen diese bemitleidenswerthe, und aus so vielen Rücksichten unsere größte Schonung verdienende Nation, *) erließ der sonst so milde, so gütige Sisebut, misleitet — wahrscheinlich ihm selbst unbewußt — von einem sehr gemischten und daher unlautern Religionseifer, in dem dritten Jahre seiner Regierung, ein Edikt, dessen Härte, ja wohl Grausamkeit die Kirche eben so sehr betrübte, als sie die in Spanien wohnenden Juden beinahe zur Verzweiflung brachte. Allen ward geboten, sich unverzüglich taufen zu lassen. Welche dem Gebot sich nicht fügten, waren, des Schutzes der Gesetze verlustig, den gröbsten Mißhandlungen ausgesetzt; sie wurden gegeißelt, eingekerkert, ihres Eigenthums beraubt. Zwar sandte der König ihnen geistliche Lehrer, die sie in den Wahrheiten des Christenthums unterrichten sollten; aber diesen Boten des Friedens

*) Nicht nur die größte Schonung, sondern selbst eine Art religiöser Achtung sind wir den Juden schuldig; denn auf seiner Stirne trägt dieses Volk Schriftzüge, geschrieben von der Hand des Allmächtigen, dem Himmel und der Erde zum Zeichen, daß Er der Herr zwar schrecklich und furchtbar sey in seinen Gerichten, zugleich aber auch von unendlicher Milde und grenzenloser Barmherzigkeit; denn wenn auch jetzt, wie der verewigte Graf Stolberg eben so schön als kräftig sagt, "auf dem "Haupte desselben die Flüche des Hebal noch anhaltend "donnern; so wird es doch einst auch die Segen des "Garizim, die noch höhern Segen des ihm dann nicht "mehr umwölkten Golgathas vernehmen; es wird er"kennen den Wink der brüderlichen Hand, erkennen die "Stimme seines Bruders und seines Gottes:" "Ich bin "Joseph, euer Bruder." — — Vergessen wir endlich nicht, daß das Heil der Welt von den Juden herkam, und daß Israels nachherige Verblendung uns den Heiden zum Licht, sein Fall uns zu desto glorreicherer Auferstehung ward.

folgten die Vollstrecker der königlichen Zwangsbefehle auf dem Fuße; und so blieben denn nun auch ihre Bemühungen größtentheils fruchtlos. Indessen wird doch gesagt, daß neunzig tausend Juden sich hätten taufen lassen. Aber eine weit größere Zahl wollte lieber das Aeußerste dulden, als ihrem Wahn entsagen; der größte Theil entfloh, jedoch heimlich und nicht ohne Gefahr, theils nach Gallien, theils nach der Küste von Afrika. *)

18. Auch bei andern, obgleich minder wichtigen Veranlassungen, wurde bisweilen Sisebut, durch seinen oft nur zu schnell auflodernden Religionseifer, zu Mißgriffen verleitet. Der Bischof von Barcelona hatte öffentlich in seiner Kirche eine Comedie aufführen lassen, welche die Nichtigkeit heidnischen Gottesdienstes vorstellte. Mehrere seiner Brüder im heili-

*) Es gehört mit zu den hundert tausend, von der Bosheit erfundenen Verleumdungen, ungegründeten Nachreden und falschen Anklagen, wenn die neueren Schriftsteller, das heißt, ein großer Theil derselben, diese Judenverfolgung auf Rechnung der damaligen, spanischen hohen Geistlichkeit setzen. Wir haben in dem Lauf dieser Geschichte schon mehr als einmal gesehen, wie sehr Päbste und ganze Concilien gewaltsame Bekehrungen nicht nur mißbilligten, sondern sogar verabscheueten. Auch von Sisebuts Judenbekehrung urtheilte die Kirche nicht anders, und der heilige Isidor in seiner Chronik tadelt in ziemlich harten Ausdrücken das unchristliche, und daher auch unkluge und unweise Verfahren des Königs. — — — Judaeos ad fidem Christianam permovens, emulationem quidem Dei habuit, sed *non secundum scientiam*; potestate enim compulit, quos provocare fidei ratione oportuit. — Wie der heilige Isidor, dachte und sprach auch von jeher die Kirche.

gen Amte nahmen Anstoß daran; unter Andern auch Eusebius, Metropolitanbischof von Tarragon, dessen Suffraganbischof jener von Barcellona war. Eusebius hielt das Aergerniß für so groß, daß er den König davon benachrichtigen zu müssen glaubte; aber nun war leider die Folge davon, daß Sisebut, im höchsten Grade erzürnt über diese grobe Verletzung der Kirchendisciplin, dem Metropoliten unverzüglich den Befehl sandte, den Bischof von Barcellona seiner bischöflichen Würde zu entsetzen. Offenbar überschritt Sisebut hier die Grenzen seiner Gewalt; da aber unter den Bischöfen keine, den König mahnende, oder belehrende Stimme sich erhob, so ward wirklich der, über bischöfliche Würde und bischöflichen Anstand etwas zu leichtfertig denkende Bischof des heiligen Amtes entsetzt.

19. Bald darauf starb König Sisebut in den ersten Monaten des Jahres 621. Die Ursache seines Todes war übermäßiger Gebrauch einer sehr stark wirkenden Arznei, die der König, um von einer Unpäßlichkeit desto schneller befreiet zu werden, in einer allzugroßen Dosis genommen hatte. Die Vermuthung einer Vergiftung ist ohne allen Grund; bei der allgemeinen Liebe der Nation zu ihrem König, lastete auch ein solcher Verdacht weder auf einem einzeln Individuum, noch auf einer ganzen Körperschaft, und war demnach offenbar nichts als ein, bei solchen Gelegenheiten leicht entstehendes, durchaus unverbürgtes Volksgerücht, dessen, weil ohne die mindeste Wahrscheinlichkeit auch die Geschichte nie hätte erwähnen müssen. — Von der Kirche geehrt, der Nation geliebt, und allen seinen Nachbarn gefürchtet und geachtet, hatte Sisebut neun Jahre über Spanien geherrscht. Er war ein würdiger Sohn der Kirche, der Vater seiner Unterthanen und eine Zierde

des westgothischen Thrones, dessen Würde und Macht er durch eben so gerechte, als glücklich geführte Kriege um Vieles erhöhete. Schade, daß die Verfolgung, oder gewaltsame Bekehrung der Juden den Glanz eines so schönen Lebens beflecken mußte. — Verschiedene Schriften dieses Königes, nämlich eine Lebensbeschreibung des heiligen Desiderius von Vienne in Gallien, nebst mehrern Briefen, theils an Bischöfe, theils an Einige seiner Großen, und unter den Letztern auch einer an die Königin Theutelinde und deren Sohn, den König Adoloald, haben sich unter allen Stürmen, welche die gothische Nation und deren Reich beinahe gänzlich vernichtet hätten, dennoch erhalten, und sind sogar bis auf unsere Zeiten herabgekommen. Die Lebensbeschreibung des heiligen Desiderius zeugt von der aufrichtigen, ungeschminkten Frömmigkeit ihres gekrönten Verfassers, und nicht mindere Ehre machen dessen edelm Herzen auch die Briefe; wer sie lies't, wird Sisebuts Andenken segnen, und Ferreras versichert, uralte Abschriften davon in den Bibliotheken der Kirchen von Oviedo und Toledo gesehen zu haben.

20. Des Verstorbenen glänzende Verdienste um das Reich bestimmten die Wahl der Großen zu Gunsten Recareds, Sisebuts Sohn. Der junge Monarch war in jeder Hinsicht der würdige Sohn eines großen Vaters, und goldene Tage versprach Spanien sich von seiner Regierung. Aber bald welkten alle diese Hoffnungen dahin; denn noch in dem nämlichen Jahre starb Recared, im dritten Monate nach seiner Thronbesteigung.

VII.

1. Unter Sisebuts Regierung wurden zwei

Concilien in Spanien gehalten; das Eine zu Egara im Jahre 614, das Andere zu Sevilla im Jahre 619. *) Der Zweck des Erstern war eine höhere, als bisher gepflogene, Reinheit der Sitten bei der Geistlichkeit. Die, unter der Leitung des Metropoliten Eusebius von Tarragon, versammelten Väter hielten es indessen für hinreichend, blos die auf dem, in dem Jahre fünfhundert und acht und neunzig, zu Huesca **) gehaltenen Concilium diesfalls erlassenen Canons und Verfügungen wieder zu erneuern, und den größten Theil deren Bestimmungen nun auch auf das Leben und den Haushalt der Bischöfe anzuwenden. Es ist wahrscheinlich, daß dieses Concilium auf Befehl, oder vielleicht besser gesagt, auf Verlangen des, für die Aufrechthaltung der Kirchenzucht stets so sehr besorgten Königes zusammentrat. Den Unterschriften zu Folge waren fünfzehn Bischöfe versammelt, wovon zwei durch abgeordnete Priester ihrer Kirche sich vertreten ließen.

2. Wichtiger und von größerm historischen Interesse ist die, unter dem Vorsitze des heiligen Isidorus, Metropolitanbischofes von Sevilla, in dieser Stadt gehaltene Synode; dieselbe gewährt einen ziemlich hellen Ueberblick wenigstens über das Wesentlichste des damaligen Disciplinarzustandes der spanischen Kirchen. Veranlassung zu diesem Concilium gaben einige, bei schon wieder nach und nach erschlaffender Kirchenzucht, eingeschlichene Mißbräuche, und dann vorzüglich mancherlei Streitigkeiten zwischen den Suffraganbischöfen der Metropolitankirche von Toledo über die mehr oder minder ausgedehnte Gerichtsbar-

guirreColl. ax. Con. sp. T. 8. 346. ed. m,)

*) Concilium Hispalense.

**) Concilium Oscense.

keit ihrer Kirchen. — Als Bevollmächtigter des Königs waren gegenwärtig Sisiclus, Statthalter von Sevilla und Suanilam, Intendant der königlichen Domainen, beide mit dem Titel Illustris beehrt. Die versammelten Väter *) hielten nur drei Sitzungen; und die von denselben darin erlassenen Decrete wurden, nach der Natür der Gegenstände, unter 14 Abschnitten oder Kapiteln zusammengefaßt. Die erste Angelegenheit, womit das Concilium sich beschäftigte, war eine Untersuchung der, in einer von Theodulph, Bischofe von Malaga eingereichten Klagschrift enthaltenen Beschwerden. Vor dem Kriege der Gothen gegen die Griechen lag die Stadt und bischöfliche Diöcese von Malaga in dem, dem Kaiser von Konstantinopel, in Spanien gehörenden Ländertheile. Als aber der Krieg zwischen den Gothen und Griechen ausbrach, und die Erstern, bei ununterbrochenem Waffenglück, den Letztern einen Strich Landes nach dem andern abnahmen, so glaubten nun auch, nach jeder von den Gothen gemachten Eroberung, die Bischöfe von Iliberi, Ecija und Cabra, sich aller darin gelegenen, der Kirche von Malaga gehörenden Güter und Kirchen bemächtigen zu dürfen. Der Kirchsprengel dieser Bischöfe ward zwar dadurch sehr erweitert, aber das Bisthum Malaga auch so sehr geschmälert, daß dessen fernerer Bestand nun offenbar bedrohet war. Zum Glück für dasselbe kam bald darauf auch Malaga unter gothische Herrschaft; und klagend trat jetzt Bischof Theodulph gegen jene widerrechtlichen

*) Der versammelten Bischöfe waren es nur Acht; aber sämmtliche Priester und Diacone der Kirche von Sevilla wurden den Berathungen zugezogen, obgleich man die Namen derselben nicht unter den Unterschriften findet; und also, wie es scheint, blos die Bischöfe die Verhandlungen des Conciliums unterzeichneten.

Einverleibungen seiner Kirchen und Güter vor dem Concilium auf und begehrte, daß Alles, was seiner Kirche entzogen worden, ihr wieder zurückgegeben würde. Die versammelten Väter fanden die Beschwerden und Foderungen des Bischofes von Malaga gegründet, verordneten demnach, daß alle, vor der Eroberung zu der Diöcese dieses Bischofes gehörigen Kirchen, Ländereien, Maierhöfe, Leibeigene 2c. 2c. in dem nämlichen Stande, in welchem sie sich vor der Trennung befanden, wieder zurückgegeben werden sollten.

3. Vor dem Concilium erschienen hierauf die Bischöfe von Ecija und Cordua; mit der Bitte, ihren Streit in Beziehung auf eine Kirche zu entscheiden, von welcher eine jede der beiden klagenden Partheien behaupte, daß sie in ihren Kirchsprengel gehöre. Das Concilium befahl, aus zuverläßigen Urkunden die alten Grenzen der beiden Bisthümer auszumitteln, entschied jedoch zugleich, daß in dem Falle, wenn es nicht mehr möglich seyn sollte, die ehemaligen Grenzen beider Diöcesen mit vollkommener Gewißheit festzusetzen, derjenige Bischof, unter welchem die bestrittene Kirche zuletzt gestanden, vermöge dem Präscriptionsrecht, auch für die Zukunft in dem ungestörten Besitze derselben müßte erhalten werden.

4. Der Bischof von Ithalica klagte gegen einen Priester, Namens Ispassand, der eigenmächtig seine Kirche, für welche er geweihet worden, verlassen, und welchen hierauf der Bischof von Cordua bei seiner Kirche angestellt hatte. Das Concilium ließ die, diesfalls längst bestehenden Canons vorlesen, und befahl in deren Gemäßheit, den Priester Ispassand unverzüglich seinem rechtmäßigen Bischofe wieder zurückzuschicken. Um aber für die Zukunft diesem Unfug, der in den spanischen Kirchen damals

ziemlich allgemein eingerissen zu seyn scheint, desto kräftiger vorzubeugen, verfaßten die versammelten Väter einen Canon, dessen Bestimmungen nicht nur den geistlichen Ueberläufer, sondern auch den Bischof, der ihn aufnehmen würde, mit Kirchenstrafen bedröheten: den Bischof mit der Excommunication, den Ueberläufer selbst aber mit dreimonatlicher Suspendirung in dem heiligen Amte und eben so langer Einsperrung in ein Kloster.

5. Da die versammelten Väter in Erfahrung gebracht hatten, daß einige Diacone in der Kirche von Ecija, bevor sie die heiligen Weihen erhalten, mit Wittwen wären verheirathet gewesen; so erklärte das Concilium die Ordinirung derselben, weil den päbstlichen Decretalen und Beschlüssen der Kirche zuwiderlaufend, für ungültig, befahl demnach, dieselben ihrer Würde zu entsetzen.

6. Auch ungültig ward erklärt die von dem Bischofe von Cabra einem Priester und zwei Diaconen ertheilte Weihe. Der Bischof hatte nämlich, weil er mit einem sehr schmerzhaften Augenübel behaftet war, denselben blos die Hände aufgelegt, und ein ihm zur Seite stehender Priester die Worte der Weihe und übrigen Einsegnungen und Gebete gesprochen. Dieser Irregularität wegen ward der ganze Act für nichtig erklärt. Dem Priester und den Diaconen mußten auf das neue die heiligen Weihen ertheilt werden, und das Concilium verfaßte einen Canon, wodurch der, von der Kirche, bei Ertheilung der Weihen, vorgeschriebene Ritus den Bischöfen zur unabweichbaren Richtschnur gemacht ward.

7. Fragitanius, ein Priester der Kirche von Cordua, war ungerechter Weise von seinem Bischofe

des Amtes entsetzt und verbannt worden. Die Unschuld des unterdrückten Priesters ward auf dem Concilium erwiesen; und um fernerm Aergerniß dieser Art zuvorzukommen, machten die versammelten Väter einen Canon, kraft dessen dem Bischofe, einen Priester eigenmächtig seines Amtes zu entsetzen, verboten, und das Recht, nach gepflogener Untersuchung ein solches Urtheil zu fällen, blos einer, von dem Metropolitan-Bischof der Provinz, versammelten Synode zuerkannt ward.

8. Der verstorbene Bischof Agapius von Cordua hatte verschiedenen Priestern den Auftrag ertheilt, einige Altäre und Kirchen einzuweihen. Die Priester hatten den erhaltenen Auftrag befolgt, aber mehrere andere Bischöfe auch großen Anstoß daran genommen. Durch einen besondern Canon ward nun von dem Concilium den Priestern verboten, dergleichen Einsegnungen vorzunehmen, Priester und Diacone zu weihen, Gott geweihete Jungfrauen einzusegnen und ihnen den Schleier zu reichen, Geistlichen, welche in andere Diöcesen oder Provinzen reisen wollen, die hierzu nöthigen Erlaubnißscheine, oder Empfehlungsbriefe auszufertigen, den heiligen Chrysam zu bereiten, und das Sacrament der Firmung zu ertheilen. Ferner ward den Priestern untersagt, in Gegenwart des Bischofes und ohne dessen besondere Genehmigung, in die Taufkapelle zu gehen und zu taufen, mit dem heiligen Chrysam die Stirne der Getauften zu bezeichnen, den Büßenden ohne Erlaubniß des Bischofes, während der Messe öffentlich die Lossprechung zu ertheilen, in Gegenwart des Bischofes Messe zu lesen, zu predigen und das Volk zu unterrichten, diesem den Segen zu ertheilen und es zu entlassen. *)

*) In Ansehung alles dessen, was so eben hier oben angeführt worden, ward jedoch nicht in allen Kirchen

9. Wenn Leibeigene von einer Kirche, der sie angehört, ihre Freiheit erhalten hätten, aber nachher die empfangene Wohlthat mit Undank erwiederten, so sollten sie ihrer Freiheit verlustig seyn, und in den Stand voriger Leibeigenschaft zurückkehren.

10. Die Verwaltung der Kirchengüter soll nicht den Händen der Laien anvertrauet werden. Es geziemt sich nicht, daß Weltleute gleichsam Vicarien der Bischöfe seyen, und in gewissen Fällen sogar eine geistliche Gerichtsbarkeit ausüben. Derjenige, welcher einem Bischofe bei dessen Kirchenregiment behülflich ist, muß das nämliche Kleid tragen, dem nämlichen Stande angehören. — Durch denselben Kanon wird zugleich den Bischöfen noch ferner verbaten, sich für ihre Person ganz allein mit der Verwaltung des Kirchenguts zu befassen; sie sollen im Gegetheil gehalten seyn, einen Oeconomen anzustellen, welcher, als Zeuge ihrer Verwaltung, eine Art von Controlle darüber zu führen habe.

11. Die Provinz Bätica (jetzt Andalusien) zählte mehrere Klöster, von welchen einige erst un-

---

und zu allen Zeiten die nämliche Richtschnur befolgt. Die Abendländer waren hierin weit strenger, als die Orientalen. In der griechischen Kirche waren die Priester sogar ermächtiget, das heilige Sacrament der Firmung zu ertheilen. Nur die Ordinirung eines Geistlichen, die Bereitung und Consecrirung des Chrysams, und die Einweihung und Einsegnung der Kirchen und Altäre hielten die Griechen für solche, dem Bischofe unmittelbar und ausschließlich zustehende Handlungen, welche zu keiner Zeit und unter keinen Umständen von Priestern könnten und dürften verrichtet werden. (Thomass. Vet. et Nov. Ecc. Disc. Tom. 1. L. 2. C. 23.)

längst waren gegründet worden. Auf die Bitte verschiedener Aebte, bestätigte jetzt das Concilium diese neu errichteten Klöster, und verordnete, daß die neuen, wie die alten Klöster von den Bischöfen sollten geschützt werden, und es keinem der Letztern erlaubt sey, ein solches Kloster wieder aufzuheben, dessen Gebäude zu zerstören, oder auch nur auf irgend eine andere Weise das Klostergut zu schmälern, ihm von seinem Eigenthum etwas zu entziehen; und zwar unter der Strafe der Excommunication, mit der Verpflichtung, das aufgehobene Kloster wieder herzustellen, oder jeden andern einem solchen Kloster überhaupt zugefügten Schaden wieder zu ersetzen.

12. Den Frauenklöstern sollen zu Direktoren fromme, der Wissenschaft des Heils kundige Mönche gegeben werden, fähig, die Nonnen zu unterrichten, zu dem innern, geistigen Leben sie anzuführen. Die Verrichtungen dieser Mönche bleiben jedoch blos auf die Klosterkirche beschränkt; und es ist ihnen nicht erlaubt, das Innere des Klosters zu betreten, oder auch nur in dem Sprachzimmer zu erscheinen. Zu dem Letztern ist blos der Abt berechtiget, welchem es erlaubt ist, wenn die Umstände es durchaus erfodern, mit der Priorin des Klosters, und auch mit dieser nur in Gegenwart zweier Klosterschwestern zu sprechen. Das Concilium fügt hinzu, daß dergleichen Unterredungen sehr kurz und nur äußerst selten seyn müßten. — Der nämliche Canon verfügt auch, daß die Ländereien und übrigen zeitlichen Güter eines Frauenklosters von einem, von dem Bischofe dazu gewählten und der Oeconomie kundigen Mönche sollten verwaltet werden, damit die Nonnen, nicht durch zeitliche Sorgen und Geschäfte zerstreuet, sich mit desto freierm Geiste dem Gebete und contemplativen Leben überlassen könnten. Nur die Besorgung des

innern Haushalts blieb, wie es sich von selbst versteht, den Nonnen überlassen.

13. Vor dem Concilium erschien endlich auch noch ein, damals gerade in Spanien, man weiß nicht welcher Geschäfte wegen, sich aufhaltender syrischer Bischof von der Sekte der Akephalen. Von den versammelten Bischöfen über seine Lehre befragt, leugnete er die beiden Naturen in Christo. Man gab sich alle Mühe, ihn eines Bessern zu belehren, und wirklich gelang es nach einigen Conferenzen den Bischöfen, demselben seinen Wahn völlig zu benehmen. Er entsagte seiner Sekte und deren falschen Lehre und bekannte vor dem Concilium die beiden Naturen in Christo, nämlich die göttliche und menschliche, welche, jedoch unvermischt, in einer und derselben Person innig vereint wären, nämlich in der zweiten Person der Gottheit, in Jesu Christo, dem ewigen Sohne des ewigen Vaters. Die spanischen Bischöfe erkannten nun den Syrer als ihren würdigen Mitbruder in dem heiligen Amte, und nahmen ihn in ihre Kirchengemeinschaft auf.

14. Das Concilium hatte jetzt seine Arbeiten beendiget; bevor aber die versammelten Väter sich trennten, entwarfen sie noch, aus Veranlassung der Bekehrung des syrischen Bischofes, eine Glaubensdefinition, welche, gestützt auf vielen Stellen aus der Bibel und den Schriften der Väter, den Lehrbegriff der Kirche von den beiden Naturen in Christo in seiner ganzen Reinheit darstellt und zugleich mit einer, allen Exceptionen und Deuteleien der Ketzer vorbeugenden Klarheit und Bestimmtheit abgefaßt ist. Diese Glaubensdefinition ward nachher auch an die übrigen spanischen Kirchen geschickt und in dem ganzen Reiche von allen Bischöfen unterzeichnet. (Aguirr. p. 350–[illegible]

VIII.

1. Seit der, unter Recared I. durch Gottes Beistand so glücklich vollbrachten Bekehrung der gothischen Nation zu dem katholischen Glauben, war Spanien, in dem kurzen Zeitraum von höchstens zwanzig Jahren durch eine Menge gottseliger Stiftungen, mit einer grossen Anzahl frommer, in mehrern Klöstern, besonders in der Provinz Bätika, Gott in stiller Einfalt ihres Herzens dienender Mönche bevölkert worden. Wir haben so eben gesehen, daß das Concilium von Sevilla diesen neu gegründeten Klöstern vorzügliche Aufmerksamkeit schenkte, durch einen besondern Canon sie gegen die Mißgunst und Scheelsucht unheiliger Bischöfe sicher stellte. Aber in jeder Hinsicht waren auch die damaligen spanischen Klöster dieser schützenden Fürsorge der Kirche würdig; sie waren eine Zierde derselben, und das rührende Beispiel des demüthigen, frommen Wandels der Mönche half den Bischöfen nicht wenig, das Volk in seinem christlichen Sinne immer noch mehr zu befestigen.

2. Durch ächt klösterlichen Geist, das heißt, durch den Geist der Buße und Entsagung zeichneten sich vorzüglich aus die beiden Klöster von Honori und Agali; jenes ganz nahe bei Sevilla, dieses nicht ferne von Toledo. Von dem heiligen Isidor hatten die Mönche von Honori ihre Regel erhalten; sie ist eine Art von Commentar über jene des heiligen Benedikts, ein sicherer Leitfaden auf evangelischer Bahn, und zugleich ein sprechender Beweis, wie sehr der gelehrte und heilige Bischof Isidor klösterliche Abgeschiedenheit liebte, und den, vor Gott so hohen Werth wahrhaft frommer, in Einfalt des Herzens stets unter den Augen Gottes wandelnder Mönche zu schätzen,

und den oft sichtbar von Ihnen auf die Erde herabgezogenen Segen dankbar zu erkennen wußte.

3. Die strengste Clausur war in dem Kloster zu Honori eingeführt; so wollte es die Regel des heiligen Isidors. Die öconomischen Gebäude mußten daher weit von dem Kloster entfernt, die Zellen der Brüder aber ganz nahe bei der Kirche seyn. Die Krankenzimmer waren in einem andern Flügel des Klosters, und der Garten lag innerhalb der Klostermauern. Wer in das Kloster verlangte aufgenommen zu werden, ward einer dreimonatlichen Prüfung unterworfen, die er aber nicht in dem Kloster, sondern in dem, zur Aufnahme der Pilger und Fremden, bestimmten Gebäude zubrachte. War diese Prüfungszeit vorüber, und bei dem Novizen das Verlangen nach dem Kloster noch immer dasselbe, dann mußte er noch vorher sein ganzes Vermögen entweder den Armen schenken, oder dem Kloster überlassen. Ohne Unterschied des Standes oder der Person stand jedem die Aufnahme in das Kloster offen, selbst dem Sclaven, sobald nur dessen Herr seine Einwilligung dazu gab. Aber an der Schwelle des Klosters mußte Jeder seine bisherigen Verhältnisse in der Welt zurücklassen. Innerhalb der heiligen Mauern von Honori kannte man weder Adel, noch Rang, weder Reichthum, noch hohe Geburt; und der ehemalige Herr wie der bisherige Knecht waren, sobald hinter ihnen sich die Klosterpforte auf immer schloß, von jezt an auch Brüder, und nach dem Aeußern vollkommen einander gleich.

4. Dem Gebote des Apostels Paulus zu Folge, mußten nach Isidors Regel alle Mönche sich mit Handarbeit beschäftigen. Wer, sagt Isidor, nicht arbeiten, sondern blos dem Lesen der heiligen Schrif-

ten sich hingeben will, verleugnet dadurch den Geist der Schriften, die er liest, denn deutlich und bestimmt machen diese ihm Arbeit zur Pflicht. Sechs Stunden des Tages waren demnach der Arbeit und nur drei dem Lesen und Meditiren geweihet. Aber die Arbeiten der Mönche beschränkten sich blos auf den Garten und das Innere des Klosters. Die Bestellung des Feldbaues und andere Arbeiten waren den Leibeigenen von Honori überlassen.

5. Nur ein Mann von reifem Alter und geprüfter Tugend sollte zum Abt gewählt werden; und diesem war es Pflicht, stets zuerst zu befolgen, was er seinen Untergebenen gebot. Dreimal in der Woche mußte er, in contemplativen Conferenzen mit seinen Mönchen, sie über die Pflichten ihres heiligen Standes belehren, stets größere Liebe zu demselben ihnen einflößen, besonders mit dem innern Leben der Heiligen sie immer vertrauter machen, um auf diese Weise, ihnen stets stärkere geistige Nahrung bietend, sie mit desto festerm und sichererm Schritte auf der Bahn, worauf er selbst der ganzen Gemeinde vorleuchten sollte, zu immer höherer Vollkommenheit zu leiten. In Nichts sollte der Abt einen Vorzug vor den Brüdern haben; daher auch an gemeinschaftlichem Tische mit ihnen essen, und mit dem nämlichen, ärmlich und sparsam zubereiteten Mahl sich begnügen. Der Mönche wie des Abtes Nahrung bestand blos in Kräutern und leichten Gemüsen. Nur an hohen Festtagen erhielten sie Fleisch, jedoch von leichter Art, das heißt, Geflügel, aber dazu auch noch etwas Wein. Wer jedoch des Weines, wie des Fleisches sich völlig enthalten wollte, dem war dieses zu thun erlaubt. Von Pfingsten bis zum Anfang des Herbstes aß man im Kloster zu Mittag; die übrige Zeit des Jahres aß man nur einmal und zwar erst am Abend;

und während der ganzen Fastenzeit ward den Mönchen wie dem Abt blos Wasser und Brod gereicht. Noch strengere Fasten zu üben, war keinem der Brüder verboten; jedoch mit Ausnahme des Sonntags, an welchem Tage selbst die Kirche das Fasten nicht gutheißt. Leinwand zu tragen, war den Brüdern nicht erlaubt, und allzugesuchte Reinlichkeit, wie zur Schau gestellte Vernachläßigung in der Kleidung, durch die Klosterregel ausdrücklich untersagt. Der Gebrauch des Bades war nun den Kranken, und auch diesen nur im Nothfall gegönnt. Alle Mönche sollten einen gemeinschaftlichen Schlafsaal haben; war aber ihre Anzahl zu groß, so mußten wenigstens zehen in einem Zimmer beisammen, und alle Zimmer die ganze Nacht über durch eine oder mehrere Lampen erleuchtet seyn.

6. Keines Versehens, ja selbst keines Verbrechens wegen durfte ein Mönch aus dem Kloster verwiesen werden, und zwar aus der sehr gegründeten Besorgniß, derselbe möchte, sich nun selbst überlassen, in noch größere Verirrungen gerathen. Aber dafür schrieb die Regel nun auch sehr genau die verschiedenen Bußen vor, mit welchen Jene, welche einer Uebertretung schuldig befunden würden, müßten gestraft werden. Einen großen Unterschied machte jedoch der heilige Isidor bei dieser Gelegenheit zwischen leichten und gröbern Sünden, das heißt, zwischen denen, welche blos in menschlicher Schwachheit, und jenen, welche in der Bosheit des Herzens ihren Grund haben; die Bestrafung der letztern ward ganz der Einsicht und Willkühr des Abtes überlassen, die Erstern aber blos mit einer, selten länger, als höchstens eine Woche dauernden Excommunication bestraft, das heißt, der Schuldige ward, wie auch die Regel des heiligen Benedikts es vorschreibt, auf ei=

nige Tage von der Gemeinde getrennt, in ein besonderes Zimmer eingesperret, und während dieser Zeit Niemand gestattet, den Excommunicirten zu sehen, mit ihm zu sprechen, zu beten, oder gar zu essen. Waren diese Tage der Buße vorüber, dann ertheilte ihm der Abt in der Kirche, öffentlich und in Gegenwart aller Brüder, die Lossprechung.

7. Eben so genau, und in das kleinste Detail eingehend, bezeichnet der heilige Isidor in seiner Regel auch die Verrichtungen der verschiedenen in dem Kloster eingeführten Aemter, z. B. des Probstes oder Procurators, beauftragt mit allen Geschäften außerhalb des Klosters; des Custos, welchem die Sorge für die Kirche oblag; des Vestiarius, dessen Aufsicht die Kleidungsstücke der Mönche und alle Meubel im Kloster übergeben waren; des Pförtners, dessen Geschäft hauptsächlich darin bestand, die Fremden zu unterhalten, sie zu bewirthen, ihr Anliegen zu vernehmen; des Kellermeisters, der für Keller und Speicher und die Vorrathskammern zu sorgen hatte 2c. Alle übrige Arbeiten waren gemeinschaftlich unter den Mönchen vertheilt, jedoch nach der Vorschrift des Abtes; kurz, Niemand war müßig in dem Kloster, und in den sechs zur Arbeit bestimmten Stunden mußten alle Hände in Thätigkeit seyn. Einige waren indessen doch von der täglichen Handarbeit dispensirt; jene nämlich, welchen der Unterricht der, dem Kloster zur Erziehung übergebenen Kinder und die Aufsicht über dieselben anvertraut waren, diese hatten auch das Almosen und die Gaben, welche das Kloster den Armen reichte, täglich unter dieselben zu vertheilen. — Wenn ein Bruder aus dem Kloster von Honori in ein anderes Kloster, eines Geschäftes wegen, geschickt ward, so war er gehalten,

um keinen Anstoß zu geben, sich nach den, in dem Kloster, wohin er gesandt war, eingeführten Gebräuchen und Verordnungen zu richten. — Für jeden Verstorbenen, bevor man ihn beerdigte, ward das heilige Opfer dargebracht, und am ersten Tage nach Pfingsten für sämmtliche, in dem Jahre gestorbenen Brüder ein feierliches Todtenamt gehalten.

8. Nicht minder berühmt war auch das Kloster von Agali bei Toledo; den spanischen Kirchen gab es mehrere ausgezeichnete Bischöfe, und unter Andern war auch der heilige Helladius, Erzbischof von Toledo, ein Zögling dieses Klosters. Derselbe *) bekleidete, bevor er in den geistlichen Stand trat, eines der wichtigsten Aemter am Hofe und in der Verwaltung, stand überall in dem größten Ansehen, ward bei den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen, genoß das unbeschränkte Vertrauen des Königs und war gleichsam der Gehülfe und Minister desselben. Aber bei allem Glanz weltlicher Hoheit, und dem zerstreuten, geräuschvollen Leben, in welches ihn seine Verhältnisse führten, fühlte er doch stets einen gewissen Hang zur stillen klösterlichen Abgeschiedenheit; und selbst mitten in dem Tumult der Welt und von so vielen ihrer Bande umstrickt, übte er dennoch, so weit es ihm seine Lage erlaubte, auch jetzt schon manche klösterliche Tugenden und Gebräuche. So oft seine mannigfaltigen und wichtigen Geschäfte es ihm möglich machten, verließ er sogar seinen Palast, trennte sich von seinem Gefolge und ging auf einige Tage in das nahe bei Toledo liegende Kloster. Rührend, ja wohl zur Nachfolge einladend war es dann zu

*) S. Ildef. de vir. ill. C. 7.

sehen, wie nach dem König der erste und angesehenste Mann in dem Staate nun, gleich dem letzten und jüngsten Bruder, sich allen in dem Kloster bestehenden Vorschriften unterwarf, selbst an der Handarbeit der Mönche theilnahm, jetzt das Refektorium oder andere Zimmer des Klosters heizte, dann Stroh, Holz, Wasser ꝛc. herbeitrug, an dem gemeinschaftlichen Kloster-Tische sich mit dem ärmlichen, kargen Mahl begnügte, dem gemeinschaftlichen Gebete der Brüder sich nicht entzog, und in der grösten, alle Anwesenden erbauenden Demuth den Conferenzen und Ermahnungen des Abtes mit Aufmerksamkeit zuhörte. Endlich legte er alle seine Ehrenstellen nieder, entsagte völlig der Welt, ließ sich in das Kloster aufnehmen, ward bald zum Abt gewählt, und wurde nun der doppelte Wohlthäter seines Klosters: in zeitlicher Hinsicht, weil er den grösten Theil seines Reichthums und seiner Güter demselben schenkte, und dann auch in überirdischer Beziehung, durch das höhere Gepräge von Heiligkeit, welches, unter Helladius weiser Leitung und besonders durch dessen hervorleuchtendes Beispiel, das Kloster von Agali mit allen seinen Institutionen erhielt.

9. Gegen seinen Willen und schon in sehr hohem Alter ward Helladius, nach des Bischofes Ausarius Tode, aus seiner einsamen Zelle auf den erzbischöflichen Stuhl von Toledo erhoben. In stets wachsender Heiligkeit stand er noch volle achtzehn Jahre der Kirche von Toledo vor; und hatten früher seine höhern, evangelischen Tugenden, blos innerhalb einer einsamen Klostermauer, eine kleine gottselige Gemeinde erbauet, gestärkt und zu gleicher Nachfolge entflammt, so leuchteten sie jetzt ganz Spanien und allen spanischen Kirchen; und der sichtbare Einfluß, den der heilige Erzbischof auf den re-

religiösen Charakter Spaniens hatte, so wie der mächtige Impuls, den er von seinem Stuhle in Toledo aus, allen Ständen und Classen der Nation zu geben vermochte, zeugen augenscheinlich von einem unmittelbaren, auf seiner ganzen Amtsführung vorzüglich ruhenden Segen von Oben. Aber Liebe zu Gott und den Menschen war auch bei Helladius gleichsam das Wesen seines Wesens; grenzenlos waren seine Milde und Freigebigkeit gegen Arme. Im dem strengsten Sinne des Wortes war jeder Dürftige sein Sohn, jede Dürftige seine Tochter, Er ihr Aller Vater, und was er nur immer besaß, das Eigenthum dieser seiner Söhne und Töchter. — Gegen 90 Jahre alt, starb endlich Helladius am 18. Febr. des Jahres 633. Von Allen, die ihn in der Nähe oder Ferne kannten, schon bei Lebzeiten als selig gepriesen, ward er nach seinem Tode der Zahl der Heiligen beigeordnet; und an dem nämlichen Tage, an welchem er in die Herrlichkeit seines Herrn einging, erinnert sich freudig auch jetzt noch in jedem Jahre die Kirche der Tugenden desselben im Kanon der heiligen Messe.

10. Geschrieben hat der heilige Helladius Nichts; aber nicht, weil es ihm an Gelehrsamkeit gebrach, sondern weil er der Welt lieber belehrende Beispiele, als Schriften hinterlassen wollte; und in seiner schönen Lobrede auf Helladius sagt der heilige Ildephons*): „Scribere renuit, quia quod „scribandum erat, quotidiana operationis pa„gina demonstravit.“ Es ist dieses der nämliche Ildephons, welchen der heilige Bischof Helladius zum Leviten ordinirt hatte, der in reifern Jahren

*) In Lection. IIdi Noct.

zum Abt des Klosters von Agali gewählt ward, einige Jahre nachher den erzbischöflichen Stuhl von Toledo bestieg und endlich nach seinem Tode in dem römischen Martyrologium ebenfalls eine, ihm gebührende Stelle unter den heiligen Bekennern erhielt.

11. Des heiligen Helladius unmittelbarer Nachfolger in der erzbischöflichen Kirche von Toledo war Justus, abermals ein Mönch aus dem Kloster von Agali, und einer der geliebtesten Schüler des heiligen Helladius, so lange derselbe nämlich als Abt dem erwähnten Kloster vorstand. Zwar ward Justus von der Kirche weder selig gesprochen, noch den Heiligen zugezählt; denn die Gaben des heiligen Geistes werden nicht Jedem in gleichem Maße zu Theile; wenn daher also auch die Kirche das Andenken des toledanischen Bischofes Justus in ihrem Kanon nicht feiert; so geben demselben doch großes Zeugniß alle spanischen Geschichtsschreiber. In seinem Catalog der kirchlichen Schriftsteller sagt der heilige Ildephons von Justus: „Er war ein „Bischof von großer Frömmigkeit, lebhaftem und „durchdringendem Verstande, und dabei mit Wissen„schaft und der Gabe der Wohlredenheit geschmückt.“ — Wenn in Klöstern solche Männer erzogen und gebildet werden, wie Helladius, Ildephons, Justus ic. die, sobald die Vorsehung sie aus ihrer klösterlichen Verborgenheit hervorruft, wie hell flammende Leuchter ihren wohlthätigen Schimmer sogleich über alle Kirchen eines ganzen Landes oder Reiches verbreiten und, indem sie die Tugend an der Seite der holden Demuth in ihrer reizendsten Gestalt zeigen, eben so sehr durch eigenen heiligen Wandel, wie durch Worte, das Christenthum lehren; dann sind Klöster auch wahrhaftig das, wofür wir sie gleich im Eingange dieses Abschnittes gepriesen ha-

ben, nämlich: Unschätzbare Anstalten für das Heil der Völker, und ächte Zierden und Stützen der katholischen Kirche.

IX.

1. Das völlig erschöpfte Reich fand Heraklius bei seiner Thronbesteigung (610) in dem verlassensten, bejammernswerthesten Zustande. Alle Vormauern der Monarchie gegen Persien waren erstürmt; alle Eingänge in das Herz derselben standen den Feinden offen. Wo nur Perser sich zeigten, flohen die Römer oder fielen unter dem Schwert der Sieger, und über den Trümmern zerstörter oder noch rauchender Städte trauerte und beklagte das halbe Morgenland das Unglück seiner völlig verödeten, menschenleeren Provinzen, und das schreckliche Schicksal seiner zahllosen, theils erwürgten, theils in die härteste Sclaverei hinweggeschleppten Bewohner. Nicht minder traurig war auch das Loos der Provinzen in Europa; schrecklich hatten die unaufhörlichen Raubzüge der Barbaren sie verwüstet; und mit Ausnahme der mit Wällen und Mauern umgebenen festen Städte, waren ganz Mösien, Illyrien, Griechenland, und selbst der gröste Theil von Thracien entweder menschenleere Wüsten, oder das gegenseitig bestrittene Eigenthum der Avaren, Bulgaren und Slaven. Bei diesem schrecklichen Elende aller Theile der Monarchie flossen natürlicher Weise die Staatseinkünfte nur sparsam und in sehr wenigen Kanälen. Alle Kassen waren demnach leer, alle Finanzquellen erschöpft; und überdieß war auch noch das, gegen das Ende der Regierung des Kaisers Mauritius, über zweimalhundert tausend Mann

starke Heer bis auf ein Viertel zusammengeschmolzen. Heraklius erste Sorge war, das Heer zu ergänzen; als er aber die wenigen noch übrigen Scharen musterte, fand es sich, daß von jener über 70 tausend Mann starken Armee, welche vor 8 Jahren, unter Phocas Anführung, gegen seinen rechtmäßigen Monarchen sich empört hatte, nur noch zwei Soldaten am Leben waren *).

*) Alle alten Geschichtschreiber legen diesem Umstande eine große Wichtigkeit bei, während die Neuern behaupten, daß man darüber gar nicht staunen dürfe, indem ja selbst in Friedenszeiten die Musterrollen jedes Regiments sich in zwanzig Jahren erneuern. — Dieses Letztere ist vollkommen wahr; nur aber muß man dabei bemerken: erstens daß seit der Empörung des Phocas bis auf Heraklius Thronbesteigung keine 20, sondern kaum 8 volle Jahre verflossen waren; zweitens, daß die Musterrollen eines Regiments, nicht der Sterbfälle wegen, sondern blos deswegen sich alle zwanzig Jahre erneuern, weil stets in jedem Jahre eine gewisse Anzahl Soldaten entlassen wird, so daß Jene, welche im Anfang eines solchen zwanzigjährigen Zeitraums ein Regiment bildeten, auch am Ende desselben größtentheils, und nur mit unbedeutenden Ausnahmen, gewöhnlich noch am Leben sind; drittens, daß die Feldzüge jener Zeit sich blos auf die Sommermonate beschränkten, und den beiderseitigen Heeren, während des Winters, Ruhe und Sicherheit gewährten; viertens, daß unter Phocas elender Regierung, die römischen Heere, theils aus Mangel an tüchtigen Feldherren, theils aus eigener Muthlosigkeit, schon in dem zweiten Feldzuge gegen die Perser es nicht wagten, dem Feinde im offenen Felde die Stirne zu bieten; sich daher stets hinter die Mauern ihrer Festungen zurückzogen, und auch diese, sobald Perser sich naheten, wieder verließen; und endlich fünftens, daß jenes Heer ja nicht das einzige war, dessen sich Phocas gegen die Perser bediente. Nimmt man nun alles dieses zusammen, so wird man sich so ziemlich geneigt fühlen, den alten Geschichtschreibern beizupflich-

2. Der freudige Rausch der Einwohner von Constantinopel über den Sturz des Tyrannen und die Erhebung des Heraklius war von kurzer Dauer; und schnell auf einander folgende höchst traurige Botschaften aus dem fernen Orient zerstörten nun auf einmal wieder alle die schönen Illusionen, denen man sich im ersten Taumel der Freude so willig hingegeben hatte. Für ihre Theilnahme an den Freveln des Phocas sollten, wie es scheint, die Römer, auch selbst nach dem Tode des Tyrannen, die göttliche Zuchtruthe noch fühlen. Zwei furchtbare persische Heere waren auf das neue wieder in das Reich eingefallen; ihren Marsch bezeichneten, wie gewöhnlich, rauchende Städte, Dörfer und Schlösser; das eine dieser Heere zog nach Cappadocien, das Andere rückte gegen Antiochien, vernichtete einen römischen Heerhaufen, der sich ihm entgegensetzte und zwang bald die große, jetzt schon wieder ziemlich volkreiche Stadt zur Uebergabe nach Willkühr des Eroberers. Das, in einer langen Reihe von Jahren, so oft nacheinander bald vom Feinde eroberte, bald durch Erdbeben gestürzte Antiochien konnte der Habsucht der Perser keine großen Schätze bieten; die Beute entsprach nicht Chosrous Erwartungen, und der Perser entschädigte sich dafür gleich in dem folgenden Jahre durch die Plünderung und völlige Einäscherung Cäsareas, der ungleich reichern Hauptstadt von Cappadocien. Um die Drangsale des Orients, wo möglich, noch zu vermehren, streiften zahllose Schwärme von Persien abhängiger, heidnischer Sarazenen ungestört und ungehindert bis in das Herz von Kleinasien. Die völlig entmuthig-

---

ten, welche einstimmig hierin die, das aufrührerische Heer züchtigende Hand der Vorsehung unverkennbar zu erblicken glauben.

ten Legionen wagten es nicht mehr, im Felde den Feind zu erwarten, und eingeschlossen hinter den Mauern und Wällen fester Städte, verließen sie auch diese, sobald die Perser nur von Ferne heranrückten. Die römische Herrschaft schien ihrem Erlöschen nahe, und in allem Ernste schmeichelte sich auch wirklich schon Chosrou mit der nun nicht mehr zu bezweifelnden, baldigen Eroberung Constantinopels und des ganzen römischen Reiches.

3. Wenn ein Land oder einen Staat große und anhaltende Unglücksfälle treffen, dann fehlt es gewöhnlich nie an einer Menge düsterer, noch größeres Unglück weissagender Prophezeihungen. Auch jetzt ging im ganzen Orient das Gerücht, es stünde in alten Büchern geschrieben, und des Himmels vollkommen kundige Sterndeuter hätten es dem Kaiser verkündiget, daß eine Nation von Beschnittenen die Herrschaft der Römer im Morgenlande zerstören werde. Diese Prophezeihung deuteten jetzt die Juden auf sich, und bei dem anscheinenden, gänzlichen Verfall der römischen Macht, glaubten sie, daß der lange ersehnte Augenblick nun gekommen wäre, das Joch der Römer auf immer zu zerbrechen. In dem durch seinen Handel und seine Lage am Meere reichen Tyrus wohnten über vierzigtausend Juden; ihre Anzahl überstieg jene der Christen um mehr als die Hälfte. Unter dieser zahlreichen Judengenossenschaft entspann sich nun eine Verschwörung, die bald über Palästina und die ganze Seeküste ihre Zweige verbreitete. Um ihre Glaubensgenossen zur Theilnahme an der großen Unternehmung einzuladen, sandten die Juden von Tyrus geheime Boten auf die Insel Cypern, nach Damascus, Jerusalem und in alle Städte von Palästina, wo nur einigermaßen bedeutende Judengemeinden wohnten. Diese, durch die

Theoph. — Cedr. — Hotting. Orient. Gesch. B. 1. K. 3.

selbe Prophezeihung bethört, zeigten sich sogleich bereitwillig, versprachen kräftigen Beistand an Mannschaft und Geld. Beschlossen ward nun, daß zu einer bestimmten Zeit, nämlich in der Nacht vor Ostern, alle Juden aus den genannten Städten, wohl bewaffnet unter den Mauern von Tyrus sich sammeln sollten; die in der Stadt wollten, bei der Annäherung ihrer Freunde, auf die wehrlosen, nichts ahndenden Christen plötzlich herfallen, die gesammte waffenfähige Mannschaft erschlagen, hierauf die Thore sprengen, und auf diese Weise der Stadt sich gemeinschaftlich mit ihnen bemächtigen. Tyrus sollte dann ihr Waffenplatz, die Hauptniederlage und der Mittelpunkt ihrer folgenden Unternehmungen werden. Von hier aus wollten sie sich aller an dem Meere gelegenen Städte bemächtigen, dann mit verstärkter Macht gegen Jerusalem ziehen, den Namen der Christen dort vertilgen, und unter Persiens Schutz ein neues Königreich Israel errichten.

4. Mit Schlauheit und Verschwiegenheit ward das ganze Complott geleitet; und schon war der Augenblick der Ausführung ganz nahe, als durch einen glücklichen Zufall der Bischof von Tyrus Kunde davon erhielt. Ohne Zeit zu verlieren, versammelte er die vornehmsten Einwohner, theilte ihnen die erhaltenen Nachrichten mit, und belebte ihren Muth durch die Versicherung, daß mit der Entdeckung einer Verschwörung auch stets deren Gefahr schon vorüber sey. In der grösten Stille greifen nun die Christen zu den Waffen, vereinigen sich in der nächsten Nacht auf verschiedenen öffentlichen Plätzen, und dringen von da plötzlich in die, von den Wohnungen der Christen etwas gesonderten Quartiere der Juden. Die Angesehensten und Reichsten derselben, Häuptlinge der Verschwörung werden

...un verhaftet und nach den öffentlichen Gefängnissen gebracht; unter Todesstrafe wird den übrigen verboten, ihre Häuser zu verlassen, das ganze Judenviertel der Stadt von zahlreichen Scharen wohl bewaffneter Christen gleichsam belagert. Sobald der innere Feind, zu schaden, außer Stand gesetzt war, traf man auch gegen die äußern Feinde nicht minder zweckmäßige Anstalten. Alle in Tyrus vorfindlichen Kriegsmaschinen wurden auf die Wälle gebracht, sämmtliche Thore geschlossen und mit starken Bürgerwachen besetzt. Jedermann ward herein, Niemand mehr hinaus gelassen.

5. Als die verhängnißvolle Nacht herankam, in welcher der Grund zu dem neuen Königreich Israel sollte gelegt werden, begab sich die Hälfte der waffenfähigen Mannschaft der Christen auf die Wälle ihrer Stadt. Alles war dazu vorbereitet, die Ankommenden auf das nachdrücklichste zu empfangen. Ruhig ging indessen die Nacht vorüber; aber gleich mit Anbruch des Tages sah man in der Ferne endlose Scharen von Juden in der Richtung gegen Tyrus herankommen. Um dem Feinde jeden Verdacht zu benehmen, ihm auch allenfalls das Vergnügen der Ueberraschung zu bereiten, hielten die Tyrer sich hinter ihren Mauern verborgen; als aber die Juden so nahe waren, daß sie sich mitten in der Schußlinie befanden, begannen plötzlich die auf dem Walle aufgepflanzten Maschinen ihr fürchterliches Spiel. Ein Hagel von Pfeilen und Steinen fiel auf die Juden, durchbohrte und zerschmetterte eine Menge derselben, und brachte die ohnehin schon ordnungslosen Haufen in noch größere Verwirrung. Aus diesem ganz unerwarteten Empfang sahen nun die Juden, daß ihre Complotte entdeckt, mithin auch alle ihre Plane gescheitert wären. Voll Ingrimm

über das Mißlingen ihrer Unternehmung; wollten sie sich nun wenigstens an den vielen, außerhalb der Stadt stehenden Kirchen und Kapellen rächen, steckten auch wirklich eine der Letztern in Brand. Aber unverzüglich ließen die Christen hundert von den in der Stadt gefangen gehaltenen Juden auf den Wall führen, schlugen ihnen die Köpfe ab, und schleuderten sie denen, die drausen waren, entgegen. Ein anderer Jude ward hinaus gesandt, um seinen Glaubensgenossen zu melden, daß jeder Stein, den sie an irgend einer Kirche oder Kapelle auch nur verletzen würden, stets mit hundert abgeschlagenen Judenköpfen sollte bezahlt werden. Diese Drohung that Wirkung; die tollen Haufen verliesen sich, jeder kehrte in seine Heimath zurück.

6. Diese Verschwörung der Juden machte einen ungemein tiefen Eindruck auf den Kaiser; von jeher war er denselben abgeneigt, aber jetzt faßte er gegen sie einen unauslöschlichen Haß, dessen Folgen, während seiner ganzen Regierung, immer schwerer und schwerer auf der unglücklichen Nation lasteten. Die strengsten und, wohl dürfte man sagen, grausamsten Gesetze wurden gegen sie erlassen. Wer sich nicht taufen ließ, war den gröbsten Mißhandlungen, härtesten Bedrückungen und selbst oft blutigen Verfolgungen ausgesetzt; und so lange Heraklius lebte, suchte er die Juden nicht nur in seinem eigenen Reiche, sondern auch in andern, seiner Herschaft nicht unterworfenen Ländern, so viel er nur immer konnte, zu verfolgen, wo möglich zu vertilgen; und es wird sogar behauptet, daß es ganz allein Heraklius gewesen, welcher gegen dieses unselige Volk ähnliche Gesinnungen auch dem westgothischen König Sisebut eingeflößt, und zu den gegen sie in Spa-

nien erlassenen, harten Edikten und Verordnungen ihn unaufhörlich ermuntert habe *).

7. Indessen war der Augenblick nicht mehr ferne, wo es auch den Juden gestattet werden sollte, schreckliche und blutige Rache an den Christen zu nehmen. Ein, wie gewöhnlich, wieder zahlloses persisches Heer, welches Chosrou diesmal in eigener Person anführte, fiel in dem Jahre 615 abermal in Syrien ein. An dem Fuße des Libanus, in dem anmuthigen und reizenden Thale Goutha **), oft

---

*) Da, wie man sich erinnern wird, Sisebuts Gesandte, Friedensunterhandlungen wegen, sich ziemlich lange in Constantinopel aufhielten; so hatte Heraklius Zeit und Gelegenheit, theils durch eben diese Gesandten, theils auch in eigenhändigen Briefen, seine von den Juden gefaßte Ueberzeugung auch dem gothischen Könige beizubringen, nämlich daß der Juden Gesetze, Religion und Aberglauben mit dem Wohl eines christlichen Staates durchaus unverträglich wären.

**) Die ungemein anmuthige Lage dieses Thals wird von alten und neuen Reisenden gerühmt. Die Umgebungen von Damascus gehörten zu den schönsten und reizendsten in dem ganzen Morgenlande. Den vielen Armen, in welche der, am Fuße des Libanus entspringende Fluß Chrysorrhoas sich theilt, und die hierauf theils die Stadt durchschneiden, theils ihre nördlichen und südlichen Felder wässern und befruchten, und dann in zahllosen Kanälen, durch alle Gebäude, Gärten, Wiesen und Aecker geleitet werden, verdankt Damascus nicht nur seine reizende Lage, sondern auch eine wahrhaft erstaunungswürdige Fruchtbarkeit. — Wegen der vielen, von der Natur ihr geschenkten Vorzüge, nannte Kaiser Julian diese Stadt das Auge des Orients. — In Ansehung des Libanus müssen wir noch bemerken, daß mit demselben ein anderer Bergrücken, Antilibanus genannt, in einer Entfernung von ungefähr vier Stunden

wärts von Damascus, aber ganz nahe bei dieser herrlichen Stadt, ließ der König sein Heer mehrere Tage ruhen, überstieg hierauf das Gebirg, plünderte und unterwarf sich in kurzer Zeit die ganze phönizische Seeküste, und brach dann in Palästina ein. Chosrou kehrte hierauf nach Persien zurück, und übergab den Oberbefehl über das Heer seinem Feldherrn Sarbar. Die festen Städte in Galiläa und jenseits des Jordans leisteten zwar einigen Widerstand, verzögerten aber dadurch Jerusalems Eroberung blos um einige Monate. Als Galiläa und die ganze Gegend um den Jordan endlich bezwungen waren, rückte Sarbar gegen Jerusalem und sechs und zwanzig tausend Juden, deren Mangel an Tapferkeit ihr Haß gegen die Christen ersetzte, schlugen sich zu dem persischen Heere und folgten dessen Fahnen. Die römische Besatzung in Jerusalem fühlte sich zu schwach, die Stadt gegen einen so unverhältnißmäßig starken Feind zu vertheidigen; erwartete daher gar nicht einmal die Ankunft der Perser, sondern zog sich zurück und überließ die unglücklichen Einwohner sich selbst und ihrem Schicksal. Als die Perser ankamen, fanden sie die Thore von Jerusalem offen und wie in eine persische Stadt zog Sarbar in die Hauptstadt von Palästina ein.

8. Aber diese freiwillige Uebergabe milderte nicht im Geringsten das traurige Loos der Einwohner. Die heilige Stadt ward der Plünderung, das Leben der Christen der Wuth fanatischer Feueranbeter, heidnischer Sarazenen und nach Christenblut

---

parallel fortläuft, und daß diese beiden Bergrücken, also das Gesammtgebirg in der heiligen Schrift der Libanon heißt.

dürstender Juden preis gegeben. Blutig ging an diesem Tage die Sonne über Jerusalem auf, blutig ging sie nieder. Kein Alter, weder der lallende Säugling noch der zitternde Greis hatten Anspruch auf Erbarmung; nur der Juden Leben, Freiheit und Eigenthum ward geschont. Das heilige Grab, Constantins und Helenens Tempel wurden ein Raub der Flammen, und alle, von dem christlichen Erdkreise seit Jahrhunderten hier aufgehäuften Schätze von einem einzigen, sacrilegischen Tage verschlungen. Was von Christen, nach endlich gesättigter Mordlust der Barbaren, noch am Leben war, ward in Banden geschlagen, und als Sclave jenseits des Jordans gebracht. Bei der ungeheuern Anzahl von Gefangenen stand ein Christensclave in keinem sehr hohen Preise, und alle Juden in und außer Jerusalem eilten nun, von den Persern Christen zu kaufen, aber nicht um sich ihrer als Sclaven oder Knechte zu bedienen, sondern um ihnen, Allen ohne Ausnahme die Hälse abzuschneiden; und Eutychius versichert, daß die beschnittenen Unmenschen mehr als neunzig tausend Christen auf diese grausame Weise ermordet hätten. Aber der schmerzhafteste Verlust für die ganze Christenheit war der jenes wahrhaften Kreuzes, an welchem unser göttlicher Erlöser, Jesus Christus, für die Sünden der Welt, sich seinem himmlischen Vater als Sühnopfer einst dargebracht hatte. Tausend Leben hätte jeder Christ für die Erhaltung dieser heiligsten aller Reliquien gegeben. Indessen wurde dieselbe doch nicht zerstört; auch würden die Perser, hätten sie es wirklich gewollt, es doch gewiß nicht vermocht haben. Die grenzenlose Verehrung der Christen gegen dieses unschätzbare, den Tod und die Hölle überwindende Zeichen ihres Heiles war König Chosrou nicht unbekannt; in der sichern Hoffnung eines ungeheuern

Lösegelds, waren also die Perser selbst für die Erhaltung des heiligen Kreuzes besorgt. Es wurde in einen, besonders dazu gefertigten Kasten gelegt, dieser von dem Patriarchen Zacharias mit dem Siegel seiner Patriarchalkirche versiegelt, und dann nach einem der festesten Schlösser Persiens in Armenien gebracht. Zacharias selbst wurde in die Gefangenschaft nach Persien geschleppt, mußte lange Jahre hindurch Vieles und Hartes erdulden, ward erst im Jahre 629 von Chosrous Sohn wieder in Freiheit gesetzt, und dann, vom Kaiser Heraklius, seiner Kirche in Jerusalem wieder geschenkt.

9. Auch der Schwamm, der, in Essig getaucht, dem am Kreuze dürstenden Jesu gereicht, und die Lanze, mit welcher seine heilige Seite, und mit dieser für uns eine nie versiegende, in die Ewigkeit strömende Quelle des Heils eröffnet ward, auch diese beiden heiligen Leidenswerkzeuge fielen in die Hände eines persischen Officiers; aber dieser kannte den unschätzbaren Werth seines Raubes, und überließ ihn bald darauf, gegen eine ungeheure Summe Geldes dem römischen Patricier Nicetas, welcher diese Heiligthümer, sammt den dazu gehörigen Urkunden, deren natürlicher Weise sich der Perser ebenfalls bemächtiget hatte, nun unverzüglich nach Constantinopel übersandte. Als die beiden Reliquien in der Hauptstadt ankamen, ward das Herz des frommen Patriarchen Sergius mit heiliger Freude erfüllt. Das seiner Kirche gewordene kostbare Geschenk machte er allem Volk von Constantinopel bekannt, ordnete öffentliche, mehrere Monate lang dauernde Dankgebete an, und setzte an diesen Tagen die heilige Lanze wie den heiligen Schwamm der Verehrung aller Rechtgläubigen aus: am Dienstag und Mittwoch für die Männer, am Donner-

stag und Freitag für das fromme, andächtige Geschlecht der Frauen.

10. Von den in Palästina wohnenden Christen waren, bei dem Einfall der Perser, sehr viele geflohen; gröstentheils wandten sie sich nach Aegypten; kamen scharenweise in Alexandrien an, fanden allda liebvolle brüderliche Aufnahme, und in der grenzenlosen Milde des heiligen Patriarchen Johannes mit dem Beinamen: der Almosengeber, Alles, was sie in ihrer traurigen Lage bedurften, Trost, Nahrung, Pflege, und für die Kranken Arzneien und heilende Kräuter. Freilich ahndeten die Alexandriner damals nicht, daß sie der Hülfe, die ihre christliche Nächstenliebe jetzt Andern leistete, nun leider nur gar zu bald selbst bedürftig seyn würden.

11. Die Feldzüge der Perser waren blose Raubzüge. Mehr auf Beute als auf bleibende Eroberungen bedacht, plünderten und zerstörten sie die reichsten Städte, brandten Flecken, Dörfer und Schlösser nieder, verheerten Alles mit Feuer und Schwert, und kehrten dann mit Beute beladen und die halbe Bevölkerung einer Provinz als Sclaven mit sich fortschleppend, nach Persien zurück, um mit ihrer furchtbaren Geisel irgend einen andern Theil des römischen Reiches in dem nächsten Jahre heimzusuchen. Dies schreckliche Loos traf jetzt Aegypten. Seit Diocletians Zeiten, mithin seit beinahe vierhundert Jahren war dieses Land weder der Schauplatz eines einheimischen noch auswärtigen Krieges gewesen, und die Schrecken desselben, so wie alles damit im Bunde stehende Elend kannten die Einwohner nur durch Gerüchte oder Erzählungen aus weiter Ferne. Aber jetzt in dem Jahre 616 fiel ein persisches Heer unter Chosroes eigener Anfüh-

rung in Aegypten ein. Die, unter einem tapfern und wachsamen Befehlshaber, unbezwingbare Feste Pelusium, des Landes Vormauer gegen Persien, ward von des Königs zahlreicher Reiterei überrumpelt. Ohne Widerstand zu finden, gingen die Perser über alle Kanäle des Delta, eroberten und plünderten die, durch Gewerbfleiß und die Ueberreste ihres ehemaligen Handels noch immer sehr reiche Hauptstadt Aegyptens, drangen gegen Westen bis nach Tripolis vor, vertilgten unter Weges die, durch Handel und Fruchtbarkeit des Bodens, reichen und blühenden griechischen Colonien von Cyrene, durchstreiften hierauf, plündernd und verheerend, das lange schöne Nilthal bis an die Grenzen Aethiopiens, und kehrten dann, abermals mit unermeßlicher Beute beladen, durch Lybiens und Arabiens Sandwüsten nach Persien zurück.

12. Während Chosrous siegreiche Waffen unter den Pyramiden bei Memphis, wie an den Grenzen Lybiens und Aethiopiens sich Trophäen errichteten, eroberte ein anderer persischer Feldherr, Namens Sais*) die Stadt Ancyra mit Sturm, ver-

*) In Ansehung der Namen der vielen ausgezeichneten persischen Feldherren, welche in dem Laufe dieses langen Krieges, nach und nach die blutige Schaubühne betreten, herrscht beinahe durchgängig die größte Verwirrung, und es begegnet uns auch nicht ein einziger, welcher von den verschiedenen Geschichtschreibern unter einem und demselben Namen bezeichnet würde. Das Unglück ist jedoch gar nicht groß; denn wir müssen — wozu wir ohnehin schon sehr oft Lust hatten — aufrichtig gestehen, daß unter allem Unbedeutenden in der Geschichte gerade die Namen das Allerunbedeutendste sind. Wohl gab es eine Zeit, als nämlich die Geschichte das Unglück hatte, eine Beute

stag und Freitag für das fromme, andächtige Geschlecht der Frauen.

10. Von den in Palästina wohnenden Christen waren, bei dem Einfall der Perser, sehr viele geflohen; größtentheils wandten sie sich nach Aegypten; kamen scharenweise in Alexandrien an, fanden allda liebvolle brüderliche Aufnahme, und in der grenzenlosen Milde des heiligen Patriarchen Johannes mit dem Beinamen: der Almosengeber, Alles, was sie in ihrer traurigen Lage bedurften, Trost, Nahrung, Pflege, und für die Kranken Arzneien und heilende Kräuter. Freilich ahndeten die Alexandriner damals nicht, daß sie der Hülfe, die ihre christliche Nächstenliebe jetzt Andern leistete, nun leider nur gar zu bald selbst bedürftig seyn würden.

11. Die Feldzüge der Perser waren blose Raubzüge. Mehr auf Beute als auf bleibende Eroberungen bedacht, plünderten und zerstörten sie die reichsten Städte, brandten Flecken, Dörfer und Schlösser nieder, verheerten Alles mit Feuer und Schwert, und kehrten dann mit Beute beladen und die halbe Bevölkerung einer Provinz als Sclaven mit sich fortschleppend, nach Persien zurück, um mit ihrer furchtbaren Geisel irgend einen andern Theil des römischen Reiches in dem nächsten Jahre heimzusuchen. Dies schreckliche Loos traf jetzt Aegypten. Seit Diocletians Zeiten, mithin seit beinahe vierhundert Jahren war dieses Land weder der Schauplatz eines einheimischen noch auswärtigen Krieges gewesen, und die Schrecken desselben, so wie alles damit im Bunde stehende Elend kannten die Einwohner nur durch Gerüchte oder Erzählungen aus weiter Ferne. Aber jetzt in dem Jahre 616 fiel ein persisches Heer unter Chosrous eigener Anfüh-

rung in Aegypten ein. Die, unter einem tapfern und wachsamen Befehlshaber, unbezwingbare Feste Pelusium, des Landes Vormauer gegen Persien, ward von des Königs zahlreicher Reiterei überrumpelt. Ohne Widerstand zu finden, gingen die Perser über alle Kanäle des Delta, eroberten und plünderten die, durch Gewerbfleiß und die Ueberreste ihres ehemaligen Handels noch immer sehr reiche Hauptstadt Aegyptens, drangen gegen Westen bis nach Tripolis vor, vertilgten unter Weges die, durch Handel und Fruchtbarkeit des Bodens, reichen und blühenden griechischen Colonien von Cyrene, durchstreiften hierauf, plündernd und verheerend, das lange schöne Nilthal bis an die Grenzen Aethiopiens, und kehrten dann, abermals mit unermeßlicher Beute beladen, durch Lybiens und Arabiens Sandwüsten nach Persien zurück.

12. Während Chosrous siegreiche Waffen unter den Pyramiden bei Memphis, wie an den Grenzen Lybiens und Aethiopiens sich Trophäen errichteten, eroberte ein anderer persischer Feldherr, Namens Sáis*) die Stadt Ancyra mit Sturm, ver-

*) In Ansehung der Namen der vielen ausgezeichneten persischen Feldherren, welche in dem Laufe dieses langen Krieges, nach und nach die blutige Schaubühne betreten, herrscht beinahe durchgängig die gröste Verwirrung, und es begegnet uns auch nicht ein einziger, welcher von den verschiedenen Geschichtschreibern unter einem und demselben Namen bezeichnet würde. Das Unglück ist jedoch gar nicht groß; denn wir müssen— wozu wir ohnehin schon sehr oft Lust hatten — aufrichtig gestehen, daß unter allem Unbedeutenden in der Geschichte gerade die Namen das Allerunbedeutendste sind. Wohl gab es eine Zeit, als nämlich die Geschichte das Unglück hatte, eine Beute

auf seine Stimme, verbreitete sich in längst bekannten Phrasen über die Segnungen des Friedens, über die Vortheile eines, zwischen den zwei größten Reichen des Erdbodens bestehenden, ewigen Friedens- und Freundschafts-Bündnisses, und machte endlich den Vorschlag einer, unverzüglich an Chosrou abzuordnenden römischen Gesandtschaft. Er kenne, fügte Saës hinzu, die Gesinnungen seines Königes, bürge daher für den glücklichen Erfolg, werde auch selbst die römischen Gesandten nach Persien begleiten, und als deren Vermittler, mit ihnen vor dem Throne seines Monarchen erscheinen.

14. Mit Dank ward der Vorschlag des Persers vom Kaiser angenommen; und der Präfektus Prätorio, der Präfekt von Constantinopel und der erste Oeconom der großen Kirche wurden sogleich als Gesandten nach Persien ernannt. Saës, der wohl einsah, daß er, bei der schon weit vorgerückten Jahreszeit, Chalcedon in diesem Jahre nicht mehr erobern würde, ließ die Hälfte seines Heeres vor der Stadt, mit der andern Hälfte zog er nach Persien, und mit ihm und in seinem Gefolge die römische Gesandtschaft. In den ersten Tagen der Reise wurden die Römer von den Persern mit der größten Ehrerbietung behandelt; aber je mehr man sich den Grenzen Persiens näherte, verminderten sich auch diese Ehrenbezeigungen, und als sie sich endlich auf persischem Grund und Boden sahen, wurden sie sogleich von einander getrennt, in Fesseln geschlagen, und ihnen angedeutet, daß man sie nicht als Gesandten, sondern als Gefangene dem großen König vorstellen werde.

15. Mit Ketten beladen führte demnach Saës die Römer nebst deren Gefolg vor den König. Er

errichtigte ihm sehr umständlich, welcher List er sich edient, um den Kaiser zu täuschen, ihn in trüge-ischen Hoffnungen einzuwiegen, dessen Kriegsrüstun-en dadurch zu lähmen, und zugleich sich drei der ornehmsten Römer zu bemächtigen, die er ihm jetzt ls seine Sclaven übergebe. Säës hoffte Lob nd glänzende Belohnung. Aber mit zürnendem Blicke wandte sich Chosrou gegen den Satrapen. „Elender, sagte der Despot: du hast also deinen recht-mäßigen Herrn und Gebieter verläugnet, die An-betung, die du nur mir schuldig bist, an einen An-dern verschwendet. Nicht eine Gesandtschaft, son-dern den Kaiser Heraklius selbst, hatte ich dir be-fohlen, gebunden vor meinen Thron zu führen".— Der Verräther erhielt nun den Lohn seines Verra-thes, und ward, nach der grausamen Sitte seines andes, auf Chosrous Befehl lebendig geschunden.

16. Heraklius, welcher nach der Abreise der Gesandten den Frieden mit Persien und die Erfül-ung aller darauf beruhenden Hoffnungen schon in anz naher Perspektive zu erblicken glaubte, eilte un, auch seinen europäischen Provinzen, durch ein rneuetes Freundschaftsbündniß mit den Avaren, benfalls alle Segnungen eines dauerhaften Friedens u verschaffen. — In einer der Ebenen Thraciens and jetzt ein Heer von Avaren im Lager. Hera-lius ordnete Gesandten an den Chagan, mit reichen Geschenken und dem Antrage eines, beide Reiche uf immer innigst miteinander vereinenden Schutz-nd Trutzbündnisses. Der treulose Barbar nahm die Geschenke an, betheuerte von gleichen Gesinnungen eseelt zu seyn, versprach alles, was man von ihm erlangte, und bat nur um eine Unterredung mit dem Kaiser in der Gegend der, ziemlich nahe bei Constan-tinopel liegenden Stadt Heraklea. Der, wie man

wähnte, über alle Erwartung glückliche Erfolg dieser Unterhandlung setzte den Kaiser, den Senat und ganz Constantinopel in die heiterste Stimmung. Theils zur Feier des Friedensfestes, theils auch um den Chagan mit der ihm noch unbekannten Pracht römischer Spiele zu überraschen, ließ Heraklius auf vielen hundert Wagen den ganzen, zu theatralischen Vorstellungen, wie zu den Spielen der Rennbahn nöthigen Apparat nach der, kaum eine kleine Tagreise von Heraklea, gelegenen Stadt Selymbria bringen. Aber auch die Einwohner von Constantinopel, aus allen Ständen und Classen, wollten Zuschauer und Zeugen des frohen Festes seyn, und von dem Senate, wie aus dem Volke strömte nun eine Menge Neugieriger in festlicher Kleidung, und allen nur möglichen Luxus zur Schau stellend, von Constantinopel nach Selymbria.

17. Mit einem zahlreichen, einem kleinen Heere ähnlichen Gefolge war indessen der Chagan in Heraklea angelangt; und seine verrätherischen Entwürfe noch immer, so gut als möglich verhüllend, wählte er die Tapfersten und Kühnsten aus seinem Heere, versteckte sie theils in Schluchten und Hohlwegen, theils in das umliegende Gehölz, und gab ihnen Befehl, bei Nachts Zeit, aber nur einzeln oder in ganz kleinen Banden, auf krummen, wenig besuchten Wegen längs der langen Mauer hinauf zu schleichen, und alle von Selymbria nach Constantinopel führende Straßen zu besetzen; als zu seinem Gefolge gehörend, sollten sie dann, in zahlreichen und stärkern Haufen, mit Anbruch des Tages sich in der Stadt zeigen, den, zur Unterredung zwischen dem Kaiser und Chagan bestimmten Cirkus umringen, auf ein gewisses Signal, welches ein Peitschenknall des Chagans seyn würde, über die Rö-

mer herfallen, was sich widersetzen würde, niederhauen, und so der Person des Kaisers, wie dessen ganzen Hofes sich bemächtigen. Der schlaue Barbar hatte Alles sehr klug berechnet, und beinahe hätte der glänzendste Erfolg jetzt die schändlichste Treulosigkeit gekrönt. Zum Glücke begegneten etliche Bauern in der Nacht mehrern gegen Selymbria ziehenden kleinen Abtheilungen von Avaren, fanden eine noch weit größere Anzahl in einem nahe liegenden Wald versteckt, ahndeten Arglist und Verrath. Ohne zu säumen, kehrten die guten Landleute nach Selymbria zurück, und meldeten dem Kaiser Alles, was sie von den, ihnen höchst verdächtig scheinenden Bewegungen der Avaren gesehen hatten. Auf Befehl des Kaisers ward die umliegende Gegend sogleich auf das genaueste recognoscirt; und nun fand man wirklich schon alle nach Constantinopel führende Straßen, in offenbar feindlicher Absicht, von den Avaren besetzt. Des Chagans Verrätherei war jetzt am Tage. Heraklius hatte keinen Augenblick mehr zu verlieren; er warf den Purpur von sich, wand das Diadem um seinen Arm, legte einen gemeinen Soldatenrock an, schwang sich auf sein Pferd, und eilte davon. Das Nämliche zu thun, gebot die Noth auch allen Uebrigen aus dem kaiserlichen Gefolge. Aber zahlreiche Haufen von Avaren schwärmten schon überall herum; mit dem Säbel in der Faust, jagten sie den Fliehenden nach. Blos der Schnelligkeit seines Rosses dankte Heraklius Leben und Freiheit; und nur wenig hatte gefehlt; so wären mit ihm zugleich die Avaren, durch Constantinopels goldenes Thor, in die, über allen Begriff, bestürzte Hauptstadt eingedrungen.

18. Die Flucht des Kaisers hatte allgemeinen Schrecken in Selymbria verbreitet. Was aus Con-

stantinopel dahin gekommen war, Patricier, Senatoren, Edle, Bürger rc. begab sich nun ebenfalls auf die Flucht. Es war ein jammervoller Anblick. Unter dem Klaggeschrei einer Menge Weiber und Kinder, drängten in ängstlicher Verwirrung sich dichte Haufen der Fliehenden auf dem Wege nach Constantinopel; ihnen auf dem Fuße folgten die wilden Avaren, ritten Alles danieder, was ihnen in den Weg kam, plünderten die Einen, verwundeten oder ermordeten die Andern; und die ganze Straße von Selymbria bis an die Thore von Constantinopel war mit Leichen, Verwundeten, Sterbenden und Trümmern gewaltsam geraubter Gegenstände bedeckt.

19. Auf dem Hebdomon schlugen nun die Avaren ihr Lager auf und verbreiteten sich von da aus bis an den, Constantinopel gegen Norden begrenzenden Golph von Ceras. Zur Hälfte war zwar jetzt des Chagans Plan gescheitert; aber für diese gescheiterte Hälfte entschädigte er sich in der Plünderung aller in den dortigen Vorstädten liegenden Kirchen, Palläste und Landhäuser. Was nicht geraubt werden konnte, ward zerstört; kostbare, mit goldenen Platten und edeln Steinen eingelegte Altäre wurden in Stücken geschlagen, die herrlichsten Kunstgebilde vernichtet, unschätzbare Denkmäler alter Kunst zertrümmert, und überdieß noch zweimal hundert und siebzig tausend Unglückliche als Gefangene fortgeführt.

20. Zu jeder andern Zeit hätte diese unerhörte Treulosigkeit, diese nie erlebte Schmach die blutigste Rache gefodert; aber leider war die, seit einer Reihe von Jahren, immer tiefer gesunkene römische Macht jetzt blos ein, selbst in den Augen der Barbaren, kraft- und wesenloses Schattenbild; und

die Stadt Constantinopel, ein kleiner Ueberrest von Griechenland, und einige Seestädte von Tyrus bis Trapezund an der asiatischen Küste, machten das ganze römische Reich aus. *) Zudem wurden auch die traurigen Folgen des Verlustes von Aegypten schon in diesem Jahre fühlbar, und eine, durch das Ausbleiben der Kornzufuhren aus Alexandrien herbeigeführte, an Hungersnoth grenzende Theurung vermehrte die Drangsale des Volkes, wie die Verlegenheit der Regierung. **) An den Chagan ordnete

*) Das römische Afrika und das Exarchat in Italien waren freilich noch Theile des römischen Reiches; aber beide konnten bei einem vernünftigen Calcül der disponiblen Kräfte des Staates gar nicht in Anschlag gebracht werden; denn das Erstere war zu weit entfernt, auch mit sich selbst und seiner isolirten, precären Existenz zu beschäftiget, und das, von den Longobarden unaufhörlich bedrohete Exarchat befand sich noch überdieß in einem solchen Zustande innerer Verwirrung und Gährung, daß es selbst der Hülfe, und zwar einer sehr bedeutenden Hülfe sowohl an Geld, als an Mannschaft und Waffen bedurfte.

**) Daß Heraklius bei dieser Gelegenheit so sehr den Kopf und allen Muth verloren, daß er den kleinmüthigen Entschluß gefaßt, nach Afrika zu fliehen und den Sitz der Regierung nach Carthago zu verlegen, daher schon seine Schiffe mit allen Schätzen des Palastes beladen habe; aber von dem Volke, welches diesen verzweifelten Entschluß noch bei Zeiten erfahren, zwar nicht durch aufrührischen Tumult, jedoch durch anhaltendes flehentliches Klagegeschrei daran verhindert, und endlich von dem Patriarchen Sergius an die Stufen des Altars in der Sophienkirche geführt, und ihm hier ein feierlicher Eid abgezwungen worden, daß er sein Volk nie verlassen, jedes Schicksal mit ihm theilen, folglich mit ihm leben und sterben wolle: Alles dieß beruhet auf einer völlig unverbürgten Erzählung eines weit spätern Schriftstellers

also Heraklius auf das neue wieder eine Gesandtschaft; dieselbe sollte Klage führen über verletzte Treue, schändlichen Raub, und völkerwiderrechtliche Hinwegführung römischer Unterthanen in die Gefangenschaft. So gut er konnte, suchte der Chagan sich von aller Schuld zu reinigen, schob dieselbe auf die Raubsucht seines Volkes, welche er in jenem unglücklichen Augenblicke nicht mehr zu zügeln vermocht hätte. Er versprach, das Geraubte wieder zurückzugeben, die Gefangenen los zu lassen, und allen verursachten Schaden, so viel es in seinen Kräften läge, wieder zu ersetzen. Die Gesandten durften sich keine Drohungen erlauben, denn es fehlte ihnen an Mitteln, denselben Nachdruck zu geben. Von des Chagans Aufrichtigkeit heuchelten sie also eine Ueberzeugung, die weder sie noch der Kaiser hatten, und da nun wirklich ein großer Theil der Gefangenen in Freiheit gesetzt, und Manches von dem Geraubten zurückgegeben ward; so kam am Ende, troß dem Geschehenen, dennoch ein neues Bündniß mit den Avaren zu Stande, und der Chagan, gewonnen durch das Versprechen von zweimal hundert tausend Goldstücken, welche er von Heraklius nach beendigtem Perserkrieg erhalten sollte, erklärte sich zum immerwährenden Bundesgenossen und Beschützer des römischen Reiches.

(Nicephorus) während die gleichzeitigen kein Wort davon wissen. Hätte in dem Kopfe des Kaisers eine solche, eben so alberne und unkluge, als feige und einen völligen Mangel an Kraft und Ehrgefühl verrathende Conception sich erzeugen können; so wäre sicher auch Heraklius nicht ein Fürst gewesen, fähig, solche ungewöhnliche große Eigenschaften einer wahren Heldenseele zu entwickeln, welche wir ihn nun bald, zu unserm größten Erstaunen, vor unsern Augen werden entfalten sehen.

21. Von der europäischen Seite her hatte nun Heraklius, wenigstens auf einige Zeit, nichts mehr zu befürchten; aber desto größere Gefahren droheten ihm jenseits des Tigris und Euphrats. Mit der Kunde von der schnöden, völkerwiderrechtlichen Behandlung der römischen Gesandten in Persien, war auch bei Heraklius der, vor kurzem ihn noch so sehr belebende Strahl von Hoffnung eines nahen Friedens wieder verschwunden. Aber die Römer, welche Chosrou jetzt in Banden hielt, besaßen im höchsten Grad die Gunst und das Zutrauen des Kaisers, und in dem überströmenden Mitgefühle mit dem grausamen Schicksal seiner Freunde, ordnete er auf das neue wieder Gesandte an Chosrou. In seinem Briefe an denselben entwarf Heraklius ein rührendes Gemälde von dem traurigen, völlig zerrütteten Zustande seines Reiches, von dem schrecklichen Loos seiner, schon so viele Jahre hindurch, durch den Krieg grausam gegeiselten Völker; er bat ihn, sich doch endlich einmal der gequälten Menschheit zu erbarmen, dem schon so lange anhaltenden Blutvergießen endlich ein Ziel zu setzen; er foderte ihn auf, die Bedingungen des Friedens, welche sie auch seyn möchten, ganz nach Willkühr festzusetzen; Alles, was er nur immer verlangen werde, fügte Heraklius hinzu, sey er jeden Augenblick zu erfüllen bereit. — Aber beinahe zwanzigjähriges, ununterbrochenes Glück, und immer zunehmende, allen Glanz seiner Vorfahren weit überstrahlende Herrlichkeit hatten Nouschirvans stolzen Enkel zu sehr berauscht. Des Kaisers demuthvolles Schreiben erhöhete jetzt nur noch mehr den Trotz des Despoten: „Nur dann,“ sagte Chosrou zu den Gesandten, „wenn die Römer ihren gekreuzigten Gott verleugnen, und die Gottheit der Perser, die Alles belebende Sonne anbeten; nur

dann werde ich Ihrer und ihres Kaisers schonen." —

22. Es gibt Seelen, denen, um sich zu erheben, nur der größte Druck, wie dem Wasser eines Springbrunnens, die nöthige Kraft zu ertheilen vermag. Auch Heraklius mußte, um zum Bewußtseyn seiner Kraft wieder zu erwachen, die ganze Masse von Unglück und Schmach erschöpft, die tiefste Stufe der tiefsten Erniedrigung erreicht haben. Bis jetzt hatte er noch Nichts, Seiner Würdiges, noch Nichts, was den Erwartungen entsprochen hätte, verrichtet. Ueberhaupt gehört Heraklius zu den seltensten moralischen Erscheinungen in der Geschichte. Kühn, tapfer, voll Entschlossenheit und alle Talente der größten Feldherren entwickelnd, war er ein Cäsar an der Spitze der Legionen, und ein Weichling in seinem Palaste zu Constantinopel, überließ sich Vergnügungen und frivolen Festen, hörte gerne die Stimme treuloser Räthe, welche als Staatsmaxime aufstellten, daß ein Kaiser nie seine Hauptstadt, den Centralpunkt seines Reiches verlassen, nie ein Leben, von welchem das Wohl so vieler Völker abhange, den Launen eines unbeständigen Kriegsglückes preisgeben dürfe; blieb daher in ruhmloser Unthätigkeit ein müßiger Zuschauer der grenzenlosen Drangsale seiner Unterthanen, zog die Bequemlichkeiten und Genüsse einer luxuriösen Hauptstadt den Entbehrungen und Mühseligkeiten eines Feldlagers vor, und hatte endlich nicht mehr die Kraft, die schmäligen Fesseln zu zerbrechen, mit welchen die Reitze seiner zweiten Gemahlin, der Kaiserin Martina ihn so lange schon umstrickt hatten.

23. Diese Martine war eine Nichte des Kaisers, eine Tochter seiner Schwester der Prinzessin

Marie. — Eudokia die Gemahlin des Heraklius starb schon am Ende des zweiten Jahres einer beglückten Ehe, nachdem sie 9 Monate nach ihrer Vermählung ihrem Gemahl eine Tochter, und in dem folgenden Jahre einen Sohn geboren hatte;*) der Tod der Mutter war die Folge der Geburt dieses Kindes.**) Schon zu Lebzeiten seiner Gemahlin zeigte Heraklius für Martine eine besondere Zärtlichkeit;

---

*) Die Tochter erhielt die Namen Epiphania Eudokia; der Sohn ward Heraklius-Constantinus genannt, und noch in den Windeln und kaum 1 Jahr alt, von dem Vater zum Kaiser gekrönt.

**) Einen, jene Zeiten charakterisirenden Zug dürfen wir hier nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. — Als die Leiche der verstorbenen Kaiserin, in feierlichem Zuge, nach dem Ort ihrer Begräbniß gebracht ward, schauete eine Magd aus dem Fenster des Hauses, in welchem sie diente, dem feierlichen Leichenconduct zu. Gänzlich versunken im Anschauen dieses großen, von ihr noch nie gesehenen Schauspiels, hatte sie die Unvorsichtigkeit auszuspeien, und das Unglück, gerade auf das, die Bahre bedeckende Leichentuch zu spucken. Alles Volk gerieth darüber in Wuth; die Unvorsichtige ward sogleich ergriffen, und in dem nämlichen Augenblicke auch zum Scheiterhaufen verdammt. Nur um die Trauerceremonie nicht zu unterbrechen, ward die schreckliche Execution aufgeschoben. Aber kaum ruhete Eudokiens entseelter Körper in der kaiserlichen Gruft, als alles Volk aus der Kirche nach dem Scheiterhaufen lief, und ohne ein Zeichen der Rührung oder des Mitleidens, die Unglückliche lebendig verbrennen sah. — Selbst der Herrschaft dieser Magd, einer bemittelten Matrone aus dem Bürgerstand, wollte man das nämliche grauenvolle Loos bereiten. Ihr Haus ward auf das strengste durchsucht, jedoch die Frau, welche sich indessen verborgen hatte, nicht gefunden. In der darauf folgenden Nacht entkam sie glücklich aus der Stadt, und erschien nie wieder in Constantinopel.

dieses Gefühl war jedoch blos das natürliche zärtliche Wohlwollen eines Onkels gegen seine Nichte; aber kaum war Eudokia todt, so entbrannte diese Neigung in seinem Herzen zur glühendsten heftigsten Leidenschaft. Länger als ein Jahr bestand Heraklius einen harten Kampf mit sich selbst; endlich ward er überwältiget, und nun faßte er den Entschluß, Martine zu seiner Gemahlin zu erheben. Als der Patriarch Sergius es erfuhr, begab er sich sogleich zu dem Kaiser, machte demselben die lebhaftesten Gegenvorstellungen und sagte ihm alles, was seine Pflicht, wie sein Gewissen, ihm zu sagen gebot. Aber von leidenschaftlicher Liebe verblendet, hörte Heraklius nicht mehr die warnende Stimme seines Patriarchen,*) und zur Schmach der Kirche, wie zum Aergerniß der ganzen Christenheit ward die blutschänderische Ehe wirklich vollzogen.

24. Zu den Füßen einer geliebten Gemahlin, und an dem Busen des Vergnügens, schwand jetzt schnell dem Heraklius eine Reihe von Jahren in träger, thatenloser Ueppigkeit dahin. Aber im Schoße der Lust und eines weichlichen Lebens erstarb nun auch nach und nach sein kriegerischer Geist; unmännliche Leidenschaft verzehrte jede bessere Kraft; und taub gegen das Klaggeschrei der nach Hülfe rufenden Provinzen, unbekümmert um die, ihn einst richtende Stimme der Geschichte und Nachwelt, und vertändelnd an der Seite der reizenden Martine, in frivo-

*) Ruhig und gelassen hatte Heraklius den Patriarchen angehört. Als dieser geendiget, gab der Kaiser ihm zur Antwort: „Ich danke Euch für den Eifer, den Ihr „jetzt beweißt. Als Patriarch habt Ihr eure Pflicht erfüllt; aber nun hängt es von mir ab, euerm Rathe „zu folgen, oder auch ihn zu verwerfen.“

len Festen, Ergötzungen und Spielen eine kostbare Zeit, über deren Gebrauch er doch Gott und seinen Völkern die strengste Rechenschaft schuldig war, überließ Heraklius sorgenlos die Leitung des Krieges fremden Händen, und zwar lauter Feldherren, unter denen doch auch nicht ein einziger war, dessen Name der Nachwelt überliefert zu werden verdient hätte. Es ist überhaupt eine ganz besondere und auffallende Erscheinung, daß uns die Geschichte aus der ganzen Regierungsperiode des Kaisers Heraklius, mit Ausnahme des Monarchen, auch nicht einen einzigen großen Staatsmann, nicht einen einzigen ausgezeichneten Feldherrn nennt. Aber unter der Herrschaft eines Phocas waren Seelengröße, Charakterstärke, hervorspringendes Talent 2c. Verbrechen, welche ein Tyrann am wenigsten verzeihet, und die Alles verwüstende Regierung dieses durchaus werthlosen und von Natur wie aus Feigheit grausamen Despoten glich einem jener tödtenden Winde aus Arabiens Sandwüsten, an deren vergiftendem Hauch gerade die edelsten Pflanzen am schnellsten ersterben.

25. Des Chosrous gotteslästerliche, jeden Schimmer von Friedenshoffnung auf immer verscheuchende Antwort weckte endlich Heraklius aus seinem bisherigen, eben so ruhmlosen als sündhaften Schlummer. Der Nebel, der bis jetzt alle Jahre seiner Regierung deckte, verschwand, und in der Beleuchtung der Mittagssonne sah er nun den schauervollen Abgrund vor sich, an dessen Rand seine Fahrlässigkeit das Reich geführt hatte. Aber entscheidend ist in großen und starken Naturen oft ein einziger Augenblick. Schnell keimte und reifte jetzt in der Brust des Kaisers ein großer Entschluß; und ohne seine Zeit in fruchtlosen Klagen einer späten Reue zu verlieren, oder gar an sich selbst zu verzweifeln und an

schmähliche, auf Kron und Ehre verzichtende Flucht nach Afrika zu denken, beschloß er, in dem nun wieder völlig erwachten Gefühle seiner ehemaligen Heldenkraft, der Retter seines Reiches zu werden, und in eigener Person seine und der Römer verlorne Ehre und Trophäen von den Persern wieder zu erobern.

26. Chalcedon war indessen von den Persern erobert, geplündert und ein Theil der Stadt zerstört worden. Aber dem Feinde gebrach es an einer Seemacht; gegen Constantinopel konnte er also nichts unternehmen; und blos zum Trotz und Hohn des Kaisers blieb das persische Heer noch mehrere Jahre im Lager auf den Anhöhen jenseits des Bosphorus.

27. Der nun schon so lange dauernde Krieg gegen die Römer hatte, bei allem Glück der persischen Waffen, doch blos die Schatzkammern des Chosrou gefüllt, aber in dem nämlichen Verhältniß, durch unerträglichen Druck, auch alle Provinzen des persischen Reiches erschöpft. Chosrou kannte das Maß menschlicher Geduld, selbst in der tiefsten Erniedrigung orientalischer Sclaverei; dieses Maß wollte Chosrou nicht überschreiten; und von seinen Feldherren vor Chalcedon nun auch belehrt über die Unmöglichkeit einer Eroberung von Constantinopel, zeigte er sich endlich zu einem Frieden mit dem Kaiser geneigt; aber, wie er wähnte, unumschränkter Herr des Schicksals aller römischen Provinzen, schrieb Chosrou Bedingungen vor, wie nur immer die schonungsloseste Habsucht sie vorschreiben konnte. Als Lösegeld für sich und sein Reich sollte Heraklius einen jährlichen Tribut entrichten, der in nichts Wenigerm bestand als in tausend Talenten Goldes,

tausend Talenten Silbers, tausend seidenen Feierkleidern und tausend der schönsten Jungfrauen des römischen Morgenlandes. — Willig unterzeichnete Heraklius diesen Tribut; um aber aus den ausgesaugten, völlig verarmten Provinzen seines Reiches die ungeheuern Summen herbeizubringen, forderte und erhielt er von Chosrou eine gewisse Frist, die aber der Kaiser, weit entfernt, jene eben so ungerechten, als schandvollen Bedingungen zu erfüllen, nun zu den kräftigsten Vorbereitungen zu einem neuen, alle Schmach der Römer tilgenden Feldzug verwandte.

28. Von dem Augenblicke an, wo er entschlossen war, seine purpurnen Schuhe gegen die kurzen Soldatenstiefeln zu vertauschen, war Heraklius ein ganz anderer Mensch; Alles war Thätigkeit und Leben in ihm. Vollkommen im Klaren über das, was er wollte und mußte, eben so schnell als wirksam in seinen Vorbereitungen, und alle ihm zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte mit Scharfsinn und ungewöhnlicher Kriegskunde mit dem vorliegenden Zwecke vergleichend und verbindend, zeigte sich von jetzt an der Kaiser als einen der grösten und talentvollsten Feldherren, selbst aus den schönsten und ruhmvollsten Zeiten Griechenlands und Roms.

29. Eine der ersten Sorgen des Kaisers mußte es nun seyn, keinen geheimen, während seiner Abwesenheit an ihm zum Verräther werdenden Feind in dem Innern des Reiches zurückzulassen. Crispus, Phocas Tochtermann hatte auf mancherlei Weise des Kaisers Unzufriedenheit sich zugezogen. Zu der Erhebung des Heraklius hatte er bekanntlich das Meiste beigetragen, auch die Krone, als Heraklius sie ihm anbot, ausgeschlagen. Aber längst schon schien Cris-

pus, den Werth seiner Person wie seiner Verdienste weit überschätzend, es von Herzen zu bereuen, die ihm angebotene Krone nicht angenommen zu haben. Zwar wollte der verdacht- und arglose Kaiser manchen gegen Crispus ihm gemachten Anzeigen keinen Glauben beimessen; aber bei allem dem konnte er doch nicht vergessen, daß Crispus ein müßiger Zuschauer blieb, als die Perser Cappadocien verheerten, daß er nicht die mindeste Bewegung machte, als die Feinde sogar Cappadociens Hauptstadt, Cäsarea belagerten, eroberten, plünderten und zwei Drittel der Stadt in einen Schutthaufen verwandelten. Um seine Zweifel zu lösen, und den Crispus, wenn er ihn schuldlos finden würde, durch neue Wohlthaten noch mehr an sich zu fesseln, ging Heraklius, unter dem Vorwande, sich mit Crispus über den, im nächsten Jahre zu eröffnenden Feldzug zu bereden, selbst nach Cäsarea. Als man dem Statthalter die nahe Ankunft des Kaisers meldete, zeigte er eine Kälte und eine Gleichgültigkeit, welche nahe an Verachtung grenzten; auch war der Empfang, den er seinem Monarchen bereitete, gar nicht, wie derselbe ihn erwarten konnte; er selbst ging sogar dem Kaiser nicht einmal entgegen, sondern legte sich, eine Unpäßlichkeit vorschützend, zu Bette. Heraklius stellte sich, alles dieses nicht zu bemerken, und begab sich gleich nach seiner Ankunft in Cäsarea nach dem Palaste des Statthalters. Auch jetzt erhob sich Crispus noch nicht von seinem Lager, sondern empfing den Kaiser in seinem Bette. Die Rede kam sogleich auf den bevorstehenden Feldzug; aber nun sprach Crispus in einem solchen dictatorischen, hinwegwerfenden Ton und mit einer solchen Scurrilität, daß Heraklius, wäre er auch nicht Kaiser gewesen, sich hätte beleidiget finden müssen. Nicht nur daß Crispus alle Ideen des

Monarchen, ohne sich lange in eine Discussion einzulassen, schon obenhin verwarf, gleichsam als wenn seine anerkannte geistige Superiorität gar keiner weitern Beweise bedürfe, sondern er suchte auch alle Plane des Monarchen, so viel möglich in ein recht lächerliches Licht zu stellen, nannte den edeln Entschluß des Heraklius, sich selbst an die Spitze seines Heeres zu stellen, die Chimäre eines Abentheurers, der in der Welt herumziehen wolle, um sich in irgend einer Ecke derselben von den Persern schlagen zu lassen. — An den wahren Gesinnungen des Crispus, konnte Heraklius jetzt nicht länger mehr zweifeln; indessen war er klug genug, um seinen Unwillen noch zurückzuhalten, und da gerade ein Eilbote mit der Nachricht angekommen war, daß die Kaiserin von einem Prinzen sey entbunden worden, so nahm Heraklius dieß zum Vorwand, sogleich wieder nach Constantinopel zurückzukehren, lud jedoch den Crispus ein, ihm unverzüglich dahin zu folgen, um bei der Taufe des neu gebornen Königsohnes die Pathenstelle zu übernehmen.

30. Stolz darauf, über seinen Herrn den Hofmeister gespielet zu haben, noch stolzer über den so eben erhaltenen ehrenvollen Auftrag, in welchem er einen untrüglichen Beweis seines großen, selbst seinem Kaiser imponirenden Ansehens zu erblicken glaubte, eilte Crispus in seinem eingebildeten Triumphe dem Kaiser nach, nahm aber, um mit desto größerm Glanze in der Hauptstadt zu erscheinen, seine ganze, ziemlich zahlreiche Leibwache mit. Gleich nach seiner Ankunft in der Residenz, ließ der Kaiser eine allgemeine Versammlung des Senats auf den folgenden Tag ansagen; sich dabei einzufinden, erhielt jeder der Senatoren bestimmten Befehl. Auch Crispus, in der gewissen Voraussetzung, daß blos von dem Kriege

gegen Persien die Rede, und dann seine Stimme die entscheidende seyn würde, fand sich in der Versammlung ein. Aber Erstaunen ergriff alle Anwesenden, als der Kaiser mit funkelnden Augen sprach: „Senatoren, nur um eine einzige Frage zu beantworten, habe ich Euch heute versammelt. Beleidiget derjenige, welcher die seinem Monarchen schuldige Ehrfurcht vorsätzlich und gröblich verletzt, nur einen gewöhnlichen Menschen„? — Ueberrascht durch diese ganz unerwartete, ein nahendes Ungewitter verkündende Frage des Kaisers, verstummten alle Senatoren; eine feierliche Stille herrschte in dem hochgewölbten Sale. Endlich nahm einer der vorsitzenden Patricier das Wort: „Herr! wer der Majestät des Diadems nicht die ihr gebührende Ehrfurcht erzeiget, empört sich gegen die göttlichen Anordnungen, beleidiget also Gott selbst, dessen Gesalbter der Kaiser ist„. — Einstimmig fielen alle Senatoren der Meinung des Patriciers bei — „und was denkt Ihr davon„ fragte nun der Kaiser den Crispus. — „Meine Meinung ist,„ erwiederte dieser, „daß ein solches Verbrechen weder Gnade noch Verzeihung verdiene„. „Nun so hast Du,„ sagte jetzt der Kaiser mit erhöhetem Ton der Stimme, „Dir selbst Dein Urtheil gesprochen„. In kurzer, aber heftiger Rede klagte Heraklius vor dem versammelten Senat über Crispus bisheriges, von Seite eines Unterthans gegen seinen Herrn, höchst verbrecherisches Betragen; er erwähnte der vielen Wohlthaten, mit welchen er ihn überhäuft, des schwarzen Undankes, mit dem er ihm gelohnt, und sich wieder gegen Crispus wendend, schlug er ihm mit einer Rolle Schriften, die er in den Händen hatte, in das Gesicht. „Siehe Undankbarer; alle Verbrechen, deren Du in diesen Papieren angeklagt wirst, verzeihe ich Dir von Herzen; denn nur mir allein

„müß ich alle Schuld beimessen, der ich so thöricht „war zu glauben, daß in dem Busen desjenigen, „der fähig war, seinen eigenen Schwiegervater zu „verrathen, ein für treue Freundschaft empfängliches „Herz noch schlagen könne“. — Er befahl ihm hierauf, sich sogleich aus seiner Gegenwart zu entfernen. Crispus ging, ward aber noch in dem Senatsgebäude verhaftet, ihm der Kopf geschoren, eine Mönchskutte angelegt, und unverzüglich in ein Kloster nach Chrysopolis gebracht: in das nämliche Kloster, in welches Phocas nicht lange nach Antritt seiner tyrannischen Regierung, den Philippicus, einen Schwager des Kaisers Mauritius hatte einsperren lassen. Von Heraklius ward jetzt Philippicus aus diesem Kloster entlassen und, weil aller Geschäfte wohl kundig dem Europalaten Theodor beigeordnet, des Kaisers jüngerm Bruder, der statt des Crispus die Statthalterschaft von Cappadocien erhielt. — Als die Soldaten von Crispus Leibwache erfuhren, was in dem Senat vorgefallen, drängten sie sich unter wildem Geschrei bis an die Schwelle des Palastes; ihre Worte waren flehend, aber trotzig und drohend ihre Gebärden und Mienen. Heraklius ging ihnen entgegen; die Gegenwart des Kaisers machte die Schreier verstummen. „Soldaten!“ sagte Heraklius, „von heute an, nehme ich Euch mit dem vollen „Solde meiner ältesten Veteranen in meine Leib„wache auf“. — In lauten Jubel verwandelte sich jetzt das Murren, und unter dem anhaltenden Freudenruf: „lange lebe Heraklius Augustus!“ begleiteten sie den Monarchen nach seinem Palaste.

31. Von dem dünkelvollen und daher auch mancherlei Ränke fähigen Crispus war also nichts mehr zu befürchten; aber ungleich größere Sorgen schwellten jetzt die Brust des auf einmal wieder nach

Thaten dürstenden Kaisers. Die schwerste Aufgabe, welche er zu lösen hatte, war, das zum Kriegführen nöthige Geld herbeizuschaffen. Die Koffer des Staats waren leer, die kaiserliche Schatzkammer war erschöpft und der herrschende Geldmangel bei Hofe so groß, daß man sogar die von Constantin dem Großen eingeführten, jährlichen Kornvertheilungen hatte einstellen müssen. Empörung würde unter jedem andern Kaiser eine Folge davon gewesen seyn; aber Heraklius war nun einmal der Liebling des Volkes, und so setzte man lieber alles Elend auf Rechnung verhängnißvoller Zeiten. Aber wie immer kam auch jetzt wieder die Freigebigkeit der Kirche der Armuth eines Kaisers zu Hülfe; sie öffnete ihre Schätze, und eine Menge goldener und silberner Gefäße wanderte aus dem Heiligthum in die kaiserlichen Münzstätten; auch an gemünztem Gelde lieferten die Bischöfe bedeutende Beiträge; und der Patriarch von Alexandrien, der heilige Johannes mit dem Beinamen der Almosengeber, dem, seiner grenzenlosen Milde und Nächstenliebe wegen, gleichsam alle Reichthümer der Erde zu Gebote standen, entdeckte plötzlich einen, bisher in seiner Kirche verborgenen Schatz, und schickte denselben nach Constantinopel. Dem Beispiel der Kirche folgten nun beinahe alle einigermaßen noch wohlhabende Familien, deren Patriotismus der Kaiser jetzt nicht fruchtlos in Anspruch nahm. In kurzer Zeit waren alle Kassen gefüllt, und wo kurz vorher noch Mangel und Armuth Alles lähmten und hemmten, herrschten nun Reichthum und Fülle des Ueberflusses.

32. In allen europäischen Provinzen wurden Werbungen angestellt, ungeheure Waffenvorräthe angeschafft; alle Zeughäuser und Werkstätten ertönten von dem Geräusche der Waffenschmiede, und zahlrei-

zen Scharen von Barbaren, Croaten*), Servier,

*) Zum erstenmal kommen hier in dem Laufe unserer Geschichte die Namen Croaten und Servier vor. Es scheint uns also nothwendig, auch einige, obwohl dürftige, jedoch einstweilen für den Leser hinreichende Notizen über diese beiden Völkerschaften hier beizufügen.— Die Chrobaten, (Croaten) ein slavischer Volksstamm, wohnten jenseits des, Sarmatien von Pannonien trennenden carpathischen Gebirges. Ein Theil dieser Nation war vor einigen Jahren, um sich neue Wohnsitze zu suchen, unter Anführung fünf Brüder, über die Donau gegangen, hatte sich in Dalmatien niedergelassen, wegen ihrer neuen Besitzungen sich einige Zeit mit den Avaren geschlagen, aber doch am Ende sich glücklich darin behauptet. Um sich des Schutzes von Constantinopel zu versichern, unterwarfen sie sich dem Kaiser, erkannten dessen Oberherrlichkeit, verpflichteten sich auch zu gewissen, bestimmten Kriegsleistungen. Förmlich trat ihnen nun Heraklius das, ohnehin von den Avaren zu einer Einöde gemachte Dalmatien ab, von den istrischen Gebirgen bis nach Dirrachium, nur die Seeplätze und einige der wichtigern Inseln in dem Golph behielt er sich vor. Die Serbler (Servier), ein anderer slavischer Stamm, welcher früher in dem asiatischen Sarmatien wohnte, folgten dem Beispiel der Croaten und erhielten östlich von diesen, von dem Kaiser Ländereien in dem obern Mösien, in Dacien und Dardanien. Sie lebten, wie die Croaten unter ihren eigenen Fürsten; die Länder, die man ihnen gegeben, änderten nachher ihre Benennungen, und sind heute zu Tage unter dem Namen: Bosnien und Servien bekannt. Croaten und Servier blieben stets ihren Verpflichtungen treu, waren sichere Bundesgenossen der Römer und diesen, in Ansehung der Avaren, auf mancherlei Weise sehr nützlich. Schon unter Heraklius Söhnen wurden die Croaten Christen, und erhielten von dem Pabste einen Bischof, der zu Spalatro seinen Sitz nahm. Diese kleine Nation ward nachher eine zeitlang mächtig; sie konnte hunderttausend Mann zu Fuß, und sechzigtausend Pferde in das Feld stellen, und eine Flotte von hundert und achtzig Schiffen ausrüsten,

Slaven, selbst Avaren wurden in römischen Sold genommen. Alle Sprachen des Occidents und Orients mischten sich in dem Lager des Heraklius.

33. Als das Heer marschfertig und Alles zum Aufbruch bereit war, ernannte Heraklius seinen, von der Kaiserin Eudokia ihm gebornen Prinzen Heraklius Constantinus, während seiner Abwesenheit, zum Regenten des Reiches. Der Knabe war zwar erst zehn Jahre alt; indessen war die ihm ertheilte Würde doch nicht eine blos leere Ehrenbezeugung; die Thronfolge sollte sie ihm sichern, im Falle ein feindlicher Pfeil oder Wurfspies das Herz des edeln Vaters treffen würde. Die wirkliche Verwaltung des Reiches legte Heraklius in die Hände des Patriarchen Sergius und des Bonosus, eines Patriciers von anerkannter Rechtschaffenheit und ungemeiner Gewandtheit in allen Geschäften der Regierung. Die Ostern fielen in diesem Jahre (622) auf den 4. April. Mit einer, das Heer und alles Volk erbauenden Frömmigkeit feierte Heraklius das hohe Fest; aus den Händen seines Patriarchen empfing er die heilige Eucharistie, wohnte jedem öffentlichen Gottesdienste bei, und bekannte durch seine demuthsvolle Haltung in schlichtem Gewand, daß vor dem König der Könige alle Herrlichkeit jeder irdischen Majestät dahin schwinde. Als die Feier der beiden ersten Tage vorüber war, gab Heraklius das Zeichen zum Aufbruch. Er selbst ging des Morgens frühe mit zahlreichem kriegerischem Gefolge nach der Sophienkirche, warf sich vor den Stufen des Altars nieder, und betete laut vor al-

---

die aber freilich nur Barken waren, wovon die größte kaum 40 Mann aufnehmen konnte.

„dem Volke: „Allmächtiger Gott, Herr Himmels und „der Erde, dessen Barmherzigkeit unendlich und „grenzenlos ist, werfe einen erbarmenden Blick auf „dein Volk; züchtige uns nicht nach dem Maße unserer Sünden; lasse uns nicht länger mehr das „Gespötte unserer Feinde werden, und gestatte nicht „ferner, daß Abgötterer sich der Macht ihrer Götzen „rühmen, über deine treuen Knechte triumphiren, „und deine und deiner Heiligen Erbschaft zerstören.“ — Nach diesem kurzen, aber mit Inbrunst ausgesprochenen Gebete wandte sich Heraklius an den neben dem Altar stehenden Patriarchen „Heiliger Bischof,“ sagte er, „meine Hauptstadt und meine Kinder über„gebe ich dem Schutze des Allmächtigen, der Für„bitte der gnadenvollen Mutter unsers göttlichen Er„lösers und deiner treuen und wachsamen Sorg„falt.“ — Er nahm hierauf ein, der Sage nach, nicht von Menschen Händen gefertigtes Bild unseres Heilandes in die Hand, trug es in feierlichem Zuge, an der Spitze seines zahlreichen Gefolges, nach dem Gestade des Bosphorus, und schiffte sich, im Angesicht und unter den lauten Segnungen eines zahllosen Volkes, mit seinem Heere ein *).

---

*) Es ist unstreitig eine, in der Geschichte beinahe unerhörte, daher der Betrachtung des Freundes der Geschichte gewiß nicht unwürdige Erscheinung, in einem an sich schon entnervten Zeitalter, einem Fürsten zu begegnen, der, gewöhnt an allen Luxus eines orientalischen Hofes, nach vieljähriger, träger Ruhe sich plötzlich aus dem Schooße der Ueppigkeit erhebt, den Armen der Wollust und des Vergnügens sich entreißt, an die Spitze eines, blos durch ihn geschaffenen, beseelten und begeisterten Heeres sich stellt, den grösten Entbehrungen mit frohem und heiterm Sinne sich unterwirft, allen Mühseligkeiten harter Feldlager und verzweifelter Märsche sich unterzieht, stets den grösten Ge-

fahren sich blosstellt, und durch Entfaltung von Talenten und Tugenden, wie sie nur die grösten Helden und Feldherren des Alterthums schmückten, auf einmal die Welt überrascht und in Erstaunen setzt. — Wären auch, wie dieß wirklich bei Heraklius der Fall ist, die Wirkungen einer solchen Erscheinung nur vorübergehend, wäre sie auch gleichsam nur über ihr Zeitalter hingeeilet, ohne tief eingedrückte und bleibende Spuren in der Welt zu hinterlassen, so liegt der Grund davon blos in den unerforschlichen Rathschlüssen der Vorsehung. Aber die Thaten des Helden selbst können nie unter den Stürmen späterer Zeiten untergehen, und in den Gefühlen aller edeln, für wahre Größe empfänglichen Seelen finden sie stets und in allen Jahrhunderten einen festen Boden, in welchem sie Wurzeln schlagen, und in unvergänglicher Blüthe, die Bewunderung der spätesten Nachwelt fesseln. — Jene, für welche Personen eben so wichtig als Sachen, und große moralische Erscheinungen noch wichtiger sind, als unsern neuern Geschichtschreibern ein Handelsvertrag oder der Erwerb einer Pfefferinsel zu seyn pflegen, werden also gewiß ein warmes Interesse für einen Monarchen fühlen, der in Hinsicht auf die Umstände, unter welchen er die Heldenbühne betrat, so wie auch auf jene, unter welchen er sie wieder verließ, vielleicht der einzige in der Geschichte ist, oder wenigstens darin als ein, der Nachwelt unauflösbares Räthsel dastehet. — Damit die Thaten dieses Kaisers, als ein großes gediegenes Ganzes, sich aus der Sündfluth der Zeiten hervorheben, und diesen alles verschlingenden Ocean nicht blos mit Trümmern und einzelnen Scheitern bedecken, mithin die Leser sich ein anschauliches Bild von der wirklich seltenen Personalgröße dieses Monarchen entwerfen können, hielten wir für zweckmäßig, über dessen sechs ruhm- und thatenvolle Feldzüge etwas vollständiger und zusammenhängender, als bis jetzt geschehen, uns zu verbreiten.

X.

1. Erster Feldzug des Heraklius*). Von n-Höhen bei Chalcedon, konnten die Perser das ganze

---

*) Schade, daß Heraklius glorreiche Züge nach Persien keinen Geschichtschreiber, sondern blos spätere Chroniker fanden; diese sind: Theophanes, Zonaras, Cedrenus, Nycephorus, der Patriarch Eutychius und endlich auch die Historia miscella. Aber bekanntlich pflegt Theophanes, statt die Ereignisse zu erzählen, sie blos mit wenigen Worten zu berühren, und obschon er sich über Heraklius Feldzüge etwas mehr, als gewöhnlich verbreitet; so legt et doch seiner Erzählung nie jenes nothwendige Detail zum Grunde, aus welchem ganz allein eine klare und deutliche Anschauung des erzählten Ereignisses hervorgeht. — Zonaras und Nycephorus verdienen, in Beziehung auf den vorliegenden Gegenstand, gar keiner Erwähnung; arm und dürftig ist der Eine, noch ärmer und dürftiger der Andere. — Nicht großen Gewinn bietet auch die, bald sehr magere, bald Vieles ohne Prüfung aufnehmende, und bunt untereinander werfende Historia miscella. — Eutychius, unentbehrlich für die Geschichte des Caliphats, wird höchst entbehrlich für jene des Kaisers Heraklius; und unter dem Wenigen, was er uns von demselben erzählt, findet sich noch Manches, für dessen Wahrheit auch nicht ein Halbvernünftiger wohl würde bürgen wollen. Ungleich vollständiger, zusammenhängender und befriedigender ist Cedrenus. Ganz verständig und ohne, durch Zeit und Ort getrennte Begebenheiten, miteinander zu vermischen und zu verwirren, verbreitet er sich, nach ihrer natürlichen Aufeinanderfolge und in eben so vielen Kapiteln, über die sechs Feldzüge des Heraklius, erzählt die Hauptereignisse eines jeden derselben, und würde, hätte er noch einige Sorgfalt auf die geographische Bestimmung der Oerter, Stellungen und Märsche verwendet, manche Widersprüche und irrige Angaben vermieden, und gar nichts mehr zu wünschen übrig gelas-

im Einschiffen begriffene Heer des Kaisers überschauen. Aber Heraklius, der wenig oder nichts dem Zufalle

sen haben. — Der sicherste, zuverlässigste und willkommenste Führer würde indessen unstreitig der Augenzeuge Georg von Pisidien seyn, wäre der arme Mann nicht unglücklicher Weise ein Poët gewesen, oder hätte wenigstens einer zu seyn geglaubt, weil er ein Ding in Versen verfertiget, das wirklich, jedoch blos in der Ferne, allenfalls auf einige hundert Meilen, einem Gedicht ähnlich sieht, dessen unerträglicher, Geist und Phantasie tödtender Schwulst und Wortschwalm aber weder ergötzt, noch erwärmt, noch belehrt, sondern blos bis zum Schwachwerden ermüdet. Schade, daß die Römer die Unkosten angewandt haben, dieses Machwerk von dem Jesuiten Malteret in ziemlich schlechten lateinischen Jamben übersetzen zu lassen. — Auch bei den Neuern ist über diesen, doch nicht unwichtigen historischen Gegenstand, wenig Trost zu holen. Die Mehrsten, oder beinahe Alle geben blos die Hauptresultate an, ohne im mindesten in irgend ein Detail einzugehen. Daß die allgemeine Weltgeschichte (B. 14.) nach löblichem Brauche, ohne Rücksicht auf Zeit- und Ort-Bestimmung, alles in diesem Abschnitte überhudelt und überrumpelt, dieß versteht sich von selbst. — Um vieles umständlicher behandelt der Engländer Gibbon die Feldzüge des Heraklius; aber, wie an so vielen andern Orten seines berühmten und viel gelesenen Werkes, ist auch hier bei ihm wider Alles nur Schönfärberei, und statt Geschichte gibt er uns blos leere, jedoch wohlklingende und ziemlich farbenreiche Declamationen. — Der Franzose Le Beau, der, so viel es von ihm abhängt, nie das Detail verschmähet, folgt buchstäblich dem Cedrenus, welchem es wirklich hier, gegen seine Gewohnheit, an Fülle nicht gebricht. Da aber Le Beau nicht mit Hülfe alter Geographien und gut gezeichneter Charten seinen Schriftsteller zu ergänzen suchte, oder zu ergänzen vermochte, so bleiben alle Fragen und Zweifel, die man an Cedrenus richten möchte, auch bei ihm unbeantwortet und unaufgelößt. — Unter dem anziehenden Titel: Recherches concernant l'expédition de

überlassen wollte, war zu klug, um seine neugewor-
denen, undisciplinirten, ungeübten, und mit den Ge-
fahren einer Schlacht noch nicht vertrauten Scharen

L'Empereur Heraclius en Perse, findet sich in dem 32. Band der Mémoires de l'Académie des inscriptions eine Abhandlung von dem berühmten Geographen D'Anville. Der viel versprechenden Aufschrift zufolge sollte man hier reiche Ausbeute hoffen; nimmt man aber den Band in die Hand, so sieht man sich getäuscht, denn D'Anvilles ganzes Bestreben geht blos dahin, die Lagen und Namen einiger alten Städte festzustellen, die längst untergegangen sind, und von denen es uns, in Beziehung auf die vorliegenden Fragen, ziemlich gleichgültig ist, wie Ptolomäus, Strabo oder Plinius sie genannt, oder wie in armenischer Sprache sie mögen geheisen haben. Die genaue Bestimmung der Lage von der persischen Stadt Dastargerd, Chosrous Residenz, ist das Einzige, was einiges Licht, jedoch nur auf einen einzigen Punkt dieser Expedition zu werfen vermag. — Wenn man jedoch, was einem freilich nicht wenig sauer wird, alle hier angeführten Schriften durchgehet, miteinander vergleicht, auch einige alte Geographien, Itinerarien und alte Landcharten dabei zu Rathe zieht, (wir bedienten uns der D'Anvilleschen), so wird es am Ende so ziemlich möglich, mit Hülfe richtiger historischer und militärischer Combinationen, etwas mehr Licht, Ordnung, Zusammenhang und eine natürliche Folge von Ursachen und Wirkungen in das Ganze hineinzubringen; was wir auch wirklich, so viel es in unsern Kräften lag, zu thun uns bestrebt haben. — Wenn übrigens Einer oder der Andere unserer freundlichen Leser auf den Gedanken gerathen sollte, daß wir diese ziemlich weitläufigen, critischen Notizen, zum Theil auch in der Absicht hier mittheilten, um abermal, und was noch öfters geschehen wird, wieder zu zeigen, welches Wesen oder Unwesen man in alter und neuerer Zeit mit der Geschichte getrieben, und wie cavalièrement man sie behandelt hat; so müssen wir demselben aufrichtig gestehen, daß er sich in seiner Muthmaßung gar nicht geirret hat.

zum Angriff gegen alte, an Schlachtengewühl gewöhnte Krieger zu führen. Das persische Lager, obgleich der Hauptstadt gegenüber, war dennoch derselben unschädlich; denn die Griechen waren Herren zur See, und den Persern gebrach es an Schiffen, konnten demnach auch nichts gegen Constantinopel unternehmen. Was zu plündern oder zu zerstören war, hatten sie längst schon geplündert und zerstört, und ihr längerer Aufenthalt bei Chalcedon war Persiens Interesse, indem Chosrous Streitkräfte um vieles dadurch vermindert wurden, ungleich nachtheiliger, als jenem des Kaisers. — Eben so gefahrvoll war es, durch die Provinzen Kleinasiens vorzudringen; denn in seinem Rücken stand alsdann das persische Heer von Chalcedon; die zahlreiche Reiterei desselben konnte ihn von der See und seiner Flotte abschneiden, ihm die nöthigen Zufuhren aufheben, würde endlich gar den, im Kampfe noch ungeübten römischen Nachtrab über den Haufen geworfen und den Kaiser gezwungen haben, jetzt schon sein und seines Reiches Schicksal dem ungewissen, blutigen Würfelspiel einer einzigen Schlacht zu überlassen.

2. Mit der höhern Intelligenz eines vollendeten, alle Punkte des, sich ihm darbietenden ungeheuern Kriegsschauplatzes überschauenden Feldherrn, wählte Heraklius Syriens und Ciliciens ferne Küsten zu den ersten Gegenständen seiner kriegerischen Operationen. Sobald demnach die Flotte aus dem Hafen von Constantinopel ausgelaufen war, steuerte sie ostwärts. Aber noch auf dem Bosphorus und schon in der ersten Nacht überfiel dieselbe ein fürchterlicher Sturm; das Admiral-Schiff, auf welchem der Kaiser sich befand, lief Gefahr, von den tobenden Winden auf eine Klippe geworfen zu werden; und dem Felsen schon ganz nahe, ward es

blos durch die Entschlossenheit und Geistesgegenwart des Kaisers, der in dem gefahrvollen Augenblicke auch die Dienste eines gemeinen Matrosen nicht verschmähete, noch glücklich gerettet. Mit Tages-Anbruch sammelten sich wieder die Schiffe. Die Flotte durchsegelte den Hellespont, ließ Klein-Asiens südliche und westliche Küste links liegen, durchschiffte das Mittelmeer, erblickte endlich die nördlichen Küsten von Cypern, und lief dann bald darauf in den, tief in das feste Land einschneidenden Meerbusen von Alexandrien *) (Scanderick) ein.

3. Als das Heer gelandet war, schlug Heraklius sein Lager bei der, nahe an dem Meerbusen gelegenen, durch Alexanders Sieg über den Perser-König Darius, berühmt gewordenen Stadt Issus auf. — Nur das geübte Auge eines großen Feldherrn konnte eine solche Stellung wählen. Hinter sich hatte Heraklius das Meer, auf welchem seine Flaggen gebieterisch weheten; seine Fronte und beiden Flügel waren durch hohe Gebirgsrücken, deren Durchgänge er besetzt hielt, gedeckt, und auf seiner rechten Flanke sicherten ihm die Syrischen Pforten (Syriae Pylae) ein enger, zwischen steilen, hohen Felsen und dem Meere, eine halbe Stunde lang, fortlaufender, an beiden Enden mit starken Thoren geschlossener und zu Lande wie zur See unangreifbarer Paß, seine Verbindung mit Syrien und der phönizischen Küste. Der kleine Landstrich,

---

*) Nämlich Alexandria Κατα Ισσον, das heißt, Alexandrien bei Issus oder an dem Issischen Meerbusen. Als die in frühern Zeiten sehr reiche, handeltreibende Stadt Issus durch den immer mehr aufblühenden Flor von Alexandrien in Verfall gerieth, ward auch dieser Meerbusen oft der Alexandrinische genannt.

welchen Heraklius inne hatte, machte einen tiefen Einschnitt in die syrischen, cilicischen und armenischen Provinzen. Jenseits des Gebirges öffnete sich die Landschaft in einem weiten Halbkreise, und der Kaiser hatte den großen Vortheil, daß, wohin er seine Operationen richten mochte, die Operationslinien der Perser einen großen Bogen beschrieben, während die Römer auf den kürzesten Linien, nämlich auf den Sehnen dieses Bogens sich bewegten.

4. Alle in den Seeplätzen und Festungen der umliegenden Provinzen zerstreuten römischen Besatzungen zog Heraklius nun in sein Lager bei Issus. Aber leider waren alle diese Scharen Räuberbanden ungleich ähnlicher, als römischen Legionen. Ohne Zucht und Disciplin, ohne alle soldatische Kenntniß und Gewandtheit, unkundig des Gebrauches ihrer Waffen, jeder kriegerischen Tugend fremd, und gewöhnt, bei dem ersten Schall einer feindlichen Trompete die Flucht zu ergreifen, waren sie blos wehrlosen Landleuten, die sie plünderten, mit unter auch mordeten, nicht aber den Feinden gefährlich. Der übrige Theil des Heeres bestand aus rohen, mit der Taktik der Römer unbekannten Barbaren des Occidents, die weder Zucht noch Ordnung, weder Gehorsam noch Ehrgefühl kannten, denen das Wohl des römischen Reiches eben so gleichgültig war, wie jenes der Perser, und die blos erhöheter Sold und Hoffnung der Beute zu den Fahnen des Kaisers gelockt hatten. Aus diesen rohen, form- und gestaltlosen Massen sollte nun Heraklius ein Heer bilden, und zwar nach ächt altem römischen Zuschnitte, ein Heer gleich jenen, mit welchen einst ein Cäsar oder die Scipionen eine halbe Welt unterjocht hatten. Aber Heraklius verband mit der höchsten militairischen Intelligenz auch alle, nicht

minder nothwendige, physische wie moralische Eigenschaften eines Helden und Feldherrn. Die Grundlage, welche er seiner neuen Schöpfung gab, war eine strenge Kriegszucht, welche er bei seinem Heere und in dem Lager einführte. Aber mehr als Befehle und Verordnungen, mehr als Belohnungen und Strafen, wirkte des Kaisers eigenes Beispiel. Alles, was er gebot, ward jedesmal von ihm zuerst befolgt. Ununterbrochen thätig und wachsam, gönnte er der Tafel wie dem Schlafe nur wenig Raum; und stets mäßig und nüchtern, und alle Bequemlichkeiten verschmähend, theilte er mit seinen Soldaten alle Beschwerlichkeiten des Lagers, war wie sie gekleidet, gewaffnet und genährt, und nur an den purpurnen Halbstiefeln erkannte man noch an ihm den Kaiser des Orients. Strenge wachend über Aufrechthaltung römischer Kriegszucht, war Heraklius unerbittlich bei der geringsten Verletzung derselben, und dem Vergehen folgte stets die Strafe auf dem Fuße. Aber dafür sorgte er auch väterlich für alle Bedürfnisse seines Heeres, schenkte besonders seine Aufmerksamkeit der Pflege der Kranken, zeigte sich täglich in allen Quartieren des Lagers, und geschmückt mit jener energischen, zum Herzen des Soldaten sprechenden, militairischen Beredsamkeit, redete er bald mit Diesem bald mit Jenem, belehrte und unterrichtete die Einen und ermunterte und belebte die Andern, und wußte durch kriegerische, den Ehrgeitz weckende Belohnungen und Auszeichnungen, bald in dem ganzen Heere einen wahren Heldengeist zu erzeugen, alle Legionen und Waffengattungen zu rühmlichem Wetteifer zu entflammen.

5. Hatte Heraklius in seinen bisherigen militairischen Dispositionen, so wie in der trefflichen Wahl des Postens, den er inne hatte, die Talente

eines grosen Strategen entwickelt; so zeigte er sich jetzt auch als einen nicht minder geschickten und verständigen Taktiker. Den Waffenübungen seiner Soldaten wohnte er täglich bei; aber er mußte bei den Elementen der Taktik anfangen, ward nicht nur der Lehrer seiner Officiere von jedem Range, sondern auch der Instruktor des gemeinen Soldaten, und es geschah nicht selten, daß der Kaiser sogar sich so weit herabließ, kleinen Abtheilungen von Infanteristen, Römern wie Barbaren, in den ersten Grundsätzen der Stellung, in den Wendungen und in dem Marschiren Unterricht zu ertheilen: ein Geschäft, welchem heute zu Tage kaum noch die Subaltern-Officiere einer Compagnie sich unterziehen. Von den einfachen Bewegungen und Schwenkungen ging er dann zu den schwerern Evolutionen, und von diesen zu den complicirtesten Manöuvers über. Wegen der, den Römern gewöhnlich an Zahl weit überlegenen persischen Reiterei, lehrte er vorzüglich sein Heer, mit Präcision und Schnelligkeit jede Gattung des Phalanx bilden, in dicht geschlossenen Massen ohne Trennung und Verwirrung nach allen Richtungen sich bewegen, nach Erforderniß der Umstände bald die Fronte des Phalanx mehr auszudehnen, bald dessen Tiefe zu vermehren; mit nicht minderer Schnelligkeit und Präcision aus den Massen, nach einer gegebenen Direktion, sich in weite Schlachtreihen zu entwickeln; durch die in der römischen Taktik so beliebten Spiralbewegungen den Feind zu hintergehen, ihm den wahren Angriffspunkt zu verdecken und, durch richtig bemessenes Zurückziehen des schwächern Flügels, mit dem andern, hierzu vorsätzlich verstärkten Flügel, bald die rechte oder linke Flanke des Feindes zu überflügeln. Um seinem Heere endlich ein vollständiges Bild einer Schlacht zu geben, und zugleich auch den militärischen Blick der höhern

wie niedern Officieren, durch anhaltende Uebung, immer mehr zu schärfen, theilte er Fußvolk und Reiterei, Linien- und leichte Truppen in zwei Theile, und ließ sie, wie zwei feindliche Heere gegen einander manövriren. Beide Theile suchten nun die bis jetzt erlernten Künste der Taktik gegen einander in Anwendung zu bringen, durch minder oder mehr glücklich combinirte Bewegungen sich gegenseitig zu überraschen, zu überflügeln, zu umgehen, durch verstellte Flucht den Gegner zu zweckwidrigen Bewegungen zu verführen; auf das Zeichen der Trompete die Zerstreuten schnell zu sammeln, und durch die entweder kurz ausgestoßenen oder lang gedehnten Trompetentöne, zum Rückzug, zum Vorrücken, zu Seiten- und Flankenmärschen, wie zum Sturm und Angriff, die gewöhnten Zeichen zu geben. Durch diese oft wiederholten großen Uebungen wurden Heraklius Soldaten nicht nur mit allen möglichen Incident- und Wechselfällen einer Schlacht bekannt, sondern es erzeugte sich auch in dem Heere ein gewisser stolzer heroischer Geist; und es geschah nicht selten, daß die Soldaten, wenn bei dergleichen Manövres mehrere Heerabtheilungen, dem Scheine nach, feindlich auf einander stießen, aber jetzt natürlicher Weise von ihren Waffen nicht vollen Gebrauch machen durften, nun laut zürnten, und mit den Zähnen knirschten, daß sie nicht einen wirklichen Feind vor sich hätten, um sogleich unter den Augen ihres Monarchen Proben ihres Muthes, ihrer Gewandtheit und Tapferkeit ablegen zu können. Heraklius, von Einigen seiner Leibwachen umgeben und mehrere Trompeter an seiner Seite, befand sich gewöhnlich in dem Mittelpunkte und leitete mit seinem Alles überschauenden Blicke alle Scenen des kriegerischen Schauspiels; und die Arbeit des oft heisen Tages endete gewöhnlich damit, daß die mit Schweiß bedeckten Legionen entweder Be-

lobung aus dem Munde des Kaisers, doch gar Belohnungen und kriegerische Ehrenzeichen aus seinen Händen erhielten. Aber immer höher stieg auch jetzt mit jedem Tage der Soldaten Zuversicht zu ihrer eigenen Kraft, und mit dieser zugleich auch ihre grenzenlose, wahrhaft enthusiastische Verehrung gegen ihren großen, überall gegenwärtigen Feldherrn im Purpur; und offenbar war jetzt schon der Feind besiegt, bevor derselbe noch im Felde erschien*).

6. Als Heraklius sah, daß er es wagen dürfte, seine Legionen gegen den Feind zu führen, gab er ihnen Befehl, sich marschfertig zu halten. Bevor er aber am Morgen des folgenden Tages, als das Lager schon abgebrochen war, das Zeichen zum Abmarsch gab, hielt er, nach Weise der alten römischen Imperatoren eine Rede an sein Heer. Aber es war jetzt ein christlicher Kaiser, der zu christlichen Soldaten sprach. An großen, ein Christenheer begeisternden Bildern und Ausdrücken konnte es dem selbst begeisterten, von allen Gefühlen eines christlichen Helden ergriffenen Kaiser nicht fehlen. Mit dem Bilde des Erlösers in der Hand trat er vor die Fronte seines Heeres, und das nämliche Ver-

*) Nur mit Allmacht ausgerüstete Fürsten können solche Schöpfungen aus dem Nichts hervorrufen. Wahrlich, Monarchen sind wahre Erdengötter, aber nur so lange, als jener unsichtbare Nimbus von übermenschlicher Hoheit — ein, obgleich nur schwacher Reflex der göttlichen Majestät — ihre Personen umstrahlt. Ist dieser verschwunden, sieht man in ihnen nur gewöhnliche Menschen, betrachtet man sie gar, besonders da, wo Verräther und Narren sie verleitet haben, sich ihrer Domänen zu entäußern, als Pensionäre oder Kostgänger ihrer Unterthanen, dann ist auch der gröste und wesentlichste Theil ihrer Macht, ihre moralische Zauberkraft auf immer dahin.

trauen auf die Hülfe von Oben, welches ihn selbst beseelte, suchte er den Soldaten aller Waffengattungen einzuflößen. Die Feinde, sagte Heraklius, welche wir zu bekämpfen haben, sind nicht blos unsere, sondern auch die unversöhnlichen Feinde des Gekreuzigten. In wenigen, aber flammenden Zügen entwarf er dann ein schauerliches Bild von den zahllosen, von jenen Abgöttern zerstörten christlichen Tempeln, niedergebrannten Kirchen und schrecklich entweiheten und gestürzten Altären; von der unmenschlichen Grausamkeit der Perser, mit der sie so viele fromme, Gott geweihete Priester, Mönche und heilige Einsiedler, oft selbst in dem Heiligthum des Herrn erwürgt hätten, von ihrem unauslöschlichen Haß gegen alle Christen, so daß sie in ihrem Wahnsinn und stolzen Uebermuth mit nichts Wenigerem umgingen, als den christlichen Namen von dem ganzen Erdkreise zu vertilgen; am Ende zeigte er ihnen auch jene herrliche Krone, die jenseits des Grabes jeden erwarte, der, im Kampfe mit diesen ewigen Feinden Gottes und der Christenheit, den glorreichen Heldentod eines christlichen Märtyrers sterben würde.— Diese Rede des Kaisers begeisterte das ganze Heer, und ein allgemeiner, alle Reihen durchlaufender, lauter Zuruf: sie unverzüglich gegen den Feind zu führen, war der ungekünstelte, aber gewiß nicht minder beredte Ausdruck des, nun jedem Feinde, wie jeder Gefahr trotzenden Muthes der Soldaten.

7. Mit dem Heere rückte Heraklius in Kleinarmenien ein. Ueber die in Großarmenien stehenden Streitkräfte Chosrous führte der, durch Eroberung und Zerstörung Jerusalems, berüchtigte Sarbar den Oberbefehl. Durch das, jedem Heere vorangehende Gerücht, von dem Anmarsche eines römischen Heeres benachrichtiget, zog Sarbar ebenfalls

das Seinige zusammen, und rückte dem Kaiser entgegen. Wie es scheint, fehlte es dem persischen Heerführer weder an Verstand, noch militärischer Combinationskraft, und die Absicht des Heraklius errathend, besetzte er zwar die taurischen Gebirgspässe, zog aber selbst mit dem Heere jenseits des Bergrückens an dem Fuße desselben gegen Cilicien heran. Ein, wahrscheinlich zum Recognosciren, über das Gebirg geschicktes persisches Corps stieß jedoch auf den Vortrab der Römer; mit diesem glaubten die Perser, wie schon so oft, auch jetzt bald fertig zu werden, ihn zusammenhauen, und dann das im Marsche begriffene, unvorbereitete Römerheer plötzlich zu überfallen, und wie gewöhnlich mit leichter Mühe auseinander zu sprengen. Aber bei den Römern hatte jetzt Alles eine andere Gestalt gewonnen; sobald sie den feindlichen Heerhaufen erblickten, nahm jede Abtheilung die ihren Waffen angemessene Position; die Bogenschützen und Schleuderer besetzten die in der Gegend herumliegenden Hügel; die römischen Reitergeschwader führten in vollem Rennen gegen den Feind zwei künstliche Schwenkungen aus, und fielen den Persern in die beiden Flanken; von den Anhöhen herab ward der Feind mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen empfangen, und der kleine Phalanx des Fußvolkes rückte nun ebenfalls, wohl geschlossen und im Sturmschritte zum Angriff herbei. Die Perser, staunend über die Kühnheit der Römer, und durch deren unerwartete Bewegungen überrascht, leisteten fruchtlosen Widerstand; ihre Niederlage war vollständig; die Mehrsten wurden erschlagen, nur Wenige entkamen durch die Flucht; aber der persische Anführer ward gefangen, und als die erste, von den Römern wieder errungene Trophäe vor den Kaiser gebracht.

8. Sarbar blieb indessen in seiner Stellung hinter dem Taurus. Als der Kaiser sah, daß er ihn nicht herüberlocken konnte, machte er Miene, die Winterquartiere zu beziehen, und da man schon tief in dem Spatjahr war, glaubte Sarbar den Feldzug beendiget und zog sich zurück. Aber bei Heraclius sollte gerade jetzt erst der Feldzug beginnen; schnell sammelte er also die ohnehin nicht sehr zerstreuten Quartiere, brach in Gros-Armenien ein, und richtete seinen Marsch nach dem obern Euphrat, um, wie es den Anschein hatte, nun selbst in Persien einzudringen. Sarbar mußte nun ebenfalls wieder im Felde erscheinen. Seine, Klein-Asien jeden Augenblick bedrohende, den Kaiser von der wichtigen Provinz Pontus und dem schwarzen Meere abschneidende, alle Operationen der Römer in Rücken und Flanken nehmende Stellung hinter dem Taurus wollte er jedoch nicht verlassen. Durch eine geschickte Diversion suchte er den Kaiser zum Rückzuge zu zwingen, und überschwemmte daher den größten Theil von Cilicien und einen Theil von Cappadocien mit seinem Heere. Aber Heraklius ließ sich dadurch nicht irre machen, setzte ungestört seinen trügerischen Marsch nach Persien fort. Der des Krieges nicht unerfahrne Sarbar zog nun sein Heer zusammen, überstieg den Taurus, folgte in nicht allzugroßer Ferne den Römern, hielt sich jedoch stets auf den Anhöhen, einen günstigen Zeitpunkt abwartend, das römische Heer im Rücken plötzlich zu überfallen, und dann wahrscheinlich zu schlagen.

9. Eine ungemein dunkle Nacht schien dem persischen Heerführer der günstigste Zeitpunkt zu einem solchen Ueberfall. Mit seinem ganzen Heere zog er also von dem Gebirge herab; bevor er aber den Fuß desselben erreicht hatte, trat plötzlich aus

den zerrissenen Wolken der Mond hervor und erhellte mit seinem Glanze die ganze Gegend. Sobald die Römer das persische Heer von den Gebirgen herabkommen sahen, stellte Heraklius seinen Nachtrab in Schlachtordnung, um die Perser, bevor sie sich in der Ebene formirt hätten, anzugreifen, sie wenigstens dadurch zu nöthigen, in schlecht geordneten Reihen oder gar in voller Verwirrung das Treffen gegen die Römer zu beginnen. Alle übrigen römischen Heerabtheilungen entwickelten sich nun ebenfalls unter ihren Anführern und nahmen die von dem Kaiser ihnen angezeichneten Positionen ein. Sarbar knirschte mit den Zähnen, als er sich verrathen sah; alle seine Hoffnungen hatten auf einem nächtlichen Ueberfall beruhet; unverzüglich zog er mit seinem Heere die Höhen wieder hinan, und überhäufte mit den gräßlichsten Verwünschungen jenes verrätherische Gestirn, dem er bisher doch so oft schon göttliche Ehre erzeigt hatte.

10. Heraklius, der eine Schlacht wünschte, setzte nun seinen Marsch nicht weiter fort. Die Römer lagerten in der Ebene, die Perser auf den Berghöhen. Staunend überschauete Sarbar mit Anbruch des Tages das römische Lager und die darin herrschende Ordnung; er zweifelte, ob es noch die nämlichen seit achtzehn Jahren stets von den Persern geschlagenen Römer wären. Bald sollten seine Zweifel gelöset werden. Mit jedem Tage fielen am Fuße des Bergrückens kleine Gefechte vor, größtentheil zum Vortheil der Römer; denn, um durch Beispiel den Muth der Seinigen zu wecken, nahm der Kaiser, wie ein wahrer Rittersmann nicht selten in eigener Person daran Theil. Diese wiederholten Demüthigungen konnte der unter steten Siegen ergrauete persische Feldherr nicht länger mehr ertragen. Länge-

res Zögern hätte wahrscheinlich das Heer der Römer zu Grunde gerichtet, denn unter einem andern Satrapen zog sich an dem obern Euphrat schon wieder ein neues persisches Heer zusammen. Aber der ungeduldige, des Zögerns ungewöhnte Barbar gerieth nun in die Falle und entschloß sich zu einer entscheidenden Schlacht. Vor Anbruch des Tages zog er mit seinem Heere die Anhöhen herab. Als er in der Ebene ankam, ging gerade die Sonne auf, und mit großem und anhaltendem Geschrei begrüßten sogleich die Perser ihre, in ihrem vollen Glanze ihnen jetzt erscheinende Gottheit. Aber leider war auch dieses Gestirn ihnen nicht sehr günstig; denn da sie die Sonne im Gesicht hatten, vermochten sie weder die Bewegungen der Römer in der Ferne zu beobachten, noch auch in der Nähe sich mit Vortheil mit ihnen zu schlagen; eben so zuwider und noch nachtheiliger war den Persern der Wind, er wehete ihnen entgegen, verhüllte ihr Heer oft in ungeheure Staubwolken und vermehrte dadurch, da wo sie einmal eingerissen war, nicht wenig die Verwirrung; kurz, Sonne, Mond, Wind und Wetter waren den Persern ungünstig, am ungünstigsten aber der Held in Purpur, welcher die Römer befehligte.

11. Auch Heraklius, der die ihm angebotene Schlacht mit Freuden annahm, eilte sein Heer in Schlachtordnung zu stellen; die Reiterei ordnete er auf die beiden Flügel; der Kern des Heeres ward in das Centrum gestellt, und die Bogenschützen und Schleuderer wurden nach den Forderungen der verschiedenen Terraingegenstände des Schlachtfeldes vertheilt. Sobald die nöthigen Dispositionen getroffen waren, ließ Heraklius zum Angriff blasen. Ein dichter Pfeilregen fiel jetzt auf die Heranrückenden;

aber von unsicherer Hand abgedrückt, thaten sie den Römern nur wenig und schwachen Abbruch. Die Schlacht hatte indessen kaum begonnen, als das römische Centrum schon zu weichen anfing. Einen desto heftigern Angriff machten nun die Perser; die Römer leisteten nur kraftlosen Widerstand, ließen es es gar nicht zum Handgemenge kommen und zogen sich schon vor den persischen Pfeilen im Eilschritt zurück. Aber ähnlich ward bald dieser Rückzug einer förmlichen Flucht. Lautes Siegesgeschrei erhuben jetzt die Perser; Sarbar konnte seine Leute nicht mehr halten, und schon berauscht von vermeintlichem Siege, überließ, in wilder Unordnung und Verwirrung, sich das ganze Heer dem Vergnügen, den geschlagenen Feind zu verfolgen. Aber auf einmal machten auf ein gewisses Signal die Fliehenden Halt; gewandt in allen Künsten der Taktik, hatten sie in wenigen Augenblicken sich formirt, und plötzlich ertönte nun wieder auf allen Punkten der weiten Schlachtlinie die furchtbare Kriegstrompete der Römer. Die überraschten Perser hatten nicht mehr Zeit, sich in geschlossenen Reihen zu ordnen; des Heraklius beiden äußersten Flügel nahmen, durch eine geschickte Schwenkung Rechts und Links, den Feind in die Mitte; die durch Hügel maskirten, oder in Gräben versteckten Bogenschützen sandten Tod und Verderben unter die feindlichen Haufen, und die Perser wußten und sahen nicht einmal, von welcher Seite, noch von welcher Hand das tödtliche Geschoß ihnen kam; von allen Seiten begegnete ihnen der Tod. Die Schlacht hatte eigentlich jetzt ein Ende; aber eine schreckliche, blutige Perserjagd nahm dafür ihren Anfang. In Unordnung und Verwirrung und von den Römern völlig umringt, war bei den Persern an keinen Widerstand zu denken; nur in der Flucht suchten sie ihr Heil; aber die

Soldaten des Heraklius waren ihnen schon zu nahe; furchtbar würgte und wüthete jetzt das römische Schwert; keines Lebens ward geschont, denn in dem Blute der Perser wollten die Römer ihre achtzehnjährige Schande abwaschen. Auch nicht einmal in ihrem Lager fanden die Perser mehr Sicherheit; denn die Römer ließen von dem Verfolgen nicht nach, stürmten die Anhöhen hinauf, eroberten das Lager, und machten eine unermeßliche Beute. Der zusammengehäufte Raub von Pontus und ganz Kleinasien war die Trophäe dieses glänzenden Tages. — Niemand war über den Sieg der Römer mehr erstaunt, als die Römer selbst; aber einstimmig schrieben sie Ruhm und Sieg ganz allein ihrem gekrönten Heerführer zu. Heraklius war jetzt der Held des Orients, der Liebling der Soldaten, der Abgott des Heeres; und der Gewinn der ersten Schlacht sicherte und verbürgte ihm den Gewinn aller folgenden. — Einen ganzen Tag brachten die Römer noch zu, die in Gebirgsschluchten und Berghöhlen versteckten Perser zu suchen; auch von diesen wurden viele getödtet, mehrere jedoch zu Gefangenen gemacht. Sarbars ganzes Heer war vernichtet; er selbst hatte durch schleunige Flucht sich gerettet.

12. Mit Sieg gekrönt, und stark durch den Ruf seines thatenvollen Feldzuges, ging Heraklius mit seinem Heere über den Taurus, durchzog Cappadociens weite Ebenen, rückte endlich in Pontus ein, und stellte sich mit seinem Heere an den Ufern des Halys wieder auf. Indessen war die rauhe Jahreszeit längst schon eingetreten; der Kaiser sorgte demnach, und zwar recht väterlich für treffliche Winterquartiere, ließ auch bald darauf sein Heer dieselben beziehen. Er selbst kehrte zur See nach Constantinopel zurück.

XI.

1. Zweiter Feldzug des Heraklius*). Der Zweck des ersten, eben so kühnen, als glorreichen Feldzuges war nun vollkommen erreicht. Das große persische Heer in Armenien war vernichtet, die taurischen Gebirge waren gewonnen, die östlichen Provinzen Kleinasiens von Persern gesäubert, und die kriegerischen, römische Herrschaft der persischen

*) Abermals Krieg, kriegerisches Detail und Schlachtengewühl in einer Geschichte der Religion Jesu? — Ja wohl, und zwar mit gutem Vorbedacht. Erstens weil Kriege, — worüber de Maistre schon eben so schön als lichtvoll gesprochen — zu den, nach Gottes unerforschlichen Rathschlüssen, in der göttlichen Weltanordnung durchaus nothwendigen Erscheinungen gehören. Zweitens, weil Kriege, besonders wenn lange anhaltend und mit weiten Zügen und kriegerischen Wanderungen verknüpft, stets einen unverkennbaren, mächtigen Einfluß auf die Cultur und den ganzen gesellschaftlichen Zustand der Völker hatten, und auch in der Zukunft stets haben werden, mithin zu den wichtigsten Ereignissen der Geschichte gehören, diese aber nicht verstümmelt werden darf, und eine skeletisirte, überall unterbrochene und nur stückweis gegebene Geschichte gar keine Geschichte ist; und endlich weil die ganze Geschichte in allen ihren Aesten und Zweigen eine ununterbrochene Geschichte der, schon im Paradiese beginnenden Religion Jesu ist. — Möge man doch mit sinnender Aufmerksamkeit lesen, was Einer der tiefsten Denker, der aus dem Lande der Täuschung nun schon in jenes der Wahrheit und klaren Anschauung hinübergegangene Friedrich von Schlegel, der aber in dem ehrenvollen und dankbaren Andenken jedes Deutschen stets noch lebt und, so lange deutsche Sprache und Literatur von dem Erdboden nicht vertilget sind, auch immer leben wird, in seinen trefflichen Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte — Schlegels letztes und vielleicht bestes Werk — über den nämlichen Gegenstand Tiefgedachtes und Gehaltvolles gesagt hat.

weit vorziehenden Armenier, Iberier, Lazen und Abasgen, durch die Nähe des kaiserlichen Heeres, in Stand gesetzt, das zu thun, was gemeinschaftliche Religion, natürliche Neigung und gesunde Politik ihnen zum Gesetz machten; endlich hatte Heraklius, dessen Heere ganz Pontus jetzt zum Winterlager und Sammelplatz diente, mit Constantinopel eine ungleich kürzere Verbindungslinie über das schwarze Meer, und für die künftigen, Persiens nördliche Provinzen bedrohenden Operationen des nächsten Feldzuges war nun eine ungleich mehr erweiterte, sicherere und festere Basis geschaffen.

2. Aber nicht um Siegesfeste zu feiern, und an eitlem Gepränge sich zu ergötzen, war Heraklius nach Constantinopel gekommen. Den ganzen Winter brachte der Kaiser mit Vorbereitungen zu einem neuen, noch entscheidendern Feldzuge zu, suchte auch durch eigenhändig an den Chagan der Avaren geschriebene Briefe, in welchen er ihm die glücklichen Erfolge der römischen Waffen meldete, diesen gefährlichen Nachbar in seiner schwankenden Treue und Freundschaft gegen die Römer zu bekräftigen.— Sobald die Osterfeiertage vorüber waren, schiffte Heraklius sich wieder ein, und segelte mit fünftausend neugeworbenen, aber den Winter über wohl geübten und disciplinirten Truppen von Constantinopel nach Trapezunt *).

*) Trapezunt (Trapezus) eine von hohen Gebirgen eingeschlossene Stadt am schwarzen Meere auf der Küste von Pontus. Neuere Reisende versichern, daß man mit gutem Winde den Weg von Constantinopel nach Trapezunt in 22 Tagen zurücklege. Welcher Vortheil für Heraklius, Herr der Küstenfahrt des schwarzen Meeres zu seyn; welcher Zeitverlust würde es für ihn gewesen seyn, mit einem kleinen Heere zu Lande, und besonders, wegen des noch bei Chalcedon gelagerten persischen Heeres,

3. Der kühne Gedanke, der einst den großen Scipio leitete, als er dem gefürchteten Hannibal Italien überließ, und mit seinem Heere nach Afrika segelte, lag auch jetzt dem Kriegsplane des Heraklius zum Grunde. Noch vor Ende Aprils (623) befand sich der Kaiser schon in Pontus, zog schnell die, in dieser Provinz überwinterten Legionen aus ihren Quartieren zusammen und, unbekümmert um Syrien und Kleinasien, das er den Einfällen der Perser offen ließ, noch unbekümmerter um das bei Chalcedon lagernde, mehr dem römischen Namen höhnende, als die Hauptstadt ernstlich bedrohende Perserheer, und seine Angriffe in diesem Feldzuge gegen das Herz von Persien richtend, rückte jetzt Heraklius mit seinem Heere in Persarmenien ein. Alle, zwischen dem Pontus Euxinus und dem caspischen Meere wohnenden Völker, die treuen Lazier, die räuberischen Sanier, die kriegerischen Abasgen und Iberier, der Römer theils alte, theils neue Bundesgenossen, reiheten sich nun wieder unter den römischen Fahnen, und die bei den Armeniern noch immer in lebendigem und blutigem Andenken sich erhaltende Christenverfolgung der Perser machte nun auch Armeniens Einwohner wieder zu treuen und sichern Bundesgenossen der Römer. Durch alle diese Völker ward das Heer des Kaisers beinahe um die Hälfte verstärkt. Mit Belagerungen wollte Heraklius

noch auf sehr weiten Umwegen dahin zu marschiren. — Cedren und dessen Nachschreiber lassen zwar den Kaiser nach Nicomedien, und von da nach Armenien ziehen. Aber ein Blick auf die Charte und eine Erwägung der Stellung des römischen Heeres, so wie der ersten Ereignisse des neuen Feldzugs, und vorzüglich der Marschlinien der Römer sind hinreichend, uns von Cedrens und dessen Nachfolger Irrthum zu überzeugen. Der Dichter aus Pisidien, ein so furchtbarer Poët er auch ist, verdient doch hierüber größern Glauben.

keine Zeit verlieren. Er zog ostwärts, umging den Euphrat an seinen Quellen bei Zimara, wandte sich nach mühsamen Märschen durch die, von den Persern unbesetzten Pässe und Schluchten der hohen, Armenien südlich begrenzenden Gebirge, stieg dann in Mediens fruchtbare Ebenen hinab, und stand, nicht lange nach Eröffnung des Feldzuges, schon in dem Innern Persiens, auf den Grenzen der medischen Provinz Atropathene.

4. Chosrou gerieth in Wuth, als er hörte, daß ein römisches Heer, was man seit 18 Jahren für unmöglich gehalten, in Persien eingefallen sey. Der stolze Despot fühlte sich jetzt auf seiner empfindlichsten Seite verwundet, und in den ersten Aufwallungen der Verzweiflung seines gedemüthigten Stolzes ließ er die vor einigen Jahren, durch den Verräther Sais, nach Persien geführten römischen Gesandten mit Keulen erschlagen. Sarbar war schon mit einem Heere über den Euphrat gegangen, um in Bithynien einzufallen. Aber nun geschah, was Heraklius vorausgesehen hatte; der persische Heerführer erhielt von seinem Herrn Befehl, schleunigst über den Euphrat wieder zurückzugehen, und Persien zu Hülfe zu eilen; ein zweites Heer unter einem andern Satrapen, Namens Saes, sollte zu Sarbar stoßen, und beide dann mit vereinten Kräften den Fortschritten des, den Persern jetzt schon furchtbaren Kaisers sich widersetzen.

5. Als Heraklius die Nachricht von der grausamen Hinrichtung seiner Gesandten erhielt, machte er diese unerhörte, völkerwiderrechtliche Greuelthat seinem Heere, in einer kurzen, aber ergreifenden Rede bekannt. Er zeigte den Soldaten auf das neue wieder die zahllosen, über die ganze Oberfläche Asi-

ens zerstreuten Gebeine ihrer von den Persern erwürgten Mitbürger, die vielen römischen, in Schutthaufen verwandelten Städte, den unaufhörlich von den Abgöttern gelästerten Gott der Christen; kurz, was nur immer seine feurige Beredsamkeit ihm eingeben konnte, sagte er, um das ganze Heer, Römer wie Bundesgenossen, zur Rache zu entflammen. Als Heraklius aufgehört hatte, zu sprechen, herrschte einige Sekunden lang ein allgemeines, feierliches Schweigen unter dem Heere; aber plötzlich erhob sich mitten aus demselben eine unbekannte Stimme: „Herr! verfüge über Uns, wie es Dir beliebt. Jeder Blutstropfen, der in unsern Adern rollt, ist deinem Dienste geweihet. Furcht vor dem Tode, oder vor irgend einem Feinde ist unsern Herzen fremd; das Einzige, was Wir fürchten, sind die Gefahren, denen Du täglich deine geheiligte Person aussetzest. Ueber unser Leben kannst Du schalten, wie Du willst; denn es ist dein Eigenthum; aber dein Leben gehört nicht Dir, sondern Uns und deinen treuen Unterthanen zu." — Allgemeiner, weit hallender, froher Zuruf bekräftigte dem Kaiser, daß die Stimme, die er gehört, das Organ des ganzen Heeres gewesen sey.

6. An der Spitze eines, nach Perser Art, zahlreichen Heeres war indessen Chosrou in eigener Person dem Heraklius entgegen gerückt. Als der Kaiser hörte, daß der König vor Ganzaca*) im Lager stehe, sandte er Abgeordnete mit Friedensanträgen an denselben. Aber der Stolz des Despoten war noch nicht gebeugt; mit Verachtung verwarf

*) Heute zu Tage, Tauris, oder richtiger gesprochen, Tebriz. Indessen hat bei den Armeniern und in deren Sprache sich doch auch der Name Ganzaca erhalten, jedoch in Gandzak sich verwandelt.

Chosrou das Anerbieten des Heraklius, und nun marschirte dieser in angestrengten Märschen gegen Ganzaca vor. Der Vortrab der Römer stieß bald auf die feindlichen Vorposten, und warf diese, wie auch noch einen ungleich beträchtlicheren, von den Persern vorgeschobenen Heerhaufen mit leichter Mühe auf das Lager zurück. Chosrou gerieth darüber in einen solchen Schrecken, daß er sogleich das Lager abbrechen ließ, und in größter Unordnung sich mit dem ganzen Heere zurückzog. Aber den Persern ward jetzt nicht mehr Zeit gelassen, zur Besinnung zu kommen. Mit der, den Siegern eigenen Hitze verfolgten die Römer den mehr fliehenden, als sich zurückziehenden Feind, tödteten ihm eine Menge Leute, machten noch mehrere zu Gefangenen und sprengten den größten Theil der Uebrigen auseinander. Gleich einem Flüchtling kam der übermüthige Chosrou in seine Residenzstadt Dastagerde zurück.

7. Ohne Widerstand zog Heraklius in Ganzaca ein. Diese Stadt, einst der Sitz der ehemaligen Könige von Atropathene, war jetzt eine der königlichen Sommerresidenzen. Ein prächtiger Feuertempel und ein Palast des Chosrou, an welchem alle Pracht und aller Luxus des Orients sich erschöpft hatten, waren die Zierden von Ganzaca; auch ward ein ungeheurer königlicher Schatz dort aufbewahrt, von welchem die Landessage behauptete, daß es der von Cyrus eroberte, und aus der Burg von Sardes hieher gebrachte Schatz des Königes Croesus sey. Unermeßlich war die Beute der Römer; aber den Flammen übergab Heraklius den Feuertempel und den Palast, und ließ Chosrous darin stehende, collosale, ihn als einen Gott, mit allen Attributen der Gottheit vorstellende Bildsäule zertrümmern. Bei

kehrte diesmal nicht nach Constantinopel zurück, sondern überwinterte bei seinem Heere in Albanien, und begnügte sich, blos seinem Sohn, den zum Augustus ernannten Prinzen Heraklius-Constantinus und dem Senate die glänzenden Erfolge auch dieses Feldzuges in einem eigenhändigen Schreiben zu berichten.

12. Weder von den Persern noch Avaren war Constantinopel in diesem Jahre beunruhiget worden; der Chagan schien diesmal Willens, seinen eingegangenen Verbindlichkeiten treu zu bleiben; und wegen der Hauptstadt außer Sorgen, konnte Heraklius, den Winter über, seine ungetheilte Aufmerksamkeit den Vorbereitungen zu dem nächsten Feldzuge schenken.

XII.

1. Dritter und vierter Feldzug des Heraklius. Chosrou, der, berauscht von siebenundzwanzigjährigem, ununterbrochenem Glücke, sich über menschliche Unfälle erhaben wähnte, daher seine und seiner Feldherren Niederlagen nur desto schmerzhafter empfand, hoffte indessen doch seinen in den beiden letzten Feldzügen schon so ziemlich verblichenen Waffenruhm, durch größere Anstrengungen, als bisher, in dem nächsten Feldzuge sehr bald in seinem vorigen Glanze wiederherzustellen. In dem ganzen Reiche wurden Werbungen angestellt, alle Zurüstungen eben so kräftig als thätig betrieben; und bevor noch die zur Eröffnung des Feldzuges günstige Jahreszeit eingetreten war, erschienen schon zwei persische Heere, unter Sarbar und Sarablagas, an den Grenzen von Albanien. Heraklius Heer lag noch in sei-

nen Winterquartieren. Sarbar wagte jedoch keinen Angriff, sondern begnügte sich, die vom caspischen Meere her nach Armenien führenden Gebirgspässe zu besetzen. Sarablagas zog mit seinem Heere links gegen Iberien. Der Plan der beiden Feldherren war, die Römer von zwei Seiten anzugreifen, sie gleichsam in die Mitte zu nehmen.

2. Indessen hatte auch Heraklius sein Heer zusammengezogen. Wie es scheint, war es des Kaisers Absicht, zwischen Albanien und Iberien nach Armenien vorzudringen. Sarbar hätte dieses nicht verhindern können; denn da die Perser sich in diesem Falle auf einem weiten Bogen bewegen mußten, während die Römer auf der geraden, mithin kürzesten Linie marschirten, so würden die Letztern den Erstern immer zuvorgekommen seyn. Heraklius entfernte sich also von dem Meere und zog westwärts, wo die Landschaft in eine, von einem Aste des Caucasus südwestlich begrenzte, sehr fruchtbare, einem Heere alle Subsistenzmittel im Ueberfluß darbietende Ebene sich öffnete. Schüchtern und in wohl bemessener Entfernung folgte Sarbar dem Heere des Kaisers, und zwar ganz gegen dessen Erwartung. Heraklius errieth jedoch sehr bald die Combinationen des Feindes, beschloß demnach, Halt zu machen, sich gegen Sarbar zu wenden, dessen Heer über den Haufen zu werfen und es dann, weil von Gebirgen eingeschlossen, völlig zu vernichten. Aber leider weigerten sich jetzt die Bundesgenossen, dem Kaiser Folge zu leisten. Es sey ungerecht, sagten sie, von ihnen zu fordern, ihr Leben gegen einen Feind auf das Spiel zu setzen, der völlig unschädlich wäre, es nicht wage, sie anzugreifen, und ganz ungestört ihren Marsch sie fortsetzen lasse. Heraklius mußte nachgeben. Als aber das Heer am Fuß des Berg-

rückens ankam, von den Persern alle Defileen besetzt und jenseits derselben ein neues, feindliches Heer aufgestellt fand, bereueten die Bundesgenossen ihre Unbesonnenheit und ihren Ungehorsam; demüthig fleheten sie nun um Verzeihung, den Kaiser inständigst bittend, daß er jetzt, da sie ihren begangenen Fehler durchaus wieder gut machen wollten, ja nicht ihres Lebens schonen möchte; in den vordersten Reihen wollten sie fechten, sie allein die persischen Haufen zurücktreiben. Diesen von Reue und Scham erzeugten Enthusiasmus benutzte Heraklius auf der Stelle, griff, bevor Sarbar noch herbeieilen konnte, den ihm gegenüber stehenden Feind an, drang fechtend durch die Defileen und über das Gebirg und fiel, seinen Sieg verfolgend, nun auch über die in der Ebene aufgestellten Perser her. Das ganze Heer des Heraklius eilte nun durch die, vom Feinde gesäuberten Pässe, zur Unterstützung des Kaisers herbei. So wie eine Heerabtheilung in der Ebene ankam, entwickelte sie sogleich ihre Schlachtreihen und ging auf den Feind los. Bald ward das Treffen allgemein; es dauerte bis gegen Abend, wo endlich der Sieg sich für die Römer entschied. Aber die Nacht begünstigte den Rückzug der Perser, und trotz einer verlornen Schlacht hatte dennoch am folgenden Tage, und zwar in nicht sehr weiter Entfernung von den Römern, Sarablagas schon wieder eine neue, sehr zweckmäßige Stellung genommen. Sogar die Vereinigung der beiden persischen Heere ward nach einigen Tagen glücklich bewerkstelliget.

3. Schade, daß Kaiser Heraklius auf seinen Feldzügen nicht einen Procopius, oder noch besser, einen Polybius zur Seite gehabt. Für den Alterthumsforscher würde eine zusammenhängende, mit

Sachkunde geschriebene Geschichte dieses dritten äusserst merkwürdigen Feldzuges von dem höchsten Interesse, und zugleich ein sprechender Beweis seyn, daß man selbst in einem sinkenden, seinem Verfalle sichtbar zueilenden Staate doch noch kriegerischen Tugenden und höherer Kriegskunde auf einer sehr hohen Stufe von Vollkommenheit begegnen kann. Auch die Perser erscheinen jetzt bei weitem nicht, wie rohe Barbaren. Die beiden persischen Heerführer, Sarbar und Sarablagas entfalteten in diesem Feldzuge strategische Kenntnisse, wie man sie nur bei Griechen und Römern in ihren schönsten Zeiten, kurz, nur bei Völkern von hoher geistiger Cultur bisher noch gefunden. Obschon viermal von Heraklius geschlagen, wußten doch Sarbar und Sarablagas, durch wohl combinirte Märsche und Contremärsche, den Kaiser und dessen siegendes Heer nach Albanien und einen kleinen Theil von Armenien gleichsam zu bannen. Während des ganzen Feldzuges blieb diese Provinz der einzige Schauplatz des Krieges; und nach vier gewonnenen Hauptschlachten und einer Menge für die Römer glücklicher, kleinerer Gefechte, standen dennoch Heraklius und sein Heer, obgleich mit Lorbeeren bedeckt, am Ende des Feldzuges, gerade auf dem nämlichen Punkte, auf welchem sie auch bei Eröffnung desselben schon gestanden hatten. — Wohl heißt dieß, ein Heer durch dessen eigene Siege zur Verzweiflung bringen! *)

*) Was die Operationen des Kaisers auch sehr gehemmt, und ihn gezwungen haben mag, blos vertheidigungsweise zu Werke zu gehen, wahr höchst wahrscheinlich der Abfall der colchischen Hülfsvölker. Der anhaltenden, angestrengten, höchst beschwerlichen Märsche in steilen

4. Den zwar ruhmvollen, aber wenig entscheidenden Feldzug wollte indessen doch Heraklius mit einer unerhört-kühnen, wahrhaft heroischen Ritterthat beschließen. Der herannahende, in diesen Gegenden sehr empfindliche Winter zwang die beiden persischen Heere, wie auch jenes des Heraklius, die Winterquartiere zu suchen. Sarablagas bezog sie in Armenien, Sarbar in Albanien. Durch erfahrne und sehr gewandte Kundschafter erfuhr der Kaiser die ganze Dislocation des Heeres in Albanien. Sarbar hatte sein Hauptquartier in einem albanischen Schloß; bei ihm waren die vornehmsten Satrapen des Heeres und der größte Theil des, ihn auf diesem Feldzuge begleitenden, jungen persischen Adels. Rings um das Schloß herum lag endlich, theils in Dörfern, theils in Erdhütten das ganze persische Heere in enge zusammengerückten Quartieren. Heraklius, dessen Thätigkeit eben so wenig die größte Winterkälte erstarren, als die drückendste Hitze des heisesten Sommertages lähmen konnte, wählte aus seinem Fußvolk fünf Tausend der tapfersten und entschlossensten seiner Leute. Um die sechste Stunde mußten diese aufbrechen, und auf wenig besuchten, so viel als möglich verdeckten Straßen gegen die feindlichen Quartiere sich in Bewegung setzen; der Kaiser selbst, an der Spitze einiger, nicht minder trefflich gewählter Reiterhaufen, folgte bei hereinbrechender Nacht dem vorausgesandten Fußvolke nach. Gegen die Mitternachtsstunde kam dieses an den Ort seiner Bestimmung an. Die fünf

---

Gebirgsgegenden endlich müde, kündigten die Bundesgenossen gleichsam den Dienst auf, zogen sich in ihr Land zurück, und schwächten dadurch das römische Heer beinahe um die Hälfte seiner numerischen Stärke.

Tausend theilten sich nun in mehrere Haufen, näherten sich langsam und geräuschlos den Quartieren der Perser, und fielen dann plötzlich unter fürchterlichem Geschrei und dem Schall einer Menge Kriegstrompeten über dieselben her. Die Perser, die Nähe keines Feindes ahndend, hatten sich der Ruhe und dem Schlafe überlassen. In der ersten, besinnungslosen Bestürzung und noch halb schlaftrunken konnten sie kaum ihre Waffen finden, und in dem Wahne, das ganze Römer Heer sey da, waren sie mehr auf Flucht, als auf Widerstand bedacht. Sarbar, aus dem Schlafe aufgeschreckt durch das schreckliche Getös und das wilde und furchtbare Gemisch vieler Tausend bald donnernden und dräuenden bald wieder heulenden und flehenden Stimmen, fiel ebenfalls in den Wahn, daß Heraklius mit dem ganzen Heere ihn überfallen habe, schwang sich daher in größter Eile, ohne Waffen und blos im Unterkleide auf sein Pferd, und suchte in der Schnelligkeit desselben sein Heil. Kühner und besonnener waren jedoch die Satrapen und der junge persische Adel. Jeden Gedanken an Flucht verschmähend, begaben sie sich auf das Dach des Schlosses, mit dem festen Vorsatz, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Aber auch Heraklius war jetzt an der Spitze seiner ausgesuchten Reitergeschwader herangekommen. Noch erhellte der Tag nicht die grauenvolle Scene; durch die Ankunft des Kaisers ward also unter dem Feinde die Verwirrung noch größer. Flucht und Niederlage der Perser wurden vollständig, Als das Schloß auf die Auffoderung des Kaisers sich nicht ergeben wollte, ließ er Feuerbrände hineinwerfen. In wenigen Augenblicken stand die ganze Burg in Flammen; wer nicht ein Raub derselben ward, fiel unter dem Schwert der Römer, oder gerieth in Gefangenschaft. Heraklius zog nun sein ganzes Heer zusammen. Streifpartheien

wurden gegen alle Gegenden ausgesandt, um die zerstreuten, in Klüften und Höhlen versteckten Perser aufzusuchen; sehr viele derselben wurden getödtet, aber eine noch ungleich größere Anzahl zu Gefangenen gemacht. Heraklius Sieg war vollkommen; mit einigen Tausend Mann hatte er ein ganzes persisches Heer vernichtet. Die trefflichen Winterquartiere, welche Sarbar sich bereitet, bezog mit seinem Heere nun Heraklius selbst; die ganze große Beute überließ er seinen braven Soldaten zum Lohn ihrer Tapferkeit; nur Sarbars, mit schweren Goldplatten belegten Schild, nebst einem, mit den edelsten Steinen gestickten Gürtel desselben behielt der Kaiser für sich als Trophäen dieser, in jeder Heldengeschichte ewig merkwürdigen Nacht.

6. Drei Feldzüge, ausgezeichnet durch eine Menge siegreicher Schlachten und glücklicher Gefechte, und merkwürdig durch die kühnsten und angestrengtesten Märsche über steile Gebirge und unwegsame Gegenden, verbunden mit den grösten Entbehrungen und Beschwerlichkeiten, hatten natürlicher Weise die Reihen in dem römischen Heere sehr fühlbar gelichtet, die physischen Kräfte des Soldaten nicht wenig erschöpft, und in jeder Brust den Wunsch nach einiger Ruhe und Erholung rege gemacht; besonders war es die Cavallerie, welche sich in einem sehr zerfallenen Zustand befand; kurz das Heer bedurfte der Ruhe, und namhafter Verstärkung an Mannschaft. Der Kaiser beschloß daher, in dem nächsten Feldzuge sich blos auf der Defensive zu halten, und mit dem Heere nach Kleinasien zu marschiren. Die Nähe von Thracien erleichterte und beschleunigte dann die anzustellenden Werbungen, und die gesunde Luft und Fruchtbarkeit der Provinzen gewährten dem Soldaten was er wünschte, nämlich Ruhe und Genuß.

Was den Kaiser noch mehr darin bestärkte, war die erhaltene Kunde, daß, auf Chosrous ausdrücklichen Befehl, Sarbar ein neues Heer zusammen ziehen, und damit gerade auf Constantinopel losgehen werde. Das Schicksal seiner Hauptstadt beunruhigte jetzt den Kaiser, nicht so wohl der Perser, als der Avaren wegen, deren unzuverläßige, stets feile Freundschaft sich jedem darbot, der nur immer den Preis dafür bezahlen wollte. Den Sarbar von Thracien abzuschneiden und dessen Heer, wenn günstige Gelegenheit sich darböte, zu schlagen und auseinanderzusprengen, gehörte also mit zu des Kaisers Plan für den neuen, vierten Feldzug.

7. Im Anfange des März (625.) brach Heraklius mit dem Heere aus den Winterquartieren in Albanien auf, und nahm den Weg nach Mesopotamien. Ungemein beschwerlich war wieder der Marsch durch die vielen gebirgigen und steilen Gegenden des Landes, in dieser Jahreszeit noch mit Schnee und großen Eismassen bedeckt. Der Uebergang über den Taurus erfoderte sieben Tage. An den Ufern des Tigris angekommen, marschirte er den Strom etwas aufwärts und ging über diesen Fluß ganz nahe bei der Quelle desselben *). Die größten Beschwernisse waren nun überstanden; wohlerhalten kam das Heer bei Martyropolis, einer römischen, aber jetzt von den Persern zerstörten Grenzfeste an, und zog von da nach Amida, wo der Kaiser sich einige Zeit aufhielt, und in der lachenden und fruchtbaren

*) Nur sehr ungerne und mit dem größten Widerwillen unterwirft sich an manchen Orten dieser Fluß einer Brücke. Seiner reissenden Strömung wegen erhielt er auch seinen Namen; denn Tigris heißt in medischer Sprache ein Pfeil.

Landschaft seinem Heere einige Ruhe und Erholung gönnte. Von Amida aus schrieb Heraklius an die Regentschaft und den Senat von Constantinopel, berichtete ihnen seine im vorigen Jahre über die Perser erfochtenen Siege, und theilte ihnen, so viel nämlich Beiden davon zu wissen nützlich war, von seinem Plane für den gegenwärtigen Feldzug das Nöthige mit.

8. In Mesopotamien wollte jedoch Heraklius nicht gar zu lange weilen; er brach mit dem Heere auf, ging über den Fluß Nimphius, und kam nach einigen Märschen am Euphrat an, und zwar gerade an der nämlichen Stelle, wo auch Sarbar den Fluß zu passiren gedachte, daher auch schon im Voraus eine Brücke von Stricken allda hatte anlegen lassen. Bei der Annäherung der Römer schafften die Perser die Brücke auf die andere Seite des Flusses; aber Heraklius fand eine Furt in dem Strom, und setzte ohne einen Mann oder ein Pferd zu verlieren, über den Euphrat. Der Marsch ging nun nach Samosate, wo das Heer einige Rasttage hielt; und dann, nach einem noch ziemlich beschwerlichen Marsch über den Berg Amanus, in Cilicien einrückte. Die fruchtbaren Ebenen und vielen üppigen Wiesen und Waiden sollten der abgematteten, ausgemärgelten Cavalkerie des Kaisers trefflich zu Statten kommen; und bei Adana, zwischen der Stadt und dem Fluß Sarus, bezog Heraklius mit seinem Heere ein stehendes, nach römischer Weise trefflich verschanztes Feldlager.

9. Sarbar war indessen bald darauf an der nämlichen Stelle über den Euphrat gegangen, und dem Heere des Kaisers gefolgt. Es dauerte nicht lange, so war das jenseitige Ufer des Sarus mit

persischen Zelten bedeckt. Nur der Fluß trennte beide Heere; aber die Brücke, welche darüber führte, ward durch mehrere, von den Römern erbauete und hinlänglich mit Mannschaft besetzte Verschanzungen vertheidiget. Die Römer, den Feind verachtend, brannten vor Begierde, sich mit demselben einmal wieder zu messen. Viele römische Freiwillige gingen also jetzt täglich über die Brücke, griffen die persischen Vorposten an, tödteten mehrere Feinde, und kamen immer mit einigen, obgleich unbedeutenden Trophäen, siegreich wieder in ihr Lager zurück. Der Kaiser, die Folgen davon voraussehend, verbot dergleichen, ohne seinen Befehl unternommene, den Feind oft zur Unzeit reitzende Plänkeleien. Leider ward dem Befehle des Kaisers nicht gehorcht. Hingerissen von kriegerischer Kampflust, zum Theil auch angetrieben von Eitelkeit, sich unter den Augen ihrer Kameraden auszuzeichnen, begaben sich bald darauf wieder römische Freiwillige, und zwar in ziemlich großer Anzahl, über die Brücke, formirten sich in geschlossenen Gliedern und fielen die persischen Vorposten an. Einen derselben hatten sie schon über den Haufen geworfen. Aber Sarbar hatte diesmal Vorkehrungen getroffen; die Unbesonnenen wurden in einen Hinterhalt gelockt, der Rückweg nach der Brücke ward ihnen abgeschnitten, und die ganze Schaar, einige hundert Mann stark, von den Persern niedergehauen. Uebermüthig durch diesen errungenen Vortheil, griffen die Perser selbst jetzt die Verschanzungen der Brücke an; das ganze persische Heer stellte sich indessen in Schlachtordnung, um die Brücke, wenn dieselbe erstürmt seyn würde, sogleich zu passiren und die Römer in ihrem Lager zu überfallen. Der Angriff geschah mit der größten Hitze. Mehrere persische Haufen waren schon über der Brücke, und es war nahe daran, daß sie sich der zwei Haupt-

schanzen der Römer bemächtiget hatten, als auf einmal Heraklius, nur von Einigen seiner Leibwache begleitet, herbeieilte. Alles gewann nun eine andere Gestalt. Der Kaiser that an diesem Tage Wunder der Tapferkeit. Die Perser wurden schnell wieder auf die Brücke zurückgetrieben. Aber jetzt sprengte ein persischer Reiter von ganz ungewöhnlicher Größe, und wegen seiner Riesenstärke von dem ganzen Heere angestaunt, plötzlich mit gezücktem Säbel gegen den Kaiser an. Heraklius, eben so gewandt, als kühn und tapfer, wich dem tödlichen Hiebe aus, und rannte mit seiner Lanze den feindlichen Reiter zu Boden. Der Sturz des Riesen setzte alle Perser in Staunen und Schrecken. Alle, die auf der Brücke waren, nahmen die Flucht. Im wilden Gedränge stürzten viele in den Fluß. In wenigen Augenblicken war die Brücke von Persern gesäubert. Mit seiner, ihm eigenen Kühnheit verfolgte der Kaiser den fliehenden Feind über die Brücke; aber von dem jenseits derselben aufgestellten persischen Heere flog ihm jetzt ein dichter Hagel von Pfeilen entgegen. Heraklius deckte sich mit seinem Schilde, und gleichsam als wenn er von seiner Unverwundbarkeit und Unüberwindlichkeit versichert wäre, stürzte er, jeder Gefahr trotzend, mit seinen wenigen Begleitern sich mitten in die feindlichen Haufen. Die römische Cavallerie hatte sich indessen diesseits des Flusses formirt, und die Gefahr des Kaisers erblickend, kam sie, im vollen Rennen über die Brücke, ihm jetzt noch zu rechter Zeit zu Hülfe. Das Gefecht verwandelte sich nun in eine förmliche Schlacht. Aber die beispiellose, an diesem Tage an das Wunderbare grenzende Kühnheit und Tapferkeit des Kaisers beseelten und begeisterten alle Römer. Jeder einzelne ward ein Held. Ueberall ward die persische Schlachtlinie durchbrochen. Nichts konnte dem wilden und wüthenden Angriff der Römer wie-

verstehen; das ganze persische Heer ward in die Flucht geschlagen. Sarbar, der den Heraklius gleich einer übernatürlichen Erscheinung anstaunte, blieb bis auf den letzten Mann auf dem Schlachtfelde; erst als sein ganzes Heer auf der Flucht war, floh auch Er. Im Fliehen wandte er sich nach dem ihn verfolgenden Feind, erblickte ganz nahe hinter ihm den Kaiser, und erkannte ihn an seinen purpurnen Halbstiefeln „Ha!“ rief Sarbar jetzt einem, mit ihm und neben ihm fliehenden römischen Ueberläufer zu: „Sieh dort deinen Herrn, nicht die Römer sind es, die die Perser besiegen; Heraklius ist es allein, der seit vier Jahren alle unsere Heere in die Flucht schlagt. — Bis zur einbrechenden Nacht ward der Feind verfolgt. Als der Kaiser in das Lager zurückkam, fand man sein Schild an mehreren Orten von Pfeilen und Wurfspiesen durchbohrt; sein Schwert hatte mehr als zwanzig tiefe Scharten, er selbst verschiedene, jedoch zum Glück nur unbedeutende Wunden. Der griechischen Heroen fabelhafte Zeit hat nichts, was Heraklius Heldenmuth und Heldenkraft an diesem Tage könnte an die Seite gestellt werden. — Von einem betäubenden Schrecken erholten sich Sarbar und seine Perser nicht eher, als bis sie wieder den Euphrat zwischen sich und den Römern wußten. In diesem Feldzuge erschien Sarbar nicht mehr auf der Schaubühne; sobald er die Trümmer seines geschlagenen Heeres gesammelt hatte, zog er sich in das Innere von Persien zurück, und beschäftigte sich die ganze Zeit über mit neuen Rüstungen zum künftigen Feldzüge.

10. Heraklius blieb noch einige Zeit in seinem Lager bei Adana. Als er sichere Kunde erhielt, daß die Perser den Feldzug als beendiget betrachteten, brach auch er mit dem Heere auf, zog nach

Sebaste in Pontus, ging über den Halys, und ließ in den, von diesem Fluß begrenzten, lachenden und fruchtbaren Ebenen sein Heer eben so bequeme, als frühzeitige Winterquartiere beziehen.

11. Chosrou, voll Ingrimm über die neue, ihm und seinen Waffen angethane Schmach, suchte sich an den in seinem Reiche liegenden christlichen Kirchen zu rächen; aller ihrer Zierrathen, und der wenigen Kostbarkeiten, die sie noch hatten, wurden sie beraubt, auch erließ der zürnende König ein Edikt, Kraft dessen allen, unter seinem eisernen Zepter schmachtenden Christen bei Todesstrafe geboten ward, sich zu der Lehre und Sekte des Nestorius zu bekennen. Leider, war der Abfall nicht unbedeutend.

12. Daß ein zweites persisches Heer in diesem Jahre Constantinopel nicht ängstigen konnte, dafür hatte Heraklius, wie wir gesehen, gesorgt, und eine Folge davon war, daß auch die Avaren während dieses Feldzuges sich ruhig verhielten. Aber Theurung und Noth drückten das Volk, und dem Oberschatzmeister, Johannes Sismus fiel es gerade jetzt ein, die ersten Bedürfnisse des Lebens mit einer neuen Auflage zu belasten. In der Sophien-Kirche entstand darüber großer Lärm und Volkstumult. In Begleitung des Präfektus Prätorio und des Comes Leontius, bestieg der Patriarch Sergius die Kanzel und ermahnte zur Ruhe. Aber das Volk erhob wildes Geschrei, und da es dem Oberschatzmeister ganz allein die drückende Theurung zuschrieb, so begehrte es mit Ungestümm die Absetzung und Entfernung des Sismus. Auch die in Constantinopel liegende Besatzung hatte sich zu dem Volke geschlagen; dem Verlangen desselben mußte also der Patriarch und die Regentschaft sich fügen und der

Oberstschatzmeister ward unverzüglich seines Amtes entsetzt. Beruhiget ging das Volk aus der Kirche, und fand nun noch überdieß, wenigstens seiner Meinung nach, in der Zerstörung aller Bildsäulen des Sismus, eine nicht minder große Erleichterung seines bisherigen und jetzigen Elendes. Daß der ganz obscure Sismus, von welchem wir nichts wissen, als daß er, der so eben gegebenen Probe zu Folge, ein beschränkter Kopf und grundschlechter Finanzminister war, dennoch Bildsäulen hatte, dieß darf uns nicht wundern; in jedem sinkenden, seinem Verfalle oder gar seiner Auflösung nahen Staate werden stets Bildsäulen, Ehrentitel, Sterne und Ordensbänder rc. rc. sich in eben dem Verhältniß vermehren, in welchem ächtes Verdienst und höhere Tugend von dem närrischen oder besudelten Schauplatz verschwinden.

XIII.

1. Fünfter Feldzug des Heraklius. Seit Chosrous langjähriger, beinahe ununterbrochen kriegerischer Regierung waren in seinem weitschichtigen Reiche noch nie, wie jetzt, solche fürchterliche Zurüstungen gemacht worden. Ohne Unterschied des Standes mußte Alles, Freie wie Sclaven, Vornehme und Niedrige, Eingeborne und Fremde die Waffen ergreifen. Ganz Persien sollte sich erheben, um jenen gefürchteten römischen Helden zu vernichten, vor dessen glücklicherm Gestirn Chosrous alternder Stern nun immer mehr und mehr zu erblassen begann; und noch war der Winter nicht völlig vorüber, und schon standen drei furchtbare Heere auf der Grenze zum Abmarsch bereit. Das eine, bei weitem das

zahlreichste, in welchem auch die Blüthe der ganzen persischen Nation sich befand, und welchem Chosrou noch überdieß die vierzig tausend Mann starke, sogenannte goldene Schaar der Perser *) zugetheilt hatte, sollte unter dem Oberbefehl des Saes unmittelbar auf den Kaiser selbst losgehen. Das zweite, von Sarbar geführt, hatte den Befehl, gerade nach Constantinopel zu marschiren, und persische, an den Chagan geordnete Gesandten eilten diesem Heere voran, um das Bündniß und den Beistand der Avaren um jeden Preis zu erkaufen. Das dritte endlich, von Sarablagas befehliget, sollte an dem Euphrat stehen bleiben, um im widrigsten Falle Persiens Grenzen gegen jeden eindringenden Feind zu vertheidigen.

2. Heraklius, der vielleicht selbst an Chosrous Hofe seine Kundschafter hatte **), ward bei Zeiten von dem Plane der Perser benachrichtiget. Diesem zu Folge theilte nun auch er sein Heer in drei Divisionen. Die Eine, bestehend aus zwölf tausend Mann schwer gepanzerten Fußvolkes sandte er eiligst nach Constantinopel, um die Besatzung der Stadt zu verstärken. Die Andere, welche höchstens dreißig tausend Streiter zählte, übergab er seinem Bruder

*) Wegen ihrer stark vergoldeten Speere und Schilder hatte die Schaar diesen Namen; darin aufgenommen zu werden, war ein, blos dem kriegerischen Verdienste zuerkannter Vorzug.

**) Sehr ersprießliche Dienste mögen dießfalls wohl dem Kaiser die vielen, in Persien lebenden und von Chosrou hart gedrückten und mißhandelten Christen geleistet haben; durch diese konnten die an Persiens Grenzen wohnenden Bischöfe über Vieles sehr genaue und zuverläßige Nachrichten erhalten, und solche dann ungesäumt zur Kenntniß des Kaisers bringen.

Theodor, um damit dem Saes entgegen zu rücken; Er selbst zog mit ungefähr zwanzig Tausend Mann nordwärts, um in dem Lande der Bundesgenossen sein kleines Heer zu verstärken, und dann, wenn er von seinem Bruder Theodor und von Constantinopel beruhigende Nachrichten erhalten haben würde, durch Großarmenien wieder in Persien einzudringen.

3. Früh ward der Feldzug von Heraklius eröffnet, noch früher von den Persern; denn Saes war über den Euphrat gegangen, bevor noch das Heer des Heraklius sich in Bewegung gesetzt hatte. Schon in Klein-Armenien stieß demnach Theodor, gegen Ende des Monats März, auf das persische Heer. Sobald beide feindliche Heere einander zu Gesicht kamen, war auch die Schlacht unvermeidlich. Die Römer, an Zahl ungleich schwächer, als die Perser, suchten sich auf den Höhen zu behaupten. Es war jetzt gerade um die Zeit, in welcher die Kirche des Sohnes Gottes das Andenken jenes, in dem Buche des Lebens ewig merkwürdigen Tages feiert, an welchem der heiligen, engelreinen, holden Tochter Davids die glorreichste Botschaft ward, welche weder vor noch nach Ihr je einer Sterblichen zu Theil werden konnte. Zu Ihr, der erhabenen Mutter des Erlösers und um ihren Schutz fleheten also Theodor und sein Heer am Vorabend der Schlacht. — Mit Anbruch des Tages stellten beide Heere sich in Schlachtordnung. Aber ein Entsetzen erregendes Naturereigniß verbreitete Schrecken und Verwirrung unter dem feindlichen Heere. Ein furchtbares, Verderben schwangeres Ungewitter hatte sich über den Zelten der Perser aufgethürmt. Plötzlich zerrissen jetzt die Wolken, und ein schrecklicher, bei Menschen Gedenken noch nicht erlebter Hagel, gemischt mit zückenden Blitzen und rollendem Donner

und von einem, in ganzen Strömen sich ergießender Regen begleitet, fiel auf die Feinde herab; viele derselben wurden davon verwundet, nicht wenige sogar getödtet. Nur mit Mühe, und in der größten Unordnung suchten die Perser ihre Schlachtlinien zu bilden. Aber noch immer tobten die entfesselten Elemente in der Ebene über den Häuptern der Perser fort, während ein die Römer begünstigender Sturmwind Regen und Hagel von ihnen abhielt, aber nur desto heftiger dem Feinde entgegen trieb. Von einer, ihrer vorzüglichsten Waffen, nämlich von dem Bogen, konnten die Perser, der Nässe wegen, gar keinen Gebrauch machen, während die von sicherer Hand abgeschnellten Pfeile der Römer ganze feindliche Reihen zu Boden streckten. Den Persern entsank aller Muth, denn sie fühlten, daß selbst die Kräfte des Himmels jetzt gegen sie kämpften. Aber desto höher stieg die Zuversicht bei den Römern; des sichtbaren Beistandes von oben versichert, kannten sie keine Gefahr, und unter wildem Siegesgeschrei stürzten nun alle auf den Feind herab. Kaum daß die völlig entmuthigten, erstarrten und betäubten Perser noch einigen Widerstand leisteten; und man darf in dem buchstäblichen Sinne des Wortes sagen, daß mit dem Anfang der Schlacht sogleich auch eine vollständige blutige Niederlage der Perser begann. Der Kern ihres Heeres fiel unter dem römischen Schwert. Ganze feindliche Schaaren warfen die Waffen hinweg, und ergaben sich zu Gefangenen; kurz Saes Heer war so gut wie vernichtet, und der glänzendste Sieg von Seite der Römer kaum mit dem Verlust von fünfzig Todten und einigen Verwundeten erkauft *). Mit einer frommen Thräne

*) So erzählt wenigstens Cedrenus den Hergang dieser Schlacht. Wer aber diesem Geschichtschreiber, als einem gar nicht mehr zu bezweifelnden Obscuranten keinen

t Auge streckten nun die siegenden Römer ihre
rme zum Himmel, um Diejenige nach allen
räften ihrer Seele zu loben, zu preisen und Ihr
danken, unter deren Schutz sie gekämpft und ge
gt hatten; denn augenscheinlich gebührten alle Ehre
id aller Ruhm dieses Sieges nur Ihr, der erha-
nen, von allen Geschlechtern, bis an das Ende
r Welt, gepriesenen Mutter des Erlösers und der
hristenheit, *) bei Deren bloßem Namen schon
e Mächte des Unterreichs erzittern, und auf De-
n Wink auch die zahlreichsten feindlichen Heere
eich dem Spreu in dem Winde verstieben.

4. Ueber diese abermalige, schmachvolle Nie-
lage seines Heeres, besonders desjenigen, auf das
sein größtes Zutrauen gesetzt hatte, gerieth Chos-
s in grenzenlose Wuth. Zwar hatte Saes ihm
schreckbare Naturbegebenheit, der man ganz al-
n den Untergang des Heeres zuschreiben müsse,

Glauben beimessen will, dem liegt unstreitig ob, jene Lücke zu füllen, welche nothwendig in der Geschichte entstehen muß, wenn man nicht zu erklären weiß, wie ein kleines Heer einen dreimal stärkern, unlängst noch sieggewohnten, seit 20 Jahren in ununterbrochenen Kriegen abgehärteten und von einem erfahrnen Feldherrn angeführten Feind, binnen einer Stunde, nicht nur besiegen, sondern beinahe völlig vernichten konnte; und dieß noch gar mit dem ganz unbedeutenden Verlust von höchstens fünfzig Todten und Verwundeten.

*) Nämlich desjenigen, gewiß großen Theils der Christenheit, welcher das vom Kreuze herab zu Johannes gesprochene, gnadenvolle Wort ebenfalls auf sich zu deuten weiß, mithin die Hochgebenedeiete auch wie seine Mutter mit der reinsten und feurigsten Liebe verehrt, und im kindlichen Vertrauen auf ihren Beistand, bei allen Geboten ihres Sohnes mit unverbrüchlicher Treue beharret.

und von einem, in ganzen Strömen sich ergießender Regen begleitet, fiel auf die Feinde herab; viele derselben wurden davon verwundet, nicht wenige sogar getödtet. Nur mit Mühe, und in der größten Unordnung suchten die Perser ihre Schlachtlinien zu bilden. Aber noch immer tobten die entfesselten Elemente in der Ebene über den Häuptern der Perser fort, während ein die Römer begünstigender Sturmwind Regen und Hagel von ihnen abhielt, aber nur desto heftiger dem Feinde entgegen trieb. Von einer, ihrer vorzüglichsten Waffen, nämlich von dem Bogen, konnten die Perser, der Nässe wegen, gar keinen Gebrauch machen, während die von sicherer Hand abgeschnellten Pfeile der Römer ganze feindliche Reihen zu Boden streckten. Den Persern entsank aller Muth, denn sie fühlten, daß selbst die Kräfte des Himmels jetzt gegen sie kämpften. Aber desto höher stieg die Zuversicht bei den Römern; des sichtbaren Beistandes von oben versichert, kannten sie keine Gefahr, und unter wildem Siegesgeschrei stürzten nun alle auf den Feind herab. Kaum daß die völlig entmuthigten, erstarrten und betäubten Perser noch einigen Widerstand leisteten; und man darf in dem buchstäblichen Sinne des Wortes sagen, daß mit dem Anfang der Schlacht sogleich auch eine vollständige blutige Niederlage der Perser begann. Der Kern ihres Heeres fiel unter dem römischen Schwert. Ganze feindliche Schaaren warfen die Waffen hinweg, und ergaben sich zu Gefangenen; kurz Saes Heer war so gut wie vernichtet, und der glänzendste Sieg von Seite der Römer kaum mit dem Verlust von fünfzig Todten und einigen Verwundeten erkauft *). Mit einer frommen Thräne

*) So erzählt wenigstens Cedrenus den Hergang dieser Schlacht. Wer aber diesem Geschichtschreiber, als einem gar nicht mehr zu bezweifelnden Obscuranten keinen

[...] Auge streckten nun die siegenden Römer ihre [...]rme zum Himmel, um Diejenige nach allen [...]räften ihrer Seele zu loben, zu preisen und Ihr [...] danken, unter deren Schutz sie gekämpft und ge[...]gt hatten; denn augenscheinlich gebührten alle Ehre [...]d aller Ruhm dieses Sieges nur Ihr, der erha[...]nen, von allen Geschlechtern, bis an das Ende [...]r Welt, gepriesenen Mutter des Erlösers und der [...]ristenheit, *) bei Deren bloßem Namen schon [...]e Mächte des Unterreichs erzittern, und auf De[...]n Wink auch die zahlreichsten feindlichen Heere [...]ich dem Spreu in dem Winde verstieben.

4. Ueber diese abermalige schmachvolle Nie[...]lage seines Heeres, besonders desjenigen, auf das [...] sein größtes Zutrauen gesetzt hatte, gerieth Chos[...]r in grenzenlose Wuth. Zwar hatte Saes ihm [...] schreckbare Naturbegebenheit, der man ganz al[...]n den Untergang des Heeres zuschreiben müsse,

---

Glauben beimessen will, dem liegt unstreitig ob, jene Lücke zu füllen, welche nothwendig in der Geschichte entstehen muß, wenn man nicht zu erklären weiß, wie ein kleines Heer einen dreimal stärkern, unlängst noch sieggewohnten, seit 20 Jahren in ununterbrochenen Kriegen abgehärteten und von einem erfahrnen Feldherrn angeführten Feind, binnen einer Stunde, nicht nur besiegen, sondern beinahe völlig vernichten konnte; und dieß noch gar mit dem ganz unbedeutenden Verlust von höchstens fünfzig Todten und Verwundeten.

*) Nämlich desjenigen, gewiß großen Theils der Christenheit, welcher das vom Kreuze herab zu Johannes gesprochene, gnadenvolle Wort ebenfalls auf sich zu deuten weiß, mithin die Hochgebenedeiete auch wie seine Mutter mit der reinsten und feurigsten Liebe verehrt, und im kindlichen Vertrauen auf ihren Beistand, bei allen Geboten ihres Sohnes mit unverbrüchlicher Treue beharret.

umständlich berichtet; aber auf einen Monarchen, der unbändig in seinen Leidenschaften, in den Anfällen seines wahnsinnigen Stolzes selbst so oft schon dem Himmel getrotzt hatte, machte dieser Umstand wenig oder gar keinen Eindruck. Allen seinen Satrapen wollte er den unglücklichen Saes zum schrekkenden Beispiel setzen. Er gab Befehl, ihn mit Ketten gebunden nach Dastagerde zu führen. Aber zum Glück für Saes, welchen jetzt die grausamsten Martern in der Residenz des unmenschlichen Despoten erwartet hätten, hatte der Tod ihn längst schon der Wuth des Tyrannen entzogen; denn aus Gram und Verzweiflung war er wenige Tage nach der Schlacht gestorben. Auf Chosrous Befehl ward nun der entseelte Körper auf das sorgfältigste einbalsamirt, und wohl erhalten, jedoch in Banden nach Dastargerde gebracht. Als die Mumie dem noch immer rasenden König vorgestellt ward, redete er sie an, als wenn es der lebende Saes wäre, überhäufte sie mit den gräßlichsten Schmähungen, zerschlug ihr den Kopf, zerhieb und zerfetzte sie, und suchte auf alle Weise sie seinen jetzt eben so albernen, als ohnmächtigen Zorn fühlen zu lassen. O, des armen, dürftigen, Mitleids werthen Königs!

5. Heraklius war indessen mit seinem kleinen Heere nach Lazica gezogen; aber eingedenk der, vor zwei Jahren, von den Laziern und übrigen colchischen*) Völkern begangenen Untreue, legte er jetzt in ihre vornehmsten Städte und festen Plätze römische Besatzung, und vertheilte einen Theil der waffenfähigen Mannschaft dieser unzuverlässigen Bun-

*) Ganz Colchis ward um diese Zeit schon von Geschichtschreibern und Geographen bisweilen unter dem gemeinsamen Namen Lazica begriffen.

desgenossen mit größerer Klugheit und Vorsicht unter sein Heer. Hier in Lazica erhielt jetzt auch Heraklius Kunde von der, nun zum erstenmale in der Geschichte erscheinende Nation der Khozaren *). Mit Beute beladen, war gerade ein Stamm derselben, unter der Anführung seines Chans, von einem Streifzuge zurückgekommen, den Ziebel — so hieß dieser Chan — durch das, dem Leser schon bekannte caspische oder iberische *) Thor nach Persien gemacht hatte. An diesen Khozaren-Chef ordnete Heraklius Gesandte mit dem ehrenvollen Antrage eines Bündnisses. Ziebel fand sich ungemein geschmeichelt, und zwischen ihm und dem Kaiser hatte eine persönliche Zusammenkunft unter den Mauern der, von den Persern besetzten Stadt Tifflis statt. Der Chan, an der Spitze eines Reitergeschwaders, zusammengesetzt aus den Edeln der Nation, ritt seinem Heere voran. Als er den Kai-

*) Die Khozaren, welche Cedrenus, und nicht mit Unrecht, auch östliche Türken nennt, hatten früher in den unermeßlichen Ebenen an der Wolga gewohnt, waren aber seit kurzem an den Fuß des Caucasus herabgezogen. Schon in dem gegenwärtigen, siebenden Jahrhundert fingen sie an, in der Geschichte eine Rolle zu spielen, wurden aber noch ungleich mächtiger in dem 8. und 9. Jahrhundert, und verbreiteten sich von dem caspischen Thor, längs dem caucasischen Gebirge, in alle demselben, zum Theil nördlich zum Theil südlich gelegene Länder bis an den Pontus Euxinus, und von da bis in den taurischen Chersones (Halbinsel Krim.) — Den Griechen, Persern und Arabern waren sie sehr bekannt; auch den Chinesen, bei welchen sie Kosa hießen; daher auch der, dieser Nation nach ihrer und ihres Reiches Zersplitterung bis auf den heutigen Tag gebliebene Name Kosack.

*) Man sehe den 19. Band Abschn. 1. §. 1. unten die Note.

-ser erblickte, sprang er vom Pferde, und warf sich mit dem Angesicht zur Erde; dasselbe that auch die, den Chan begleitende Schwadron, und endlich das ganze Heer der Khozaren, sobald es dem Kaiser zu Gesicht kam. Heraklius gab ihnen ein Zeichen aufzustehen, hieß den Chan sein Pferd wieder besteigen, nahete sich ihm, umarmte ihn auf das zärtlichste, nannte ihn seinen Sohn, nahm sogar sein Diadem ab und setzte es auf das Haupt des Ziebel. Alles dieß geschah unter den Augen der Einwohner von Tifflis und der persischen Besatzung, die von den Mauern der Stadt herab Zeugen dieser freundlichen Zusammenkunft, Zeugen der von den Khozaren, der Majestät des römischen Namens freiwillig erzeigten Huldigung waren. Dem Ziebel und dessen Gefolge gab Heraklius ein prächtiges Gastmahl; und als man von der Tafel aufstand, schenkte er ihm alle goldene und silberne Gefäße, auch viele mit edeln Steinen besetzte Becher, welche Ziebel während des Mahles auf der kaiserlichen Tafel bewundert hatte. Nicht minder freigebig war Heraklius gegen die Edeln in dem Gefolge des Chans, welche sämmtlich Juwelen und kostbare Ohrenringe aus der Hand des Kaisers erhielten. In einer zweiten Unterredung am folgenden Tage, zog Heraklius das Portrait seiner Tochter Eudokia hervor und zeigte es dem Ziebel. Die Schönheit und Anmuth der Prinzessin, welche das Gemälde mit vieler Treue wiedergab, entflammten das Herz des jungen Khozaren; als Heraklius dieß sah, versprach er ihm Eudokia zur Gemahlin zu geben, wenn er sein treuer und thätiger Bundesgenosse seyn wollte. Der schon in das Gemälde verliebte Khozare machte nun wenig Umstände; auf der Stelle ward das Bündniß geschlossen; der Chan überließ dem Kaiser vierzig tausend Mann, und versprach noch überdieß,

mit einem neuen Heere in Persien einzufallen, und dem gemeinschaftlichen Feinde in dessen östlichen Provinzen eine furchtbare Diversion zu machen *).

6. Aber während Heraklius diese vortheilhafte Verbindung mit den kriegerischen Khozaren einging, hatte auch Chosrou in dem Chagan der Avaren einen neuen und mächtigen Bundesgenossen gefunden. Der persischen Gesandtschaft, welche dem Heere des Sarbars vorangeeilet war, hatte der Chagan schon sehr geneigtes Gehör geschenkt, jedoch noch keine ganz bestimmte, vollkommen genügende Antwort ertheilt. Bald darauf kam Sarbar mit seinem Heere bei Chrysopolis an; da er aber ohne die Avaren, aus Mangel an Schiffen, nichts unternehmen konnte; so sandte er in das Lager dieser Barbaren neue Abgeordnete; und da die Perser nun, im Namen ihres Feldherrn versprachen, daß, wenn der Chagan Constantinopel erobern würde, in welcher Unternehmung ihn Sarbar aus allen Kräften zu unterstützen bereit wäre, der ganze ungeheure Reichthum dieser Stadt sein Eigenthum werden sollte, so vermochte der Chan einer solchen lockenden Verheißung nicht länger mehr zu widerstehen, und das Bündniß kam nun unverzüglich zu Stande.

7. Der Chagan, im Vorgenuß der unermeßlichen

*) Heraklius hielt pünktlich, was er dem Ziebel versprochen hatte, und die Prinzessin Epiphania = Eudokia war schon auf der Reise, um als Braut ihrem künftigen Gemahl übergeben zu werden, als der Khozaren = Chef zum Glücke für die Ehre und den Glanz des heraklischen Hauses, vielleicht auch zum Glück der schönen Prinzessin starb. Eudokia kehrte nun wieder nach Constantinopel zurück, und erhielt nachher den jungen Nicetas, einen Vetter des Kaisers zum Gemahl.

Reichthümer, deren Herr er in kurzer Zeit zu seyn hoffte, ließ jetzt seine guten Freunde, die Perser, nicht lange auf sich warten. Zwar gingen unter fruchtlosen Unterhandlungen noch einige Wochen vorüber; als aber die römischen Bevollmächtigten — denn auch von Constantinopel, sobald man allda von der Ankunft persischer Gesandten bei den Avaren sichere Nachricht erhalten hatte, waren Abgeordnete an den Chagan gesandt worden — einmal für allemal erklärten, daß man sich nie Bedingungen unterwerfen würde, welche weder der Chagan das Recht hätte vorzuschreiben, noch die Römer, ohne sich zu entehren, annehmen könnten; so jagte der Avaren-Fürst den Athanasius — so hieß der Erste der römischen Bevollmächtigten — aus seinem Lager unter der Drohung fort, daß er ganz Constantinopel zerstören, und auch nicht einen Stein darin auf dem andern lassen werde. Unverzüglich brach nun der Chagan mit seinem Heere auf, und schon am 29. Julius überstieg der Vortrab der Avaren, dreisig Tausend Mann stark, die sogenannte lange Mauer. Einige Tage darauf erschien der Chagan selbst mit dem ganzen, aus Avaren, Bulgaren, Slaven und andern, ihm zinsbaren Völkern bestehenden, gegen hundert Tausend Mann starken Heere, und schlug bei Melantias, vier Stunden von Constantinopel sein Lager auf.

8. Die außerhalb der Stadt, diesseits des Bosphorus, vertheilten Truppen hatten, bei Annäherung der Avaren, sich nach Constantinopel zurückgezogen. Die gesammte Besatzung der Stadt ward jetzt gemustert, und man fand sie gegen dreißig Tausend Mann stark, nämlich zwölf Tausend Mann Reiterei, und ungefähr fünfzehen bis achtzehen tausend Mann Fußvolk. Der besonnene und unerschrockene

Bonosus leitete die Vertheidigungs-Anstalten, und der fromme Patriarch Sergius, unaufhörlich um die Erhaltung der Stadt zu Gott flehend, lag beinahe Tag und Nacht vor den Altären in den Kirchen auf den Knieen. An der Spitze seiner Geistlichkeit zog er in feierlicher Prozession durch alle Straßen der ungeheuern Stadt. Man sang den Psalmen: exurgat Deus et dissipentur inimici ejus. Auf allen öffentlichen Plätzen und von der Kanzel herab, ermunterte der gottesfürchtige Bischof zum Vertrauen auf Gott und zur tapfern Gegenwehr; und seine Zuhörer erinnernd, daß die Mutter des Erlösers die mächtige Schutzpatronin von Constantinopel sey, goß er in jede Brust die nämliche Zuversicht des Sieges, die auch Er in seinem ganzen Aeußern, in seiner Sprache, wie in allen seinen Mienen und Gebärden zeigte. Ermuntert und gestärkt durch des Patriarchen salbungsvolle Reden, schlossen alle noch rüstige, waffenfähige Einwohner sich der Besatzung an, fest entschlossen, lieber zehnmal zu sterben, als ihren Posten zu verlassen. Ganz Constantinopel schien jetzt von dem Geiste des Heraklius beseelet, und Bürger und Soldaten, und Fremde wie Einheimische glüheten von Wetteifer, sich gegenseitig an Tapferkeit zu übertreffen.

9. Von den Vorstädten Galata und Pera bis zu den Blachernen und sieben Thürmen ward Constantinopel von den Avaren eingeschlossen. Ein feindlicher Haufe, ungefähr tausend Mann stark, wagte es sogar den Golph von Ceras zu umgehen, um an dem diesseitigen Ufer des Bosphorus ihre jenseits stehenden Freunde, die Perser, von der Ankunft der Avaren zu überzeugen, und nicht ohne Schrecken sahen die Einwohner Constantinopels von ihren Mauern herab die gegenseitigen flammenden

Losungs-Zeichen auf der europäischen und asiatischen Küste. Die Avaren waren der Belagerungskunst nicht mehr so unkundig, wie in frühern Zeiten, und sie hatten nun ebenfalls alle, von den Römern bei ihren Belagerungen angewandte Maschinen. Drei Tage ließ der Chagan die Stadt mit Steinen von ungeheurem Kaliber beschießen, und mehrere Tage nach einander ununterbrochen bestürmen. In dichtem Phalanx, welcher in der römischen Kriegssprache die Schildkröte hieß, und mit undurchdringlichen Schilden bedeckt, rückten die Avaren gegen die Stadt; zu gleicher Zeit naheten zwölf ungeheure, mit Soldaten besetzte, hölzerne Thürme, von gleicher Höhe mit der Stadtmauer, sich derselben; während eine, in kurzer Entfernung aufgestellte Linie mit einem Hagel von Pfeilen die Besatzung von der Mauer zu vertreiben suchte. Aber den Anstrengungen der Feinde setzten die Belagerten nicht minder kräftige Vorkehrungen entgegen. Bürger und Soldaten fochten mit dem Muthe alter Römer, und das erfinderische, griechische Genie, bekannt mit den Kräften des Feuers wie mit den Gesetzen der Mechanik, erfand nun neue Maschienen, mit welchen es jene der Avaren zerstörte. Jeder Tag kostete dem Chagan eine Menge seiner Leute; und nicht viel geringer war auch sein Verlust durch die häufigen nächtlichen Ausfälle, bei welchen die Römer die Maschinen der Feinde zerstörten und viele der Letztern tödteten.

10. Sieben Tage hatte der Chagan fruchtlos gestürmt; am achten ließ er sein Heer ruhen, und ein feindlicher Herold erschien unter den Mauern von Constantinopel mit der Botschaft, daß der Chagan eine Unterredung mit den Römern wünsche, und römische Bevollmächtigte heute noch in seinem Lager erwarte. Die Regentschaft und der Senat, in

der Hoffnung, daß der Chagan Friedensvorschläge machen werde, fügten sich gerne dem Wunsche desselben. Als aber die römischen Abgeordneten zu dem Chagan kamen, fanden sie auch drei vornehme, von Sarbar gesandte und so eben angekommene Officiere bei demselben. Um die Römer zu demüthigen, ließ der Chagan deren Bevollmächtigten, Männer von patricischer Würde, vor sich stehen, während den Persern links und rechts zu seiner Seite Sitze gegeben wurden. „Ihr sehet hier,“ sagte jetzt der Chagan zu den römischen Gesandten „meine innigste „Verbindung mit dem großen Könige; und dessen „tapferer Feldherr hat sich erboten, eine auserlesene „Schaar seiner Krieger mir zu Hülfe zu schicken. „Erkennet nun in mir euern Herrn, und erkühnet „euch nicht mehr, mir ein schwaches, mich wenig „befriedigendes Lösegeld zu bieten. Eure ganze „Stadt, alle eure Schätze und Alles, was Ihr be„sitzt, sind mein Eigenthum; nur unter dieser Be„dingung will ich eures Lebens schonen; einem Je„den werde ich dann erlauben, mit einem Hemde „auf dem Leibe und einem Unterkleide ungestört ab„zuziehen. In dem persischen Lager werdet Ihr auf „meine Fürsprache gute Aufnahme finden, und mein „Freund Sarbar wird Euch sicheres Geleite geben, „dahin zu gehen, wohin es einem Jeden zu wan„dern beliebt. Auf Hülfe von euerm Kaiser dürft „Ihr nicht länger hoffen; er ist jetzt auf der Flucht, „oder gar schon ein Gefangener des großen Königes; „kurz, den vereinten Waffen der Avaren und Per„ser könnt Ihr nicht mehr entgehen, wenn anders „Ihr nicht vermöget, gleich den Vögeln, durch die „Luft zu fliegen, oder wie die Fische im Wasser „unterzutauchen *).“ — Die übermüthige Rede des

*) Wie es scheint, war der Chagan der Geschichte nicht

Losungs-Zeichen auf der europäischen und asiatischen Küste. Die Avaren waren der Belagerungskunst nicht mehr so unkundig, wie in frühern Zeiten, und sie hatten nun ebenfalls alle, von den Römern bei ihren Belagerungen angewandte Maschinen. Drei Tage ließ der Chagan die Stadt mit Steinen von ungeheurem Kaliber beschießen, und mehrere Tage nach einander ununterbrochen bestürmen. In dichtem Phalanx, welcher in der römischen Kriegssprache die Schildkröte hieß, und mit undurchdringlichen Schilden bedeckt, rückten die Avaren gegen die Stadt; zu gleicher Zeit naheten zwölf ungeheure, mit Soldaten besetzte, hölzerne Thürme, von gleicher Höhe mit der Stadtmauer, sich derselben; während eine, in kurzer Entfernung aufgestellte Linie mit einem Hagel von Pfeilen die Besatzung von der Mauer zu vertreiben suchte. Aber den Anstrengungen der Feinde setzten die Belagerten nicht minder kräftige Vorkehrungen entgegen. Bürger und Soldaten fochten mit dem Muthe alter Römer, und das erfinderische, griechische Genie, bekannt mit den Kräften des Feuers wie mit den Gesetzen der Mechanik, erfand nun neue Maschienen, mit welchen es jene der Avaren zerstörte. Jeder Tag kostete dem Chagan eine Menge seiner Leute; und nicht viel geringer war auch sein Verlust durch die häufigen nächtlichen Ausfälle, bei welchen die Römer die Maschinen der Feinde zerstörten und viele der Letztern tödteten.

10. Sieben Tage hatte der Chagan fruchtlos gestürmt; am achten ließ er sein Heer ruhen, und ein feindlicher Herold erschien unter den Mauern von Constantinopel mit der Botschaft, daß der Chagan eine Unterredung mit den Römern wünsche, und römische Bevollmächtigte heute noch in seinem Lager erwarte. Die Regentschaft und der Senat, in

der Hoffnung, daß der Chagan Friedensvorschläge machen werde, fügten sich gerne dem Wunsche desselben. Als aber die römischen Abgeordneten zu dem Chagan kamen, fanden sie auch drei vornehme, von Sarbar gesandte und so eben angekommene Officiere bei demselben. Um die Römer zu demüthigen, ließ der Chagan deren Bevollmächtigten, Männer von patricischer Würde, vor sich stehen, während den Persern links und rechts zu seiner Seite Sitze gegeben wurden. „Ihr sehet hier,“ sagte jetzt der Chagan zu den römischen Gesandten „meine innigste „Verbindung mit dem großen Könige; und dessen „tapferer Feldherr hat sich erboten, eine auserlesene „Schaar seiner Krieger mir zu Hülfe zu schicken. „Erkennet nun in mir euern Herrn, und erkühnet „euch nicht mehr, mir ein schwaches, mich wenig „befriedigendes Lösegeld zu bieten. Eure ganze „Stadt, alle eure Schätze und Alles, was Ihr be„sitzt, sind mein Eigenthum; nur unter dieser Be„dingung will ich eures Lebens schonen; einem Je„den werde ich dann erlauben, mit einem Hemde „auf dem Leibe und einem Unterkleide ungestört ab„zuziehen. In dem persischen Lager werdet Ihr auf „meine Fürsprache gute Aufnahme finden, und mein „Freund Sarbar wird Euch sicheres Geleite geben, „dahin zu gehen, wohin es einem Jeden zu wan„dern beliebt. Auf Hülfe von euerm Kaiser dürft „Ihr nicht länger hoffen; er ist jetzt auf der Flucht, „oder gar schon ein Gefangener des großen Königes; „kurz, den vereinten Waffen der Avaren und Per„ser könnt Ihr nicht mehr entgehen, wenn anders „Ihr nicht vermöget, gleich den Vögeln, durch die „Luft zu fliegen, oder wie die Fische im Wasser „unterzutauchen *).“ — Die übermüthige Rede des

*) Wie es scheint, war der Chagan der Geschichte nicht

Barbaren erwiederten die Römer in wenigen Worten mit der Erklärung, daß sie die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen würden, und kehrten hierauf wieder nach Constantinopel zurück. In der darauf folgenden Nacht wurden die drei persischen Officiere, als sie in einem Boote wieder zurückkehren wollten, von einer römischen Fregatte aufgefangen, und nach Constantinopel gebracht; der Eine ward sogleich enthauptet; dem Andern wurden beide Hände abgehauen, und diese sammt dem abgeschlagenen Kopfe seines Kameraden ihm an den Hals gehängt. In diesem Zustande schickte man ihn in das Lager zurück, als ein Geschenk für den Chagan. Der dritte Gefangene ward auf ein Schiff gebracht und mit Tages Anbruch, Chrysopolis gegenüber, unter den Augen der Perser enthauptet. Mittels einer Maschine schleuderten die Römer in das persische Lager das noch blutende Haupt; ein Zettel war an demselben befestiget mit den Worten. „Der „Chagan hat sich mit uns ausgesöhnt, und eure „drei Deputirten Uns zum Geschenke gemacht. Einst„weilen schicken wir Euch hier Einen davon zurück; „und wegen der beiden Andern könnt Ihr ebenfalls „völlig außer Sorgen seyn.“ — Wegen dieser grausamen Ironie und unmenschlichen Behandlung der drei gefangenen persischen Officiere, gelobten der Chagan, wie die im höchsten Grade gegen die Rö-

unkundig — vielleicht gab es damals bei den Avaren schon Professoren für die alte Geschichte — denn Herodot erzählt uns gerade das Nämliche von einem scythischen Könige, der dem Darius Hystaspes einen Vogel, einen Frosch und einen Bündel Pfeile sandte, mit der Bedeutung, daß wenn die Perser nicht fliegen könnten gleich den Vögeln, oder im Wasser untertauchen gleich den Fröschen, sie nicht den Pfeilen der Scythen entgehen würden.

mer aufgebrachten Perser, sich blutig zu rächen. Der Perser Zorn war jedoch unmächtig und gefahrlos; denn es gebrach ihnen an Schiffen; gefährlicher und drohender war die Wuth des Chagan; aber dafür nun auch desto verzweifelter der Widerstand der Römer, die, nach dem, was jetzt vorgefallen war, blos die Wahl noch hatten zwischen Sieg oder grausamem Tode.

11. Auch die Perser sollten jetzt an der Ehre der Eroberung Constantinopels Theil nehmen. Mehrere hundert, den Avaren gehörige Böte und kleine Schiffe lagen an der Mündung des Barbyssus; wegen des seichten Wassers waren sie hier gegen die weit größern Schiffe der Römer in Sicherheit. Alle diese Fahrzeuge ließ der Chagan jetzt in die, zwei Stunden nordwärts von Constantinopel gelegene Bucht Chelä bringen, wo sie, gedeckt durch die starken Krümmungen, welche das Ufer dort bildet, von den Römern nicht konnten bemerkt werden. Auf ein gewisses Signal sollten die hier versammelten Siffe und Böte, größtentheils mit Slaven bemannt, aus der Bucht auslaufen, nach Chrysopolis schiffen, die dort in Bereitschaft stehenden persischen Schaaren aufnehmen, und an das dißseitige Ufer herüber führen. Der Plan war nicht übel entworfen; aber durch seine geheimen Späher ward Bonosus bei Zeiten von Allem genau unterrichtet, und unverzüglich wurden nun Gegenvorkehrungen getroffen, die, wie wir sogleich sehen werden, die verderblichen Maßregeln des Chagans wieder vereitelten.

12. Das ganze Heer der Avaren rückte jetzt zum Angriffe an. Durch einen, ein Paar Stunden lang dauernden Pfeilregen suchten sie zuerst die Besatzung von den Mauern zu vertreiben. Endlich

Bonossus ließ ihm jetzt sagen, daß es nicht mehr bei ihm stände, irgend Jemand eine Vollmacht zu ertheilen, indem der Bruder des Kaisers, der Besieger des persischen Feldherrn Saes, mit seinem Heere in Eilmärschen heranrücke und Constantinopel schon ganz nahe sey; wolle der Chagan den Prinzen Theodor mit seinem siegreichen Heere erwarten, so würde dieser gewiß nicht zögern, mit ihm nach römischer Weise den Frieden zu unterhandeln. Ueber diese Nachricht, an der jedoch auch nicht ein wahres Wort war, gerieth der Chagan in keine kleine Bestürzung. Auf der Stelle gab er Befehl zum Abmarsch. Um den Rückzug des Fußvolkes zu decken, stellte er sich mit seiner Reiterei in der Ebene auf; aber kaum war die letzte Schaar defilirt; als auch Er, ohne einen Augenblick mehr zu säumen, mit seinen Reitern abzog.

14. Lauter Jubel ertönte jetzt in allen Straßen Constantinopels; schaarenweise zogen die Einwohner auf die Stadtmauern, um sich des frohen Anblickes eines gedemüthigten, sich schmachvoll zurückziehenden und vor kurzem noch so übermüthigen Feindes zu erfreuen. Den Sieg schrieben indessen die dankbaren Römer nicht sich, sondern ganz allein dem mächtigen Schutze ihrer erhabenen Stadtpatronin zu. Der Patriarch berief alles Volk nach der großen Kirche; und Alt und Jung, Kinder und Greise, Vornehm und Niedrig strömte dahin, um der Mutter des Erlösers für die wunderbare Erhaltung der Stadt zu danken. Zum ewigen Gedächtniß der, durch Mariens allesvermögende Fürbitte, von Gott erhaltenen Gnade und Erbarmung, ward ein jährliches Dankfest auf den 5ten Samstag in der Fasten angeordnet. Schon am Abend vor dem Feste begab sich das Volk in die Kirche, und durchwachte den

größten Theil der Nacht unter Dankgebeten und Hymnen-Gesang zum Preise und Ehre der Mutter Gottes. — Alles sehr gut und löblich, obgleich im Ganzen genommen nur schuldige Pflicht, nur der Dankbarkeit schwacher Tribut; aber um so mehr wäre es zu wünschen gewesen, daß die Regentschaft, oder der Patriarch und die Geistlichkeit, oder die Einwohner Constantinopels, oder Wer immer daran Theil hatte, auch die, gegen sie so gnadenvolle Himmelskönigin durch menschlichere und schonungsvollere Behandlung der drei persischen Abgeordneten nicht minder geehrt hätten; denn ganz gewiß war das Kopf- und Hände-Abhacken und Verstümmeln dreier Unglücklichen, die, wo nicht auf völkerrechtliche, doch menschliche Behandlung so gerechten Anspruch hatten, der Mutter der Barmherzigkeit im höchsten Grade mißfällig. — Bloßes Lippenopfer ist Gott wenig angenehm; das Opfer, auf welches sein erbarmender Blick sich mit Wohlgefallen herabsenkt, ist ein reines, an Jesum gläubiges und daher von Liebe zu Ihm und zu allen seinen Geschöpfen erglühtes Herz; und welchen Busen ein solches Herz erwärmt, da wird auch im ärgsten Feinde der Bruder nicht verkannt.

15. Besorgnisse wegen seiner Hauptstadt, gleichsam die Niederlage und der Mittelpunkt seiner Macht, hatten den Kaiser bisher von fernerm Vorrücken abgehalten. Aber jetzt, nachdem er die frohe Kunde von Constantinopels Befreiung erhalten hatte, setzte er sich mit seinem Heere in Bewegung, brach in Groß-Armenien ein, eroberte und zerstörte mehrere persische Burgen und Schlösser, und machte Miene, nun selbst in das Herz von Assyrien einzudringen. Aber die Korzaren, der beschwerlichen Gebirgsmärsche bald müde, fingen jetzt an, zuerst ein

zeln, dann bald in kleinen Haufen des Nachts aus-zureissen; und als gar die, auf den Gebirgen Armeniens sich frühzeitig einstellende rauhe Witterung fühlbar ward; schickte die ganze Horde eine Deputation an den Kaiser, ihn um die Erlaubniß bittend, nach Hause gehen zu dürfen. Heraklius hielt sie nicht auf, ließ sie sämmtlich, jedoch nicht ohne Beweise seiner Freigebigkeit abziehen. Zu seinem, über den Abfall von 40,000 Mann, etwas bestürzten Heere sagt der Kaiser, die Vorsehung habe es weislich so gefüget, damit die Feinde des römischen Namens nicht sagen könnten, Heraklius Soldaten hätten, um die Perser zu besiegen, des Beistandes der Kozaren bedurft. Gott sey ihr treuer, unwandelbarer Bundesgenosse; so lange dieser für sie kämpfe, bedürften sie keiner andern Hülfe, hätten auch nicht nöthig, die Pferde und Lanzen der Perser zu zählen. Vor der Fronte des in Schlachtordnung gestellten Heeres sprach Heraklius diese Worte; und welche Wunder das Wort eines großen Mannes, besonders im Momente der Gefahr erzeugt; davon liefert zahllose Beispiele die Geschichte jedes Volkes. Schnell verwandelte sich jetzt die Bestürzung des Heeres in stolze Zuversicht des Sieges; und unbekümmert und unbesorgt sah im Heere des Heraklius nun auch der jüngste Soldat dem Abmarsche der kozarischen Bundesgenossen zu.

XIV.

1. Sechster Feldzug des Heraklius. Weitaussehender, als bisher war des Kaisers Plan für den neuen, nunmehr beginnenden, sechsten Feldzug. Sehr frühzeitig wollte indessen Heraklius ihn eröffnen, und an Winterquartiere war demnach dieß

mal durchaus nicht zu denken. Aber mit einem Heere, wie das seinige, konnte der Kaiser selbst das Unmögliche unternehmen; denn abgehärtet durch fünf glorreiche, jedoch nicht minder beschwerliche und gefahrvolle Feldzüge, und nun gewöhnt an alle Beschwerden und Entbehrungen in Lagern und auf Märschen, glich Heraklius Heer jetzt wieder jenen alten Legionen, welche einst Roms Herrschaft über den ganzen Erdkreis befestigt hatten. Trotz aller Strenge der Jahreszeit also rückte der Kaiser kühn und rasch von den Ufern des Araxes an den Tigris vor, überstieg die margianischen Gebirge, brach in Assyrien ein, und stand in der Mitte des Octobers (627) schon in der assyrischen Provinz Camaetha. Statt aller Winterquartiere gönnte hier Heraklius seinem Heere eine Ruhe von 8 Tagen; und in der fruchtbaren, unter einem viel gelindern Himmelsstrich gelegenen Landschaft erholten nun Mann und Roß sich bald wieder von allen bisher ausgestandenen Beschwerlichkeiten. Aber leider hatte das Heer auf seinem langen und weiten Marsch wieder überall traurige und blutige Spuren der Verheerung hinterlassen, und für die, von den Persern in Kleinasien verheerten Gegenden und zerstörten Städte mußten nun Assyriens unschuldige Provinzen schrecklich und grausam büßen. Mag auch Kriegsgebrauch solches Verfahren rechtfertigen; immerhin wird es doch stets den Ruhm des Helden beflecken, der seinem Heere solche unedle Rache zu üben gestattet *).

*) Wenn Chosrous prächtige Paläste und königliche Schlösser, diese Sitze des Stolzes und orientalischer Ueppigkeit, sammt allen ihren Hainen und Paradiesen (so nannten die Perser ihre Gärten) ein Raub der Flammen wurden; so war dieß eine, blos den Tyrannen treffende, gerechte Strafe. Aber gegen die schuldlosen,

2. Indessen hatte auch Chosroes wieder ein furchtbares, den Römern weit überlegenes Heer zusammengebracht, die Trümmer des von Theodor unter Sais geschlagenen damit vereiniget, und dem Rhazates, unstreitig einem der erfahrensten und tapfersten Feldherren, den Oberbefehl über dasselbe übergeben. Der Sammelplatz dieses Heeres war bei der Stadt Ganzaca, und auf den Befehl seines Herrn, Persien eiligst zu Hülfe zu eilen, folgte nun Rha-

---

von ihrem Monarchen, der Kriegsunkosten wegen, schon hart gedrückten und geplagten Einwohner einer Provinz so schrecklich zu wüthen, das Wenige, was ihr eigener Zwingherr ihnen gelassen, noch zu rauben und zu zerstören, ihre Hütten zu verbrennen und sie selbst, wo nicht zu morden, doch nakt und hülflos von ihrem Boden zu vertreiben und in Wälder und Einöden zu jagen; dieß ist schrecklich, gottlos und dem Geiste des Christenthums wiedersträubend. Indessen waren solche Greul ein längst schon bei den Römern bestehender Kriegsgebrauch, der uns jedoch einen abermaligen Beweis liefert, daß selbst nach Einführung des Christenthums, in dem west- wie oströmischen Reiche, bis zu deren völligen Untergang, die ganze innere wie äußere Verfassung heidnischer Art und Natur blieb, welcher zu Folge die Menschen blos als Sachen, und im Verhältniß zu ihrem Beherrscher, als ein demselben gehörendes Eigenthum betrachtet wurden. Freilich ward auch in den, von den Barbaren im Abendlande gestifteten Reichen der Krieg oft mit der nämlichen Zerstörungswuth geführt; aber laut, und bisweilen selbst drohend, erhob sich stets die Stimme der Kirche dagegen; und fromme, christliche Könige, wie z. B. König Guntram von Burgund, verabscheuten solchen Greul, betrachteten ihn als gottlosen Frevel, suchten ihn zu bestrafen, und machten ihre Feldherrn und Kriegsobersten dafür verantwortlich; während die griechischen Geschichtschreiber der verheerenden Züge des Heraklius wohlgefällig und belobend erwähnen und solche sogar den ruhmwürdigen Thaten des Kaisers beizuzählen nicht erröthen.

zates, obgleich in nicht sehr angestrengten Märschen, dem Heere des Kaisers nach. Aber auf ihrem Marsch verzehrten die Römer alle aufgehäuften Vorräthe; was sie nicht verzehren konnten, ward verbrannt; und die ihnen folgenden Perser litten drückenden Mangel an Lebensmitteln; besonders war der große Verlust an Pferden, welche unter Weges fielen, dem Rhazates sehr empfindlich.

3. Am ersten December ging Heraklius über den großen Zab. In der weiten Ebene, wo einst das stolze, mit fünfzehen hundert Thürmen prangende und mit einer hundert Schuhe hohen Mauer umgebene Niniveh stand, schlug der Kaiser bei einem unbedeutenden, unter den damals schon kaum mehr merkbaren Ruinen der ehemaligen großen Königsstadt, stehenden Dorf sein Lager auf. Eine Stunde unterhalb des Stroms, ging auch Rhazates über denselben, und lagerte bei dem Zusammenfluß des großen Zabs und des Tigris. Baanes, gesandt von Heraklius, mit einer Abtheilung Reiterei die Gegend zu recognosciren, stieß auf einen feindlichen Haufen, hieb ihn zusammen und brachte den Kopf des Anführers dem Kaiser, nebst 20 bis 30 Gefangenen, unter welchen sich auch ein Stallmeister des Rhazates befand. Befragt über den Plan seines Herrn, erklärte jener, daß Rhazates bestimmten Befehl habe, ein entscheidendes Treffen zu liefern, und um den Befehl auszuführen, nur noch eine bedeutende, in Eilmärschen heranrückende Verstärkung an Truppen erwarte. Auf diese Nachricht beschloß Heraklius dem Rhazates entgegen zu gehen, bevor noch die erwartete Verstärkung angekommen seyn könnte, brach demnach mit dem Heere auf, langte in der Nacht von dem 11. auf den 12. December in der Nähe des Feindes an und stellte, nach einigen Stunden

der Ruhe, den Persern gegenüber sein Heer in Schlachtordnung.

4. Rhazates säumte nicht, die ihm gebotene Schlacht anzunehmen, formirte unter den Augen des Feindes seine Schlachtlinien, und rückte den Römern auf die Weite eines Pfeilschusses entgegen. Nach damaliger Kriegssitte waren Zweikämpfe stets das Vorspiel einer großen Schlacht. Auch jetzt ritt ein Perser von ungeheurer Größe und Stärke in die Mitte beider Heere und foderte einen Römer zum Zweikampfe auf. Um seinem Heere ein Beispiel persönlicher Tapferkeit zu geben, eilte der Kaiser selbst herbei und streckte mit einem gewaltigen Lanzenstoß den Perser zu Boden. Sogleich sprengte ein anderer Reiter auf den Kaiser an, hatte aber auch eben so schnell das Schicksal seines Kameraden. Nun erschien ein dritter, und dieß war der kühne und tapfere Rhazates selbst. Heftiger ward nun der Kampf mit Lanze und Schwert; in das Gesicht und an dem Fuß ward Heraklius verwundet; aber endlich stürzte auch der tapfere Rhazates, von dem Schwerte des Kaisers getroffen, todt vom Pferde. Der dreifache Sieg des Kaisers entflammte den Muth der Römer; aber der Verlust ihres obersten Feldherrn verminderte doch nicht jenen der Perser. Lauter Jubel und Siegesgeschrei empfingen den Kaiser, als er zurückkam. Aber von beiden Seiten ward jetzt sogleich das Zeichen zum Angriff gegeben. Unter dem betäubenden und wilden Getöse zahlloser Hörner und Kriegstrompeten gingen beide, von Rache und Nationalhaß entflammten Heere auf einander los, nud furchtbarer als je war jetzt das Zusammentreffen derselben. Wäre es möglich gewesen, so hätte Heraklius an diesem Tage an Tapferkeit sich selbst übertroffen; wo die Gefahr am größten war, blitzte

stets das Schwert des Kaisers, und auf seinem treuen und feurigen Roß Falbas stürzte er sich oft mitten unter die dichtesten feindlichen Haufen. Das Pferd ward am Fuße verwundet, und seine eigene Erhaltung dankte Heraklius blos der Festigkeit und Güte seiner Rüstung. Lange und schrecklich wütheten Tod und Verderben in den Reihen der Kämpfenden. Mit Sonnenaufgang hatte die Schlacht begonnen und dauerte bis zur zwölften Stunde des Tages. Die Nacht trennte endlich beide Heere; aber unersetzlich war der Verlust der Perser; nebst ihren drei höchsten Feldherren, hatten sie alle Officiere, mehr als die Hälfte ihrer Soldaten und sechs und zwanzig Fahnen und Standarten verloren, ohne jene zu rechnen, welche in der Hitze des Kampfes von den Römern waren zerrissen worden. Aber ihres ungeheuern Verlustes ungeachtet verschmäheten dennoch die braven Perser jeden Gedanken an Flucht. Gleich Eingeweiheten des Schicksals und des Todes, blieben sie unter den zahllosen Leichen ihrer erschlagenen Kameraden, in der Entfernung eines doppelten Bogenschusses von den Römern, bis nach Mitternacht auf dem Schlachtfelde stehen, zogen sich endlich in ihr Lager zurück, nahmen in der Geschwindigkeit das Nothwendigste von ihrem Gepäcke und zerstreuten sich dann, weil ohne Anführer und Officiere, wohin es einem Jeden beliebte.

5. Merkwürdig war das Resultat der Schlacht auf Seite der Römer; an Todten hatten sie nur fünfzig Mann; aber desto größer, ja wohl, im Verhältniß mit den Erschlagenen, desto ungeheurer war die Zahl der Verwundeten, deren man gegen neun bis zehen tausend Mann von allen Waffengattungen zählte. Für die Pflege und Heilung derselben war jedoch trefflich gesorgt; denn Heraklius

überzeugt, daß Jene, welchen die Aufsicht über die Militärspitäler und die Heilung der Kranken und Verwundeten anvertraut ist, dem Soldaten oft weit gefährlicher sind, als das Schwert und der Bogen des Feindes es ihm seyn können, hatte längst schon in seinem Heere solche Lazaretheinrichtungen getroffen, die wirklich selbst den spätesten Zeiten noch zum Muster hätten dienen können; und Theophanes erzählt — was beinahe unglaublich scheint — daß von den vielen tausend Verwundeten nur zehen an ihren Wunden gestorben wären.

6. Mit Anbruch des folgenden Tages rückte Heraclius in das persische Lager. Ueber alle Erwartung groß war die Beute der Sieger. Des Rhazates ganze Rüstung von reinem und gediegenem Golde, dessen Schild mit hundert und zwanzig Goldplatten belegt, sein Schwert, Wehrgehänge, Sattel, Panzer u. s. w. alles mit feinem Golde eingelegt und mit Juwelen und edeln Steinen geziert, wurden die Trophäen des Kaisers; alles Uebrige aber, Waffen jeder Art, goldene Halsketten und Armbänder, prächtige, seidene Gewänder, eine Menge gemünztes Gold und Silber u. s. w., ward der verdiente und wohl erworbene Lohn des tapfern und braven Heeres.

7. Aber Heraklius wußte nicht blos zu siegen, sondern auch den Sieg zu verfolgen; und wahrhaft bewundernswerth war jetzt die Schnelligkeit seiner Bewegungen. Um den Chosrou zu zwingen, den Sarbar mit seinem Heere vor Constantinopel abzurufen, ging der Kaiser in Eilmärschen nun auf den König selbst los, und das immer milder werdende Clima begünstigte nicht wenig das Vorrücken der Römer. Einer von Heraklius Unterfeldherren, Namens Georg, machte sogar in einer einzigen Nacht 16 Stunden,

nahm im Vorüberziehen einige persische feste Schlösser ein, machte die darin liegenden Perser zu Gefangenen, und besetzte mit Anbruch des Tages die 4 über den kleinen Zab führenden Brücken. Am 23. December ging der Kaiser selbst mit dem ganzen Heere über den Strom.

8. Heraklius stand jetzt tief in dem Herzen von Assyrien. In gleich abgemessenen Entfernungen erhoben sich von hier bis Ctesiphon eine Reihe königlicher Sommerresidenzen und prachtvoller Paläste, und in dem eigentlichen Sinne des Wortes standen jetzt alle Schätze Persiens den Römern offen. Die erste königliche Sommerresidenz, welche dem Sieger ihre Thore öffnete, war Yesdom. Hier schenkte Heraklius seinem Heere mehrere Rasttage; denn die durch die angestrengtesten Märsche völlig abgematteten Pferde bedurften durchaus einiger Ruhe und Erholung. Heraklius selbst feierte mit dem ganzen Heere zu Yesdom das Fest der gnadenvollen Geburt unsers Herrn.

9. Die anfänglich zerstreuten Ueberreste des unter Rhazates geschlagenen Heeres hatten sich indessen wieder gesammelt und mit der schon vor der Schlacht erwarteten und bald nachher angekommenen Verstärkung vereinigt. Einige andere Hülfsvölker waren ebenfalls zu ihnen gestoßen und, durch diese verstärkt, bildeten sie nun wieder ein ansehnliches Heer, das schon seit mehreren Tagen, obgleich in ziemlicher Ferne, den Römern gefolgt war. Wie es scheint, wollten die Perser durchaus eine Schlacht vermeiden; aber bald kamen bei denselben aus Dastagerde wieder Boten über Boten von Chosrou mit dem Befehle an, den Marsch nach allen Kräften zu beschleunigen, die Römer, es möge kosten, was es wolle, einzuholen, und durch

eine neue entscheidende Schlacht, wo möglich, Persiens Hauptstadt von der ihr drohenden Gefahr zu befreien. Diesem Befehle zu Folge gaben nun die persischen Anführer ihrem Marsch eine andere Richtung, und des Landes und seiner Localitäten besser kundig, als Heraclius, wählten sie überall die kürzesten Linien und gewannen dadurch bald einen ganzen Tagesmarsch über das Heer der Römer; wagten es jedoch nicht, sie anzugreifen, sondern begnügten sich, blos auf ihren Märschen und in ihren Lagern stets den Römern zuvorzukommen.

10. Von Yesdom war Heraklius nach Rusa marschirt, einer andern, nicht minder prächtigen Residenz der persischen Könige. Hier erhielt er Kunde von der Nähe des persischen Heeres, und eilte demnach, über den Fluß Torna, noch vor Ankunft der Perser, zu gehen; diese hatten jedoch die jenseitigen Ufer schon besetzt; zogen sich aber bei der Annäherung der Römer zurück, und Heraklius ging am 1. Januar (628) über den Fluß. Vor dem Abzuge der Römer von Rusa, ward dieser prächtige Wohnsitz persischer Könige in einen Steinhaufen verwandelt. Die dritte königliche Burg, in welche der Sieger jetzt einzog, war Beglali, die größte und prächtigste von allen. Mit ungeheuern Kosten unterhielt Chosrou hier eine Menagerie von allen damals bekannten Arten wilder und zahmer Thiere. Die Römer fanden demnach hier eine reichlich gedeckte Tafel, und zur Erholung und Ergötzung seines Heeres gab Heraclius einige Tage nach einander Spiele der Rennbahn.

11. Fünf Meilen von Beglali lag an den steilen Ufern des Arba, eines sehr tiefen und reissenden Stroms, das große Dastagerde, seit vier und

zwanzig Jahren*; Chosrous gewöhnlicher Sitz. Um diese Stadt und ihren König hatten sich jetzt alle persischen Kriegsvölker versammelt, und arabische Geschichtschreiber geben, obgleich mit augenscheinlicher Uebertreibung, die Anzahl der Streitenden auf fünfmal hundert tausend Mann an. Heraklius zweifelte keinen Augenblick, daß eine, das Schicksal zweier Reiche entscheidende Schlacht dem zwanzigjährigen Kriege jetzt auf einmal ein Ende machen würde. Auch die den Chosrou umgebenden Satrapen waren der Ueberzeugung, daß für ihren Monarchen, vor welchem bis jetzt beinahe alle Völker Asiens anbetend auf der Erde lagen, nun keine andere Wahl mehr übrig sey, als Sieg oder Tod. Beide Theile hatten sich indessen sehr geirret; denn der Augenblick war gekommen, wo Chosrou in der ganzen, der Tyrannei eigenthümlichen Blöße und Erbärmlichkeit, der Welt und seinen Völkern sich zeigen sollte. Stolz, grausam, unerbittlich und gottesvergessen im Glück; furchtsam, feig, niederträchtig, an Gott und der Menschen-Treue verzweifelnd im Unglück. — Vor sich selbst erröthend, und voll Besorgniß, daß das Heer und die Großen des Reiches sich seiner schmählichen Flucht widersetzen möchten, ließ er des Nachts in die, seinen Pallast begrenzende Stadtmauer eine Oeffnung machen, und entwischte mit seinem Serail und einigen Dienern heimlich des Nachts, gleich einem Missethäter, der, den Gesetzen wie dem Gerichte reif, sich vor den Augen der Welt zu verbergen sucht. Der übermüthige Despot, dem sonst zehen tausend Pferde und

*) Ctesiphon, Persiens eigentliche Hauptstadt und längst schon die gewöhnliche Residenz der persischen Könige, wollte Chosrou deßwegen nicht bewohnen, weil Wahrsager oder Astrologen ihn gleich im Anfange seiner Regierung vor dieser Stadt gewarnt und vorausgesagt hatten, daß wenn er sich je derselben anvertraute, großes Ungemach und Unglück ihn dort treffen würden.

Kamele zu einer Lustreise kaum hinreichend waren, floh jetzt in einem gemeinen, schlechten Fuhrwerk dahin, während seine Weiber, so gut sie konnten, zu Fuße ihm folgen mußten.

12. Das Heer und die Satrapen waren nicht wenig bestürzt, als sie am folgenden Tage die heimliche Flucht des Königs erfuhren. Getheilt zwischen der Furcht vor den Römern und der Verachtung gegen ihren feigen Beherrscher, wußten sie nicht, welche Parthei sie ergreifen sollten. Aber einige Stunden nachher kam schon von Chosrou ein Eilbote mit dem Befehle an, daß das ganze Heer ihm folgen, und zwischen den fliehenden Monarchen und den ihn verfolgenden Römern sich werfen sollte. Guadarazpes, welcher nach Rhazates Tod die oberste Feldherrnstelle erhalten hatte, brach nun mit dem Heere, dessen größte Stärke wohl in seinen zwei hundert Elephanten bestanden haben mag, unverzüglich auf, ging über den Arba zurück, marschirte den Fluß hinab, zerstörte unter Weges alle über den reissenden Strom führende Brücken, und nahm beim Ausfluß desselben in den Tigris eine gut gewählte, Ctesiphon, Persiens eigentliche Hauptstadt, hinreichend deckende Stellung. Nur von seinem Serail und einigen Sklaven begleitet, setzte indessen Chosrou seine Flucht fort. Er hatte den Weg nach Ctesiphon eingeschlagen, und brachte die erste Nacht in einer der elendesten Bauernhütten zu, deren Eingang so niedrig war, daß der König, der vielleicht in seinem Leben sich noch nicht gebeugt hatte, nicht anders als auf Händen und Füßen kriechend in dieselbe hineinkommen konnte. Als man einige Tage nachher dem Kaiser Heraklius diese ärmliche Herberge eines Monarchen zeigte, für dessen Stolz unlängst noch ganz Asien nicht Raum genug hatte, ward er tief gerührt.

schenkte sogar dem Schicksal seines einst so gefürchteten und jetzt so tief gesunkenen Gegners eine Thräne, wenn anders dieselbe nicht eher einer ernsten Betrachtung über die Vergänglichkeit aller menschlichen Größe, als dem Unglück des Chosrou geweiht war. — Am Morgen des vierten Tages kam der flüchtige König in Ctesiphon an; aber eingedenk der von Wahrsagern ihm einst gegebenen Warnungen, verließ er nach wenigen Stunden schon wieder die alte Hauptstadt seines Reiches, und ging nach Selencia, westwärts des Tigris. Jetzt athmete Chosrou wieder freier, denn nun wußte er zwei reissende Ströme und ein persisches Heer zwischen sich und den Römern. Indessen behielt er doch blos seinen jüngsten Sohn Medarses und drei seiner liebsten Frauen bei sich, die Uebrigen schickte er nach dem, von seinem Großvater Rouschirvan erbaueten neuen Antiochien.

13. Drei Tage nach der heimlichen Abreise oder vielmehr Flucht des Chosrou von Dastagerde, kam Heraklius mit seinem Heere in diesem, Alles an Pracht und Reichthum übertreffenden königlichen Sitze an. Unermeßlich war die Beute. Vieles hatte zwar Chosrou schon hinwegbringen lassen, aber demungeachtet übertraf das, was die Römer noch fanden, bei weitem selbst ihre kühnsten Erwartungen; denn hier wurde der größte Theil der Schätze des Chosrou aufbewahrt, und wollen wir den arabischen Schriftstellern einigen Glauben beimessen, so wurden jährlich, nach heutigem Gelde, über zwei Milliarden Gulden in den königlichen Koffern zu Dastagerde niedergelegt. Ganze Säcke voll Gold, Silber und Juwelen, eine unzählbare Menge der prächtigsten, in Gold gestickten und mit den edelsten Steinen besetzten Gewänder, ein ungeheurer Reichthum an den kostbarsten Meubeln; kurz, Alles, was der ausschwei-

fendste orientalische Luxus sich nur wünschen konnte, war hier aufgehäuft und ward jetzt der Plünderung der Soldaten überlassen. Was nicht fortgebracht werden konnte, ward zerstört oder verbrannt. Die lachenden, wollustathmenden Gärten und Parken, belebt durch alle Gattungen von Thieren, welche die Luft und die Wälder dreier Welttheile bevölkern, wurden in Einöden verwandelt, und das prachtvolle Schloß, mit allen dazu gehörigen Gebäuden, sammt allen Bildern, Statüen und Kunstwerken, den Flammen übergeben. Aber ungleich mehr, als diese strenge Uebung des Vergeltungsrechts, verherrlichte den Ruhm des Heraklius die Erlösung vieler Tausend, aus Edessa, Amida, Alexandrien und andern Städten hieher in die Gefangenschaft geschleppter Christen, so wie die Wiedererbeutung von drei hundert römischen Fahnen und Standarten: bisher eben so viele persische, über die Römer errungene Trophäen.

14. Nach mehrern Tagen der Ruhe verließ Heraklius mit seinem Heere wieder Dastagerde. Seine Absicht war, über den Arba zu gehen, und dem Guadaraspes ein Treffen zu liefern. Aber die zur Recognoscirung des Flusses ausgeschickten Partheien brachten dem Kaiser die unangenehme Kunde, daß die Perser alle Brücken abgebrochen hätten, auch in dem reissenden Strom nirgends eine Furt zu entdecken sey. Heraklius marschirte nun den Arba wieder aufwärts, zog sich nach Scherzour, an den Fuße der Gebirge von Kurdistan zurück, weilte hier einige Tage, und ging dann, wegen der geringen Subsistenzmittel, welche die umliegende Gegend ihm darbot, nach der, dem Leser schon bekannten Stadt Ganzaca in Medien. Heraklius hatte hiezu keine Zeit zu verlieren; denn er mußte den Berg Zara übersteigen, und man war schon in der zweiten Hälfte

des Monates, gegen dessen Ende es jährlich sechs und dreißig Tage lang in diesem Gebirge unaufhörlich schneit, und die alsdann sich aufthürmenden, ungeheuern Schneemassen dasselbe völlig unzugänglich machen. Durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen gewann Heraklius der jährlichen stürmischen Schnee-Periode einige Tagmärsche ab und kam noch glücklich über Gebirge, in welchen, nur acht Tage später, sein ganzes Heer beinahe zu Grunde gegangen seyn würde.

15. Auch jetzt noch stand es in Chosrous Macht, dem schrecklichen Schicksale, das ihn erwartete, sich zu entziehen, seine alten Tage ruhig und im Frieden auf dem Throne und in der Mitte seiner drei tausend Frauen zu beschließen. Heraklius hatte ihm abermals wieder Friedensanträge, und zwar sehr ehrenvolle Friedensanträge gemacht. In seinem Schreiben bittet der mit Sieg gekrönte Kaiser den König, sich doch seiner eigenen Unterthanen zu erbarmen, ihm selbst und den Römern die schmerzhafte Empfindung zu ersparen, Persiens schönste Provinzen mit Feuer und Schwert verheeren zu müssen. Nicht um Eroberungen zu machen, noch viel weniger um den Chosrou zu entthronen, sondern blos um die ehemaligen Grenzen des römischen Reiches wieder zu erkämpfen, sey er mit seinem siegenden Heere bis nach Dastagerde gedrungen. — Leider hatten alle bisherigen Unfälle den Enkel des Nouschirvan noch nicht weise gemacht. Der Rückzug des Kaisers hatte Chosrous gesunkenen Muth schon wieder etwas belebt; zugleich aber auch dessen Stolz und Uebermuth auf das neue wieder geweckt. Das bisher vor Chalcedon gestandene Heer des Sarbar rückte, wie er wähnte, in Eilmärschen zu seiner Hülfe heran, und jenes, welches unter Guadaraspes unfern von

Ctesiphon im Lager stand, erhielt durch die vielen, zu ihm stoßenden Hülfsvölker, täglich neue Verstärkung. Auf diese zwei Heere stützten sich Chosrous Hoffnungen, und der verblendete, bejammernswerthe Greis ahndete nicht, daß das erstere dieser beiden Heere die Fahne der Empörung bereits schon erhoben, und das andere, sie zu erheben jeden Augenblick bereit sey.

16. Gleich nach dem Entsatz von Constantinopel und bevor noch Heraklius in Assyrien eingerückt war, hatte Chosrou dem Sarbar Befehle geschickt, die Belagerung von Chalcedon aufzuheben, mit seinem Heere in den angestrengtesten Märschen Persien zu Hülfe zu eilen. Dieser Brief ward von den Römern aufgefangen und Heraklius unterschob demselben nun eiligst einen andern, in welchem Chosrou seinen Feldherrn den bestimmtesten Befehl ertheilt, seine Stellung unter keinem Vorwand zu verlassen, und überhaupt nicht eher vor ihm zu erscheinen, als bis er ihm die Schlüssel von Constantinopel überreichen könnte. Sarbar, der an der Aechtheit des Briefes nicht zweifelte, blieb also in seinem Lager. Aber Chosrou, der den ihm gespielten Betrug nicht ahndete, gerieth in den größten Zorn gegen seinen Feldherrn; der vermeintliche Ungehorsam desselben schien ihm ein Akt der Empörung, mithin Sarbar des Todes schuldig, und dem Katarigan *) des Heeres vor Chalcedon ward nun unverzüglich der

*) Katarigan ist nicht der Name einer Person, sondern ein Ehrentitel, welchen bei den Persern der jedesmalige erste Unterfeldherr in einem Heere führte, und der auch, sobald den Oberfeldherrn ein Unglück traf, sogleich und ohne fernere Weisung vom Hofe zu erwarten, den Oberbefehl über das gesammte Heer übernahm.

Befehl zugefertiget, den Sarbar in der Stille verhaften und hinrichten zu lassen, dessen Kopf nach Dastagerde zu senden, den Oberbefehl über das Heer selbst zu übernehmen und dann eiligst mit demselben nach Persien zurückzukehren. Aber auch dieser Brief ward von den Römern, und zwar in der Nähe von Constantinopel aufgefangen, mithin der Regentschaft überbracht, und Constantin, des Heraklius Sohn, hatte die Klugheit, denselben ungesäumt durch einen Herold, nicht an den Katarigan, sondern unmittelbar an den Sarbar selbst zu senden. Als der Perser sein eigenes Todesurtheil las, beschloß er sogleich, durch förmliche Empörung, demselben zuvorzukommen. Um aber auch das ganze Heer in sein Interesse zu ziehen, schaltete der verschmitzte Satrape zu seinem, dem Tode geweiheten Namen noch die Namen von hundert der vornehmsten Officiere des Heeres ein; versammelte hierauf den großen Kriegsrath, las den Brief des Chosrou vor, und fragte dann in voller Versammlung den Kadarigan, ob er wohl noch gesonnen sey, die blutigen Befehle ihres Tyrannen zu vollziehen. Einstimmig ward Chosrou für einen undankbaren, grausamen, des Thrones unwürdigen Tyrannen erklärt. Nicht der edle und tapfere Kaiser Heraklius, hieß es, sondern Chosrou selbst sey der ärgste, unversöhnlichste Feind der Perser. Mit Constantinopel ward unverzüglich ein besonderer Vertrag geschlossen, und das ganze Heer brach auf, um das dem Tyrannen gefällte Urtheil zu vollziehen.

17. Während jetzt aus der Ferne ein empörtes Heer gegen Chosrou heranzog, erhob sich gegen denselben ein noch ungleich gefährlicherer Feind, als Sarbar, in dem Innern von Persien selbst. — Sorgen jeder Art, Wuth und Verzweiflung und besonders der Gram über seine zerstörten prachtvollen Pa-

läste und geplünderten Schätze hatten Chosrou in Seleucien auf das Krankenlager geworfen. Unter den empfindlichsten Gichtschmerzen, die ihn Tag und Nacht quälten, fühlte er sich einige Mal dem Tode nahe, und gerieth nun auf den Gedanken, seinem jüngsten Sohne Medarses, den er mehr als alle seine übrigen Söhne liebte, den Thron von Persien zu hinterlassen, und um diesen ihm zu sichern, ihn jetzt schon in Ctesiphon krönen, und ihm von allen dort versammelten Großen des Reiches huldigen zu lassen. Trotz seiner Abneigung gegen Ctesiphon, beschloß Chosrou dennoch dahin zu gehen, um durch seine Gegenwart die Krönungsfeier seines Lieblings zu verherrlichen. Alle Vorbereitungen zu dieser Reise wurden gemacht; um sie anzutreten, ward blos noch die völlige Genesung des Königes erwartet, und der alte Chosrou, bisher an blinde Unterwürfigkeit gewöhnt, ahndete nicht von weitem, daß ein gemeiner, unbekannter, in Dürftigkeit lebender persischer Edelmann jetzt die Klippe seyn würde, an welcher bald alle seine Plane scheitern sollten.

18. Dieser Edelmann hieß Samata. Vor mehrern Jahren war er bei Chosrou in Ungnade gefallen, aller seiner Güter von demselben beraubt worden. Durch einen Zufall erfuhr derselbe früher als Andere das Geheimniß des Königs, verließ demnach ganz in der Stille Seleucien, und eilte nach Mahußa, wo Chosrou seinen ältesten Sohn, Cobad Schiroujeh *), in Banden hielt. Ver-

*) Bei den Griechen und Römern heißt er Siroes, persische und arabische Schriftsteller aber nennen ihn Schiroujeh. — Das Verfälschen und Entstellen fremder, besonders sehr entfernter, durch Sprache, Religion und Cultur völlig verschiedener Völker ist eine eben so gewöhn-

sehen mit einem, von ihm selbst geschmiedeten und mit der künstlich nachgemachten Handschrift des Königs unterzeichneten Befehle, ging Samata zu dem Befehlshaber der Stadt, zeigte diesem die falsche Urkunde vor, sprengte nun ohne große Mühe die Thore des Gefängnisses, in welchem Schiroujeh lag, und entdeckte dem Prinzen das ganze Vorhaben seines Vaters. Von einigen seiner vertrautesten Freunde begleitet, eilte Schiroujeh, ohne einen Augenblick zu verlieren, nach Ctesiphon. Viele Satrapen und Große des Reiches waren auf Chosrous Ruf schon in der Stadt versammelt; aber der König selbst, der seiner, noch nicht völlig erstarkten Gesundheit wegen, nur sehr langsam reisen mußte, ward erst nach einigen Tagen erwartet. Unter den anwesenden Satrapen befanden sich viele, die, auf mancherlei Weise von Chosrou mißhandelt oder beraubt, und dessen Tyrannei längst schon müde, mit Sehnsucht einer Regierungsveränderung entgegen sahen. An diese wandte sich jetzt Schiroujeh, klagend über die Ungerechtigkeit seines Vaters, der ihm des Rechtes der Erstgeburt berauben, die Krone auf das Haupt des jüngsten seiner Brüder setzen wollte. Unter den glänzendsten Versprechungen foderte er nun die Satrapen auf, seine Gerechtsamen zu vertheidigen, Persiens Reichsgrundgesetze aufrecht zu erhalten.

---

liche als allgemeine Sache; und wenn bei den Griechen und Römern persische oder arabische Namen kaum mehr kennbar sind, so ist es auch nicht weniger schwer, die wahren Namen der Abendländer in den persischen und arabischen Geschichtbüchern wieder zu finden; so z. B. nennt Abulfaradsch, in seiner Erzählung von den Kreuzzügen, den Grafen Balduin Bardawill, Gottfried (von Bouillon) Gondophri, den Grafen von St. Gillas Saksal rc.

19. Mehr Haß und Abscheu gegen Chosrous Tyrannei, als Schiroujehs lockende Verheißungen, zogen beinahe alle anwesenden Satrapen in das Interesse des Prinzen. Niemand war mehr zu fürchten, als blos Guadaraspes und dessen Heer, dessen Gesinnungen zu erforschen, man bis jetzt noch nicht gewagt hatte. In dem Rath der Verschwornen ward beschlossen, daß der Prinz ohne weiters den königlichen Titel annehmen, und von seinen Freunden begleitet und mit allen Insignien der königlichen Würde geschmückt, sich dem Heere des Guadaraspes zeigen sollte. Würde das Unternehmen mislingen; so hätte er ja noch immer Zeit, durch schleunige Flucht zu dem Kaiser Heraklius in dessen Lager bei Ganzaca sich zu retten. Schiroujeh, der, weil er nichts mehr zu verlieren hatte, nun Alles auch wagen durfte, befolgte sogleich den Rath seiner Anhänger. Vom König Cobad Schiroujeh unterzeichnet, erschien nun unverzüglich eine Proclamation an die persische Nation; und da Versprechen nichts kostet, so versprach auch der neue König Alles, was nur immer die Perser, zu welcher Classe sie gehören mochten, sich längst schon gewünscht hatten: den Satrapen und Großen des Reiches erhöhetes Ansehen und erweiterte Gewalt; dem Heere bedeutende Vermehrung seines Soldes; den Beraubten Wiedererstattung ihrer Güter; den Verbannten und Gefangenen Freiheit und sichere Rückkehr, den Christen ungestörte Ausübung ihrer Religion; und ganz Persien augenblicklichen Frieden und große Verminderung aller Steuern und Abgaben. — Chosrou hatte längst schon aufgehört, in den Herzen seiner Unterthanen zu herrschen. Sobald die Proclamation erschien, fielen Ctesiphons Einwohner und alles Volk in der ganzen Gegend dem neuen Beherrscher zu; und als Schiroujeh mit dem Diadem um die Stirne sich in dem Lager zeigte,

ward er auch dort mit frohem Zuruf begrüßt, und ihm von Guadaraspes und dem ganzen Heere gehuldiget.

20. In einer weichen Sänfte, von Kameelen getragen, näherte sich indessen Chosrou in langsamen Schritten einer Stadt, die schon nicht mehr seine, sondern eines Andern Hauptstadt war; nicht ahndend, daß derjenige, den er noch immer in Banden zu halten glaubte, sich seiner Krone schon bemächtiget hätte. Erst ganz nahe bei Ctesiphon erfuhr er Schiroujehs Empörung und dessen Anerkennung als König von dem Heere, dem Volke und allen Großen des Reiches. Der bejammernswerthe, obgleich verächtliche Greis wollte jetzt fliehen, und zwar fliehen, ohne zu wissen wohin; auch kam er auf seiner Flucht nicht weit; denn schon ungefähr zwei Stunden von Ctesiphon ward er von persischen Bauern angehalten, gebunden und als Gefangener nach jener Stadt gebracht, vor welcher seine Astrologen oder Wahrsager, wie erzählt wird, ihn einst so oft und so dringend gewarnt hatten. Vor den Augen des unglücklichen Vaters wurden nun dessen jüngster Sohn Medarses und noch fünfzehn seiner übrigen Söhne erwürgt. Er selbst ward zum Hungertode verdammt, aber gleich am folgenden Tage von einem persischen Edelmann, nicht ohne einen demselben von Schiroujeh gegebenen Wink, in dem Gefängniß ermordet *).

21. Sobald Schiroujeh sich nur einigermaßen auf dem Throne befestiget sah, sandte er einen seiner ersten Beamten nach Ganzaca mit einem Briefe an

*) Man sehe der Fortsetzung sechsten Band, Abschnitt 10. §. 51.

seinen Bruder, den Kaiser. Er meldete demselben den Tod seines Vaters, seine eigene Thronbesteigung und äußerte darin das sehnlichste Verlangen, die ehemaligen freundschaftlichen Verhältnisse zwischen beiden Reichen wieder herzustellen, mit den Römern ein ewiges Bündniß zu schließen, fester und dauerhafter, als Erz oder Marmor. Da die Gebirge wegen des häufig gefallenen Schnees noch unwegsam waren, verweilten die persischen Gesandten einige Zeit am Fuß desselben; und Schiroujeh, ungeduldig, die Verhandlungen sich in die Länge ziehen zu sehen, vielleicht auch nicht ganz ruhig wegen des noch ungewissen Erfolges derselben, schickte nun eine zweite Gesandtschaft mit einem, dem vorigen ähnlichen Schreiben nach Ganzaca. Am 3. April überreichten endlich die Gesandten ihre Briefe. Höchst willkommen waren dem Kaiser die darin enhaltenen Nachrichten. Er selbst entwarf auf der Stelle die Friedensbedingungen; aber zu großmüthig, um gegen ein von außen und innen erschüttertes Reich die Rechte des Siegers geltend zu machen, foderte Heraklius blos die Wiederherstellung der ehemaligen Reichsgrenzen, dann die Auslieferung der in den Händen der Perser noch befindlichen Gefangenen und römischen Fahnen, und endlich die Zurückgabe des von Sarbar aus Jerusalem hinweggeführten heiligen Kreutzes; unstreitig die kostbarste, schönste und glorreichste von allen, durch des edeln Kaisers Tapferkeit errungenen Trophäen. — Mit dem Entwurf des Vertrages ward Eustatius, Kanzler des Heraklius, mit den zurückkehrenden persischen Gesandten nach Ctesiphon geschickt; und Schiroujeh, welcher keinen sehnlichern Wunsch hatte, als Friede mit den Römern, zögerte keinen Augenblick, denselben zu unterzeichnen. Dem vierundzwanzigjährigen, mit leidenschaftlicher Erbitterung geführten Kriege, in wel-

chem gegen viermal hundert tausend römische Soldaten unter dem Schwert der Perser fielen, Asiens blühendste Städte ein Raub der Flamme wurden, und welcher Entvölkerung und Verödung und sichtbaren Verfall des Ackerbaues und der Künste zur Folge hatte, machte nun der Friede von Ganzaca ein Ende. Jeder der kriegführenden Theile erhielt die, ihm von dem Andern entrissenen Städte und Provinzen zurück; und nach einem Kriege, in welchem die zwei mächtigsten Reiche des Erdbodens sich gegenseitig alle Haupt-, Puls- und Blutadern durchschnitten hatten, wurden die Grenzmarken weder des einen noch andern Theils auch nur einen Schuhbreit verrückt.

XV.

1. Nach sechsjähriger Abwesenheit und so vielen, nun glücklich überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten sehnte sich Heraklius jetzt wieder nach seiner Hauptstadt und in den Schoß seiner Familie zurück. Schon unter dem 4. April hatte der Kaiser seinen Sohn, den Heraklius-Constantinus und den Senat von dem glänzenden Erfolge seines letzten Feldzuges, von Chosrous Tode und dem mit dessen Nachfolger geschlossenen Frieden in Kenntniß gesetzt. Die frohe Botschaft kam am 15. Mai in Constantinopel an. Es war gerade der erste Tag des heiligen Pfingstfestes. Von der Kanzel herab ward in der großen Sophienkirche, nach beendigtem Gottesdienste, dem Volke der Brief des Kaisers von dem Patriarchen vorgelesen. Heraklius beginnt sein Schreiben mit den Worten des gekrönten Psalmisten, in welchen dieser den Erdkreis auffordert, sich in dem Herrn zu freuen, Dessen Namen, Weisheit, Güte und Allmacht

zu preisen u. s. w. *). Er kömmt hierauf auf die Entthronung und den Tod des Chosrou, und indem er die Frevel des vatermörderischen Sohnes schweigend übergeht, erblickt er in dem Untergange des Chosrou blos die strafende Hand der Allmacht. Ueber den Frieden und alle denselben begleitende, größtentheils geringfügige Nebenumstände, wie z. B. die Namen der persischen Gesandten, die Ursache ihrer um ein paar Wochen verzögerten Ankunft in Ganzaca, deren Verweilen am Fuße des Gebirges u. s. w., verbreitet sich der Kaiser sehr umständlich, und schließt endlich sein Schreiben mit der Versicherung, daß er nächstens zurückkommen werde, daher alles Volk ermahnt, zu Gott zu flehen, daß dessen schützende Hand ihn glücklich in die Mitte seiner treuen Hauptstadt zurückführen möge.

2. Man kann nicht sagen, ja es hat nicht einmal einen Schimmer von Wahrscheinlichkeit, daß Heraklius von Schiroujeh's Verschwörung gegen seinen Vater unterrichtet gewesen, oder gar durch Gutheißen, durch Rath und Ermunterung daran Theil genommen habe. Waren auch jene Zeiten längst vorüber, wo die Majestät des römischen Namens es unter ihrer Würde hielt, um Roms Feinde zu besiegen, mit Verräthern und Empörern in Bund zu treten; so ist doch Heraklius edler Charakter weit über jeden Verdacht erhaben, zu einem Verbrechen, vor welchem die Natur zurückschaudert, hülfreiche Hand geboten zu haben. Das Einzige, was man ihm zum Vorwurfe machen kann, ist eine, beinahe

---

*) Exultate Deo omnis terra; servite Domino in laetitia, introite in conspectu ejus in exultatione etc. (Chron. Pasch. pag. 392. Edit. Paris.)

unmäßige Freude über den Tod seines Feindes; eine Freude, die in seinem Schreiben an den Senat beinahe aus jeder Zeile hervorleuchtet, und die wahrhaftig keinem Helden, und am wenigsten einem christlichen Helden geziemt. Ueberhaupt stößt man in diesem Schreiben auf manche Stelle, welche man in dem Briefe eines Monarchen, der nach sechs ruhmvollen Feldzügen seinem Volke den so lange ersehnten Frieden zum Geschenke macht, durchaus nicht finden müßte *). Aber welches Heldenleben ist von solchen Anomalien völlig rein?

2. Dem geschlossenen Vertrage zu Folge, durchreis'te nun Theodor, in Gemäßheit des, von seinem Bruder, dem Kaiser, erhaltenen Auftrages die Städte Aegyptens, Syriens und des römischen Mesopotamien; alle, welche noch von Persern besetzt waren, wurden den Römern übergeben, und die persischen Besatzungen erhielten ehrenvolles Geleite bis an die Grenzen ihres Landes. — Heraklius war indessen mit seinem Heere von Ganzaca aufgebrochen; aber nicht mehr wie sonst, hatte er jetzt Lust, seine Märsche zu beflügeln; langsam ging der Zug durch Armenien und die Provinzen Kleinasiens. In der Burg Theman hielt der Kaiser sich mehrere Tage auf; er bestieg den Berg Giurdi, den höchsten Punkt der Gordyäischen oder Curdischen Gebirge, weil, der allgemeinen Sage nach, es hier war, wo Noahs Arche stille stand; auch Theman der erste Wohnsitz der Noahischen Familie nach der Sündfluth gewesen seyn soll.

---

*) Z. B. da, wo Heraklius von des Chosrou's ewiger Verdammniß, gleichsam wie von einem in dem Frieden stipulirten Artikel spricht. «Abiit per viam Judae Iscarictae - - - abiit in ignem non extinguendum, paratum Sathanae et aequalibus ejus.» —

3. Auch in Amida und allen andern bedeutenden Städten Armeniens und Kleinasiens hielt Heraklius sich lange auf. Der zerrüttete innere Zustand der Länder erfoderte oft die Gegenwart des Kaisers auf mehrere Wochen; und überall war derselbe nun beschäftiget, Ordnung in der Verwaltung wieder herzustellen, die dringendsten Bedürfnisse der Provinzen kennen zu lernen, das Elend der Einwohner, so viel möglich, zu lindern und überhaupt solche Verordnungen zu machen, welche wenigstens nach und nach die den Ländern, durch den langen Krieg geschlagenen Wunden, wieder heilen könnten. In den ersten Tagen des Septembers kam er nach Hierapolis; und hier war es, wo er die unerwartete Nachricht erhielt, daß Schiroujeh an der Pest gestorben sey. Der plötzliche und frühzeitige Tod des jungen Fürsten öffnete in Persien der blutigsten Anarchie alle Thüren und Thore. Gleich den Schattenbildern einer magischen Laterne folgten sich in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren mehr als 10 bis 12 Könige auf Persiens Thron; durch Gift und Dolch schwangen sie sich auf denselben, und durch Gift und Dolch wurden sie von demselben wieder herabgestürzt. Unter diesen ephemeren Königen befand sich auch Sarbar, der dem Leser nur zu gut schon bekannte persische Feldherr. Wie es scheint, streckte er schon zu den Lebzeiten Chosrous, von dessen Töchtern er eine zur Gemahlin hatte, die Hand nach der Krone von Persien aus; denn als er mit seinem aufrührischen Heere von Chalcedon aufbrach, um seinen Schwiegervater in Persien vom Throne zu stürzen, schrieb er an Heraklius einen Brief, in welchem er in den rührendsten Ausdrücken, wegen des vielen den römischen Provinzen zugefügten Uebels den Kaiser um Verzeihung bat; nicht ihm, sagte er, sondern dem Tyrannen, der Persien beherrsche und unter-

drücke, müsse man dasselbe zuschreiben; werde er aber je zur Herrschaft gelangen, so sey er bereit, allen Schaden zu ersetzen; sollte es ihn auch alle Schätze Persiens kosten; wolle der Kaiser ihn mit seinem Wohlwollen beehren; so werde er in ihm stets einen seiner treuesten und wärmsten Diener und Anhänger finden. — Heraklius, gerührt von solchen Beweisen der Anhänglichkeit, versicherte den Satrapen seiner Achtung und Freundschaft. In der sichern Voraussetzung also, daß Heraklius und die Römer seine Thronbesteigung als ein, dem römischen Reiche ersprießliches Ereigniß betrachten, mithin auch sich des schwachen Restes des Hauses der Sassaniden gar nicht annehmen würden, überfiel Sarbar den kaum siebenjährigen Ardschir (Artaxerxes), Schirouiehs Sohn, ließ ihn hinrichten, und bestieg nun selbst den persischen Thron, jedoch blos um schon nach zwei Monaten ihn wieder auf die nämliche Art, wie er ihn erlangt, sammt seinem Leben zu verlieren. Wie der Leser schon weiß, dauerte dieser Zustand von Revolution und Gegenrevolution mehrere Jahre fort, bis endlich die schwärmerische Tapferkeit von Mohameds Glaubensboten dem Kampfe der Partheien in Persien ein Ende machte, und die Perser, in der völligen Unterjochung ihres Reiches unter arabischer Herrschaft, wieder Einigkeit, Ruhe und Sicherheit fanden.

4. Von Ganzaca bis Constantinopel war Heraklius Rückkehr ein ununterbrochener Triumphzug. Ungeduldig, weil lange und fruchtlos, hatte Constantinopel seinen Kaiser erwartet. Endlich ward der Stadt die frohe Botschaft, daß Heraklius nicht mehr ferne von Chalcedon sey. Constantin, der Patriarch Sergius und die höchsten Beamten des Reiches gingen dem Kaiser jenseits des Bosphorus ent-

gegen. Rührend war, nach langer gefahrvoller Trennung, die Scene des Wiedersehens zwischen Vater und Sohn. Constantin warf sich zu den Füßen seines Vaters, dieser hob ihn auf, drückte ihn mit Zärtlichkeit an seine Brust, und die Thränen, die über die Wangen beider rollten, entlockten auch jedem fremden Auge eine nicht minder geheiligte Thräne. Der Senat, die ganze Geistlichkeit und alles Volk standen in Feierkleidern, mit Oel- und Palmzweigen und zahllosen brennenden Fackeln an dem diesseitigen Ufer und sangen Hymnen zur Ehre des wiederkehrenden Helden. Grenzenlos war der Jubel, als der Kaiser an das Land stieg, und die Gebirge jenseits des Golphs wiederhallten lange von dem freudigen Zurufe einer zahllosen Menge, von ihren unaufhörlich wiederholten Glück- und Segenswünschen, diesmal der wahre unverfälschte Ausdruck der reinsten und wärmsten Gefühle eines treuen Volkes. Auf einem Wagen, von vier Elephanten bespannt, hielt Heraklius durch das goldene Thor seinen triumphirenden Einzug durch die Straßen der Stadt. Siegeslieder ertönten rings umher; aber unmittelbar vor dem Wagen des Kaisers schwebte in höherm Glanze die herrlichste aller errungenen Trophäen, nehmlich das wahre Kreuz des Erlösers, dieses einst mit dem Blute Jesu gefärbte, ewig über alle feindliche Mächte triumphirende Zeichen unsers Heils. — Ein nicht minder reiner, obgleich geräuschloserer Genuß erwartete den Kaiser in dem Innern seines Pallastes. Heraklius Mutter lebte noch; zärtlich liebte sie ihren Sohn, noch zärtlicher ward sie von demselben geliebt. An der Seite der nicht minder geliebten Gemahlin empfing sie den Helden, dem sie einst das Leben gab. Sprachlos war die Wonne der ersten Umarmung; ein Strom von Thränen erleichterte endlich die, von den schönsten und süßesten Ge-

fühlen geschwellte Brust der Mutter; und sicher war für die ehrwürdige Matrone der Augenblick, in welchem sie ihren mit unverwelklichen Lorbeeren gekrönten Sohn zum erstenmal wieder an ihr liebendes Herz drückte, der schönste ihres ganzen Lebens.

5. Durch eine Reihe glänzender Feste ward nun die Rückkehr des Kaisers gefeiert. Den Hof und das Volk ergötzten in dem Cirkus mehrere Tage nach einander alle Gattungen von Spielen, und diese verherrlichte jedesmal auch die Gegenwart des Kaisers. Der Gedanke an seine ausgestandenen Gefahren, an seine persönlichen Heldenthaten, an seine glorreichen Siege, und die Narben ehrenvoller Wunden, die die männliche Schöne seiner Gesichtszüge noch mehr erhöheten, und der natürlichen Majestät, die seine ganze Person umfloß, einen noch höhern Zauber verliehen, kurz, Alles steigerte die Liebe und Verehrung des Volkes bis zum feurigsten, selbst oft ausschweifendsten Enthusiasmus. In frohem Taumel und einem ununterbrochenen Wirbel von Freuden wurden nun ganz Constantinopel und alle Stände der Nation ein und zwanzig Tage lang herumgetrieben; und wenn es jetzt natürlicher Weise an Kraft wie an Zeit zu ernstern Betrachtungen gebrach, und jene enthusiastische Liebe und Verehrung nun bisweilen an göttliche Anbetung grenzten, mithin in Thorheit und Unverstand übergingen; so gebietet doch die Billigkeit, daß man dergleichen Verirrungen unter solchen Umständen mit Nachsicht beurtheile. *)

*) Was die beiden Artikel: Thorheit und Unverstand betrifft; so war dieß eine Waare, die jetzt vorzüglich Dichter und Lobredner im Ueberfluß feilboten. Natür-

6. Aber ein noch weit schönerer und dauerndeRer Triumph erwartete in dem folgenden Jahre den Kaiser Heraklius in Palästina. Die Heiligste aller Reliquien durfte in Constantinopel nicht bleiben, mußte durchaus in die heilige Stadt und in die, indessen über dem Calvarienberg wieder theils neu auferbaute, theils wiederhergestellte Kirche gebracht werden. Heraklius sah ein, daß es sich gezieme, ja daß es unerläßliche Pflicht für ihn sey, ein so großes, frommes und heiliges Werk, an welchem die ganze Christenheit den wärmsten Antheil nahm, in eigener Person zu verrichten. Mit einem ungemein zahlreichen und glänzenden Gefolge reiste also gleich im Anfange des Frühjahres (629) Heraklius von Constantinopel nach Palästina ab. In Neapolis, dem alten Sichem, nahm der Kaiser mit seinem ganzen Gefolge die Wohnung in dem, einem Palaste ähnlichen Hause eines ungemein reichen Juden, Namens Benjamin. Um seinen erhabenen Gast nach Würde zu empfangen, hatte der Jude Alles, was in seinen Kräften lag, erschöpft. Heraklius gab ihm sein Wohlgefallen darüber zu erkennen. Aber während der Tage, welche

---

lich fiel auf den edeln Kaiser ein schwerer Platzregen von lauter Heldengedichten und Lobreden, in welchen gewöhnlich zuerst Moises, Daniel, Hercules rc. erscheinen; da aber alle diese großen Männer des alten Bundes, wie die Helden der Fabel, mit dem Heraklius, wie es sich von selbst versteht, durchaus keine Vergleichung aushalten konnten; so wird am Ende eine Parallele gezogen] zwischen Gott dem Vater und dem Kaiser Heraklius, zwischen den sechs Schöpfungstagen und den sechs Feldzügen des Kaisers; und da Gott am siebenten Tage ruhete, nun ebenfalls Heraklius ersucht, jetzt, wie es ihm gebühre, auch seinen Sabath zu feiern. — Bedarf es wohl noch einer weitern Probe?

der Monarch sich in der Wohnung dieses Juden aufhielt, erschienen vor ihm Abgeordnete von den Christen von Neapolis, und überreichten ihm gegen eben diesen Benjamin eine Denkschrift, in welcher sie denselben als den ärgsten und unversöhnlichsten Feind der Christen und des Christenthums bezeichneten. Von dem Kaiser darüber befragt, leugnete Benjamin nicht im mindesten die Wahrheit der Anklage, und gestand freimüthig und unumwunden, daß er sich in seinem Gewissen verbunden glaube, den Feinden seines Gesetzes allen Schaden zuzufügen, den er nur immer, ohne die von der Gesetzgebung ihm vorgeschriebene Grenzlinie zu überschreiten, ihnen zuzufügen im Stande sey. Auf der Stelle sprach Heraklius ihm das Urtheil; aber der Ausspruch des Kaisers zeugte von salamonischer Weisheit; er verurtheilte nehmlich den Benjamin, in dem Gesetze, welches er so sehr hassen und verfolgen zu müssen glaube, sich einige Zeit selbst unterrichten zu lassen. Ein vor einigen Jahren aus dem Judenthum zum Glauben an Jesum bekehrter, sehr frommer und einsichtsvoller Christ erhielt den Auftrag, den Genossen seines eigenen ehemaligen Wahns in der heiligen Lehre zu unterrichten. Gott segnete das Werk. Benjamin verschloß nicht länger mehr seine Augen dem, ihm nun leuchtenden Licht der ewigen, nie untergehenden Sonne der Wahrheit. Er ließ sich taufen, ward ein Christ, und blieb der Gnade, die ihn so erbarmungsvoll aufgesucht, bis an das Ende seines Lebens treu.

7. Aus seiner vierzehnjährigen Gefangenschaft in Persien war indessen der Patriarch Zacharias wieder in Jerusalem angekommen. Während seiner Abwesenheit hatte der Abt Modestus einstweilen die älteste Kirche der Christenheit verwaltet. Das erste

Geschäft des Heraklius, als er in die Stadt kam, war demnach, daß er den frommen Patriarchen auf dem, ihm gebührenden, bischöflichen Stuhl wiederherstellte. In Gegenwart des Kaisers, dessen Gefolges und einer Wolke von Zeugen, untersuchte nun der Patriarch die, vor vierzehn Jahren, auf den Kasten, in welchem die Perser ihren sacrilegischen Raub davon führten, von ihm aufgelegten Siegel seiner Kirche, erklärte eidlich, daß dieselben unberührt geblieben, und daß die in dem Kasten ruhende Reliquie, das wahre, von den Persern hinweggenommene Kreuz Jesu sey. — In feierlicher Prozession, welcher alle Christen aus Jerusalem und der Umgegend in endlosen Reihen sich anschlossen, trug nun der Kaiser, geschmückt mit allen Insignien kaiserlicher Majestät und, weil er es für die hohe Feier des Tages geziemend hielt, in einem prachtvollen purpurnen Gewandte, auf seinen Schultern das heilige Kreuz nach der vor der Stadt liegenden, über dem Calvarienhügel erbauten Kirche. Als aber der Zug an das, nach dem heiligen Berg führende Thor der Stadt kam, stand der Kaiser plötzlich stille; eine unsichtbare Gewalt hielt ihn zurück, trotz aller Anstrengung vermochte er nicht weiter zu schreiten. Der Kaiser und die ihm zunächst folgenden Großen, im höchsten Grade bestürzt über diese, ihnen unerklärbare Erscheinung, warfen ihre Augen auf den nicht ferne stehenden Patriarchen, und Zacharias erklärte nun dem Monarchen, daß, wenn er das Kreuz des Erlösers demselben nachtragen wolle, er auch dem von Herzen demüthigen, geduldigen, und sanfmüthigen Jesu, wenigstens dem äußern nach, ähnlich seyn müsse. Heraklius verstand den Sinn dieser Worte, legte unverzüglich sein Diadem, seinen Purpur, seine purpurne Schuhe, und alle Zeichen der Herrscherwürde ab, vertauschte sein von Juwe-

len und edeln Steinen strahlendes Kleid gegen das schlichte Gewand eines Pilgers, und hatte nun, so wie er die heilige Bürde wieder auf seine Schultern legte, sogleich auch den völligen, freien Gebrauch seiner kurz vorher unsichtbar gefesselten Glieder. Demüthig und barfuß trug der Kaiser das Kreuz des Erlösers den Berg hinan, brachte es in die Kirche und übergab es hier dem Patriarchen, der nach beendigtem feierlichen Gottesdienst, es in den dazu bestimmten heiligen Schrein verschloß. Das Andenken dieses glorreichen Tages feiert, unter dem Namen des Festes der Kreuzerhöhung, die römische Kirche auch jetzt noch jedes Jahr am 14. September *).

8. Nicht sowohl um den Triumph des Kreuzes zu erhöhen, als vielmehr um die Juden für die, zur Zeit der Eroberung Jerusalems durch die Perser, an den Christen begangenen Grausamkeiten zu bestrafen, erließ der Kaiser ein Gesetz, welches alle

*) Profangeschichtschreiber erwähnen zwar dieses Wunders nicht; aber man findet es in dem Rituale der Kirche, einer, wie wir uns schon oft überzeugt haben, sehr zuverlässigen Quelle. Bekanntlich vermag, nach den Regeln historischer Kritik, das Stillschweigen einiger Geschichtschreiber Nichts gegen das Zeugniß eines andern, nicht minder bewährten Schriftstellers. Da übrigens die Sache kein Dogma betrifft; so stehet es jedem Leser frei, die Erzählung auf sich beruhen zu lassen. Wir indessen müssen frei und offenherzig gestehen, daß die vielen, vollkommen bestätigten und außer Zweifel gesetzten, durch einzelne Partikeln des wahren Kreuzes, geschehenen Wunder für Uns einen Grund sehr hoher Wahrscheinlichkeit abgeben, daß es sehr wohl Gott gefallen haben könnte, bei jener feierlichen Gelegenheit das Kreuz seines Sohnes durch ein abermaliges Wunder seiner Erbarmung vor den Augen der ganzen Welt zu verherrlichen.

Juden aus Jerusalem verbannte und ihnen zugleich verbot, in dem ganzen Umkreise der heiligen Stadt, sich derselben niemals mehr, als höchstens auf eine Stunde zu nähern. Wir und mit Uns gewiß auch die Mehrsten unserer Leser werden diese Strafe für solche Unmenschlichkeiten nicht nur gerecht, sondern auch noch mild und schonend finden. Neuere Schriftsteller indessen nennen es eine Verfolgung der Juden; scheinen aber dabei zu vergessen, daß, wenn diese Verordnung des Kaisers Heraklius wirklich mit dem Namen einer Verfolgung gebrandmarkt zu werden verdient, nothwendig auch das an neunzig tausend Christen mit kaltem Blute vollbrachte Halsabschneiden nichts, als blos eine höchst verzeihliche Schwachheit der Juden gewesen seyn muß.

9. Auch Syriens nicht wenig zerrüttete Angelegenheiten erheischten auf einige Zeit die Gegenwart des Kaisers. Heraklius durchreiste demnach die ganze Seeküste und beehrte mit seinem Besuche auch alle nur einigermaßen bedeutende Städte in dem Innern des Landes, steuerte, so viel er konnte, den während eines langen, verheerenden Krieges eingerissenen Unordnungen, gab bei dieser Gelegenheit zu Edessa die, von Chosrou den Katholiken genommene und den Nestorianern angewiesene Kirche den Erstern wieder zurück und verbannte die Letztern aus der Stadt, machte eine Menge theils mehr theils minder weiser Verordnungen, besprach sich öfters, und leider vielleicht nur zu oft, mit Bischöfen über Religion und den Zustand ihrer Diöcesen, und überließ überall, wo er hinkam, Spuren der Milde und aufrichtigen Sorgfalt für das Wohl seiner Völker. Nach Constantinopel, war jedoch Heraklius gesonnen, schon in dem nächsten Jahre wieder zurückzureisen. Aber Ereignisse von der größten Wichtig-

keit, unerwartet und nicht zu berechnen in ihren Folgen, hielten ihn mehrere Jahre im Orient, mithin ungleich länger, als er geglaubt hatte, von seiner Hauptstadt entfernt. Diese Ereignisse jedoch, weil sie uns zu einigen Rückschritten in der Geschichte nöthigen, können uns erst in den später folgenden Abschnitten beschäftigen, und wir kehren demnach einstweilen wieder zu der speciellen Geschichte unserer heiligen Kirche und der Religion Jesu zurück.

XVI.

1. Nach siebenjähriger, segenvoller Regierung starb Bonifacius IV. am 8. Mai des Jahres 614. Der Name dieses Pabstes glänzt in der Reihe heiliger Päbste, und sein Tod betrübte die Kirche mehr, als alles Unglück, welches damals über das Abendland hereinbrach; mehr als Pest, Hungersnoth, anhaltende Erdbeben und furchtbare Ueberschwemmungen. Aber Gott tröstete seine Kirche durch die Wahl eines Nachfolgers, welcher seinem gottseligen Vorgänger weder in erleuchteter Einsicht, noch in Heiligkeit des Wandels nachstand; und am 13. November desselben Jahres bestieg Deusdedit, ein geborner Römer und Sohn eines Subdiacons, den durch Bonifacius Tod erledigten Stuhl des heiligen Petrus.

2. Es ist zu bedauern, daß die Geschichte uns von dem Pontificate dieses heiligen Pabstes nur Weniges überliefert hat; und zwar ist dieß um so mehr zu bedauern, da das Wenige, was wir von ihm wissen, uns den Verlust umständlicherer Nachrichten nur noch schmerzhafter fühlen läßt. Dem

römischen Martyrologium, dieser sehr zuverlässigen historischen Quelle zu Folge, gab Gott selbst, durch ein auffallendes Wunder, der Heiligkeit dieses Pabstes großes Zeugniß. Deusdedit nämlich begegnete einst in einer der Straßen Roms einem Aussätzigen, der sich ihm zu Füßen warf und um seine Fürbitte bei Gott ihn bat. Der Pabst erbarmte sich des Flehenden, trat zu ihm hin und umarmte ihn auf öffentlicher Straße, worauf derselbe sogleich rein ward und von seinem Aussatze völlig genaß *). Die ganze große, seiner Obhut anvertraute Heerde, Lämmer wie Schafe, weidete zwar Deusdedit sämmtlich in der Kraft des heiligen Geistes; aber die Erstern waren ganz vorzüglich ein Gegenstand seiner wahrhaft väterlichen Sorgfalt; er trug, nährte und wärmte sie an seinem Busen, und die große Liebe dieses heiligen Pabstes zu den Geistlichen, nicht blos der römischen Kirche, sondern aller rechtgläubigen Kirchen in allen Ländern, wird als ein ganz besonders, ihm vorzüglich eigenes Verdienst an ihm gerühmt. — Deusdedit erneuerte auch die Verordnung des heiligen Pabstes Leo des Großen, kraft welcher an Orten, wo die Kirche nicht Raum genug hatte, alle Gläubigen zu fassen, es gestattet war, an Sonn- und Festtagen, an demselben Tage und in der nämlichen Kirche das heilige Meßopfer zweimal darzubringen.

3. Gleich im ersten Jahre der Erhebung des heiligen Deusdedit auf den päbstlichen Stuhl (615) ward ein National-Concilium zu Paris gehalten. Neun und siebenzig Bischöfe aus allen, nunmehr

---

*) Tanti meriti fuit, ut leprosum osculo a lepra sanaverit. (Martyrol. Rom. VI. Id. Nov.)

unter Clothar II. wieder vereinten Provinzen Galliens waren auf demselben gegenwärtig. Von den versammelten Bischöfen wurden fünfzehn Canons verfaßt, welche beinahe sämmtlich auf die Freiheit der bischöflichen Wahlen und die Immunitäten der Geistlichkeit sich bezogen, und offenbar den Zweck hatten, das Einmischen des Hofes bei den Bischofswahlen, so wie auch die Eingriffe der Könige in die geistlichen Gerechtsamen wenigstens in Etwas zu hemmen. Nur der fünfzehnte Canon betraf die Juden, welchen verboten ward, Aemter zu bekleiden, welche sie zu obrigkeitlichen Personen der Christen machten. Würde ein Jude in Zukunft diesem Beschluß zuwiderhandeln und dennoch ein solches Amt annehmen, so sollte ihm unverzüglich das Sacrament der heiligen Taufe ertheilt werden *). — Sämmtliche Beschlüsse der Bischöfe wurden durch ein königliches Edikt bestätiget, welches sich jedoch hie und da einige Zusätze erlaubte, wie z. B. daß nach geschehener Wahl der neue Bischof nicht consecrirt werden dürfte, bis die königliche Bestätigung eingetroffen wäre. Diese und noch einige andere Modificationen erhielten dadurch gesetzliche Kraft, daß sie nachher von einem andern, bald darauf versammelten Concilium gutgeheißen und angenommen wurden.

4. Clothar II. hatte das Glück, in seinem Reiche und in seiner Umgebung nicht nur eine Menge

---

*) Man wird von selbst einsehen, daß dieses eine blose Drohung war. Die Väter des Conciliums wollten eigentlich sagen, daß, wenn ein Jude in Zukunft ein solches obrigkeitliches Amt annehmen sollte, die Kirche dieses als ein Zeichen, daß er ein Christ werden wollte, ansehen, mithin auch ihm sogleich die heilige Taufe ertheilen müßte.

Bischöfe und Aebte, sondern auch eine nicht minder große Anzahl Kriegs- und Geschäftsmänner zu besitzen, welche der Welt abermals bewiesen, daß wahre Frömmigkeit und die Uebung evangelischer Tugenden in jedem Stande und jedem Verhältniß möglich sind, Heldenmuth und kriegerische Tugenden eben so wenig schwächen, als die Thätigkeit in treuer Verwaltung anvertrauter Geschäfte unterbrechen. Von den Letztern erwähnen wir nur Pipins von Landen, welcher des Königes Majordomus war, und nachher sammt seiner Gemahlin Ittuburge und seinen beiden Töchtern Begga und Gertrudis von der Kirche den Heiligen zugezählet ward; ferner des Königs Schatzmeisters, des heiligen Desiderius, eines nach der damaligen Zeit sehr gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Mannes, und endlich des heiligen Arnulphs, der in seiner Jugend einer der treuesten Anhänger des Königs Theudebert war, aber nachher, als die ganze fränkische Monarchie unter Clothar II. vereiniget ward, in die Dienste dieses Königes trat. Arnulph war ein eben so erfahrner und tapferer Feldherr, als gewandter und einsichtsvoller Geschäftsmann. Clothar zog ihn bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten zu Rathe und beehrte ihn mit dem unbeschränktesten Vertrauen. Arnulph war verheirathet, und seine Gemahlin aus einer der ältesten und edelsten fränkischen Geschlechter; von seinen zwei Söhnen Angesisus und Clodoaldus ward der Erstere der Stammvater der zweiten französischen Dynastie und der Andere Bischof zu Metz. Ungeachtet seiner überhäuften Geschäfte und trotz der weltlichen Hoheit, die ihn umgab, fand Arnulph dennoch Zeit und Muse, dem Gebete und ernsten Betrachtungen obzuliegen, alle Pflichten der thätigsten Nächstenliebe zu erfüllen und den strengsten Bußübungen sich zu unterwerfen, und zwar nicht blos um seine Sinnlichkeit zu

tödten, sondern vorzüglich — was gewöhnlich einen noch schwerern Kampf kostet — um seinen eigenen Willen völlig in sich ersterben zu lassen. Im Besitz eines ungeheuern Vermögens, betrachtete er sich blos als den Verwalter, alle Armen aber als die wahren Eigenthümer desselben. Mit Ehrfurcht und Liebe hing jeder an ihm, der ihn kannte, und bekannt ward er jedem durch seine rastlos thätige Nächstenliebe, und zwar nicht blos am Hofe und in der Stadt, sondern selbst in den entferntesten Provinzen. Einstimmig begehrte daher alles Volk, als durch den Tod des Bischofes Papul der Stuhl von Metz erlediget ward, den Arnulph zum Bischof. Die Volksstimme hielt man für Gottesstimme; die Geistlichkeit fügte sich demnach dem Wunsche des Volkes und König Clothar bestätigte die Wahl. Arnulphs fromme Gattin hatte ihre Einwilligung gegeben, trennte sich daher jetzt von ihrem Gemahl, ging nach Trier, nahm dort den Schleier, und endete in einem Kloster ihr gottseliges Leben.

5. Obgleich auf den bischöflichen Stuhl erhoben, durfte dennoch Arnulph sich den Staatsgeschäften nicht entziehen. Clothar, wie auch dessen Sohn König Dagobert bedurften des weisen Arnulphs Rath, konnten durchaus dessen Beistand nicht entbehren, und der erleuchtete Bischof erfüllte nun mit gleicher Treue alle Pflichten seines hohen Berufes, wie jene eines, mit dem Zutrauen seines Monarchen beehrten Staatsdieners; und die einzige Veränderung, die man an ihm bemerkte, war blos, daß er jetzt seiner Freigebigkeit gar kein Ziel mehr setzte, seine Almosen bis in das Unendliche vermehrte und seinen Körper noch ungleich strengern Abtödtungen unterwarf; auf seinem Leibe trug er stets ein härnes Unterkleid, verlängerte sein Fasten oft bis auf den dritten Tag, und erlaubte sich dann keine andere Nahrung, als blos Gerstenbrod und Wasser. Meh-

rere Wunder, die es Gott gefiel, durch seinen treuen Knecht zu wirken, erhöheten den Ruf wie den Glanz seiner Tugenden, bestätigten aber auch zugleich deren hohen Werth in den Augen Gottes. Aber bei Allem dem fürchtete Arnulph dennoch die Fallstricke der Welt, sehnte sich nach Einsamkeit und völliger Abgeschiedenheit von allem geräuschvollen Welt- und Geschäftsleben. Fruchtlos bat er lange den König um seine Entlassung; endlich ward sein sehnlichster Wunsch erfüllt; der König widersetzte sich nicht länger mehr seinem heiligen Verlangen, und Arnulph verließ den Hof, resignirte sein Bisthum und zog mit noch einigen andern frommen Gefährten auf einen Berg, nahe bei der, von seinem Freunde Romarich gestifteten und nachher so berühmt gewordenen Abtei von Remiremont.

6. An diesen Romarich knüpften Arnulph schon seit seiner frühesten Jugend die engsten Bande einer gottgefälligen Freundschaft. Auch Jener stand an Clothars Hofe in großem Ansehen, bekleidete eines der ersten Aemter des Staats. Aber frühzeitig erkannten beide jungen Freunde die Eitelkeit aller menschlichen Größe, stärkten und ermunterten sich gegenseitig in Ausübung evangelischer Tugenden, durchwachten mit einander halbe Nächte im Gebet, unter Betrachtungen und mit Lesen asketischer, Geist und Herz zum Himmlischen erhebender Schriften, und führten, mitten im Gewühl und unter den lärmenden Zerstreuungen eines pracht- und prunkvollen Hofes, das Leben ausgezeichneter, schon zu einem großen Grade evangelischer Vollkommenheit gelangter Ordensmänner. Romarich hatte zuerst das Glück, die Fesseln, womit ihn die Welt und die Gunst des Königs umstrickt hatten, zu zerbrechen. Er verkaufte seine, ungemein beträchtlichen Güter, und schenkte

den Ertrag davon theils den Armen, theils der Abtei von Lüxeu, wohin er sich selbst, nachdem er den Hof verlassen hatte, begab. Aber der Abt von Lüxeu sah bald in Romarich ein, von Gott zum Heil Anderer ausgerüstetes Werkzeug. Mit seinem Segen ertheilte er ihm daher die Erlaubniß, auf seinem in den Vogesen gelegenen Gut, das einzige, welches Romarich, offenbar nicht ohne Eingebung von oben, sich vorbehalten hatte, zwei Klöster zu stiften, das eine für das männliche, das andere für das weibliche Geschlecht. In Verbindung mit dem heiligen Amantus, dem er nach Gott vorzüglich sein gegenwärtiges Glück danken zu müssen glaubte, übernahm Romarich die Leitung beider Stiftungen, und in dem, für Gott geweihete Frauen und Jungfrauen bestimmten Kloster nahm die Anzahl frommer Nonnen so sehr zu, daß der Stifter den immerwährenden Psalmengesang einführen konnte. Die ganze Gemeinde theilte er in sieben Chöre, die einander ablöseten, und deren jeder aus zwölf Nonnen bestand; so daß jetzt das Lob Gottes ununterbrochen, Tag und Nacht innerhalb der heiligen Mauern des Klosters erschallte. — Das von Romarich gestiftete Mannskloster erhielt im achten Jahrhundert der Benediktiner-Orden; aber dem Frauenkloster gab Gott vorzügliches Gedeihen; und segenvoll und auch in sehr großem zeitlichen Wohlstande blühete die Abtei von Remiremont viele Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeiten.

7. In seiner Einsiedelei auf den Vogesischen Gebirgen lebte Arnulph noch mehrere Jahre und, nunmehr mit Gott, für den ohnehin ja jeder Mensch ganz allein geschaffen ist, ausschließend und ununterbrochen beschäftiget, fühlte er sich jetzt weit glücklicher und heiterer, als er sich jemals auf der höch-

sten Stufe kirchlicher und irdischer Hoheit gefühlt hatte. Auf dem Stuhle von Metz folgte dem heiligen Arnulph der heilige Garric, den er selbst, bevor er den Hof und die Stadt verließ, sich zum Nachfolger hatte wählen lassen. — Arnulph starb in den Armen seines gottseligen Jugendfreundes, des heiligen Romarichs, und ward auch in dem Kloster desselben begraben. Aber der Bischof von Metz, der heilige Garric, betrachtete dieß als einen an seiner Kirche begangenen Raub, reis'te daher gleich in dem folgenden Jahre, in Begleitung zweier Bischöfe, nach dem heiligen Berg *), ging hierauf in das Kloster des Romarichs, ließ das Grab öffnen, nahm die heilige Reliquie heraus und brachte sie seiner bischöflichen Kirche in Metz zum Geschenke. Das römische Martyrologium setzt den Gedächtnißtag des heiligen Arnulphs auf den 18. Julius, welcher jedoch nicht der Sterbetag des Heiligen, sondern der feierliche Tag ist, an welchem Arnulphs Gebeine in der, nach dem heiligen Stephanus genannten Kirche zu Metz beigesetzt wurden.

8. Auf Begehren Clodoalds, Arnulphs Sohnes, verfertigte ein Zeitgenosse die Lebensgeschichte des Heiligen; man findet sie bei den Bollandisten unter dem 18. Julius; und wir wollen daher nur ein darin aufgezeichnetes Ereigniß, und zwar dessen Sonderbarkeit und Neuheit wegen, hier unsern Lesern mittheilen. — Als Arnulph, obgleich noch im Dienste eines zeitlichen Königes und mit hoher weltlicher Würde begleitet, dennoch schon bedeutende Fortschritte auf der Bahn evangelischer Vollkommenheit

*) So nannte man in jener Gegend lange Zeit das Gebirg, auf welchem die beiden von Romarich gestifteten Klöster standen.

gemacht hatte, beschäftigte er sich einst lange Zeit mit dem Gedanken, ob wohl Gott ihm die Sünden seiner Jugend völlig verziehen, ihrer nicht mehr gedenke, in dem Buche des Richters mit seinem kostbaren Blute sie gelöscht habe. Die Ungewißheit hierüber entzog seinem Herzen einige Zeit lang Ruhe und innern Trost. Vertieft in diese, ihn so sehr ängstigenden Gedanken, ging er eines Tages zu Metz über die Moselbrücke, stand plötzlich stille, zog einen Ring vom Finger, und warf ihn in den Fluß mit den Worten: „Wenn ich diesen Ring wieder erhalte, werde ich glauben, daß mir meine Sünden verziehen sind." — Arnulphs Gebet wurde erhört, dessen Wunsch erfüllt; aber erst nach einigen Jahren, wo der Ring in dem Bauche eines ihm gebrachten Fisches gefunden ward. — Auch Paul Warnefried erwähnt dieses Ereignisses, und obgleich wir glauben, Warnefrieds historische Zeugnisse auf deren Werth oder Unwerth beruhen lassen zu müssen; so erhält seine Aussage doch jetzt dadurch eine höhere Bedeutsamkeit, daß er das, was er hier erzählt, unmittelbar, wie er sagt, aus dem Munde Kaiser Carls des Großen vernommen hatte, welcher den Ring, der in der Sebastians-Kirche in Metz niedergelegt und jedes Jahr dem Volke, besonders den dahin wallenden Pilgern gezeigt wurde, mit eigenen Augen gesehen zu haben versicherte. — Sonderbar und unbegreiflich sind die Wege, auf welchen Gott seine Heiligen führt, dem gewöhnlichen, sterblichen Auge oft undurchdringlich verhüllt; aber eben daher kann und darf auch nicht jede Handlung eines Heiligen als ein unbedingtes Muster der Nachahmung aufgestellt werden. Das gröste Wunder des alten wie des neuen Bundes, ist unstreitig der unmittelbare Umgang des Menschen, und zwar des gefallenen, mit Sündhaftigkeit behafteten Menschen mit

dem Unendlichen. Könnten wir die Größe und Majestät Gottes fassen, und daher das Schreckliche der Sünde, unsern tiefen Fall und unser unbeschreibliches Elend in ihrem ganzen Umfange mit unserm geistigen Auge überschauen; dann würden wir uns erst einen Begriff machen können von der grenzenlosen, sich so tief zu uns herabsenkenden, erbarmenden Liebe unseres Gottes, dem es in seiner grundlosen Barmherzigkeit gefällt, oft jeden, auch kleinlichen, aber von kindlichem, vertrauungsvollen Herzen Ihm vorgetragenen Wunsch mit mehr als väterlicher Huld zu erhören. Gewiß und wahrhaftig, wer vertrauungsvoll *), das heißt mit einem Vertrauen, das in Liebe seinen Grund hat, zu Gott betet, dem wird stets auch das, um welches er bittet, gewährt, wenn anders es ihm taugt, sein wahres Wohl, das Heil seiner Seele befördert. Demuth und unerschütterlicher Glaube, welcher alsdann eben so unerschütterliches Vertrauen erzeugt, sind die beiden starken Arme, mit welchen der wahrhaft Betende selbst die Allmacht von ihrem Throne zu sich herabzuziehen im Stande ist.

9. Nach dreijähriger gottgefälliger Verwal-

*) Vertrauungsvoll: leider ist dieß gerade die Klippe, an welcher so manches Gebet scheitert. Viele glauben mit Vertrauen zu beten, und fühlen sich dennoch in ihrem Innern von Zweifeln und banger Ungewißheit geängstiget. Vertrauungsvoll vermag nur der zu beten, dessen Gebet vollkommene Ergebung in den Willen Gottes zur Grundlage hat. Herr, dein Wille geschehe! muß der lebendige und belebende Athem jedes Betenden seyn, und dieser daher so oft als möglich während seines Gebetes emporseufzen: „Herr, hilf meinem Unglauben; Herr, hilf meinem Mangel an Vertrauen.

tung seines obersten Hirtenamtes starb der heilige Pabst Deusdedit am 8. November des Jahres 617 und hatte Bonifacius V. einen gebornen Neapolitaner, zum Nachfolger. In drei Ordinationen hatte Deusdedit 7 Priester, 5 Diacone und 29 Bischöfe geweihet; auch erließ er nicht lange vor seinem Tode eine Verordnung, kraft welcher es einem Sohne nicht erlaubt seyn sollte, ein Mädchen oder eine Frau zu ehelichen, wenn sein Vater dieselben über der Taufe gehalten hätte.

XVII.

1. Noch immer herrschten Friede und Ruhe in den morgenländischen Kirchen, und kein Zwist spaltete ihre stets so wünschenswerthe Eintracht. Zwar gebrach es unter den Griechen weder an Zankstoff noch Streitlust; aber das unbeschreibliche Elend und die furchtbaren Drangsale, welche im Gefolge des persischen Krieges sich über die morgenländische Christenheit hinwälzten, führten die Häupter der Kirchen zu ganz andern Betrachtungen, gaben ihnen wenigstens ernstere Beschäftigungen, und ließen ihnen keine Zeit, durch haarspaltende Zweifel und Herzen erkaltende Fragen, der Sekten unruhigen Geist auf das neue wieder zu wecken. Es ist eine, in dem Laufe unserer Geschichte sich oft von selbst darbietende Bemerkung, daß bei großer äußerer Ruhe und anhaltendem, besonders mit blühendem zeitlichen Wohlstand verbundenen Frieden der Kirchen, leider auch gewöhnlich Eifer und Liebe darin erkalten, Häupter gegen Häupter, Lehrer gegen Lehrer sich erheben, das Haus Gottes mit zänkischem Geschrei erfüllen, und durch Zwiespalt und Hader die christ-

lichen Gemeinden verwirren; daß aber auch im Gegentheil, wenn Gottes strenge Gerichte über seiner Kirche schweben, und der Geist der Welt sie hart verfolgend anfeindet, dann auch wieder Eifer und Liebe sich auf das neue entzünden, ächter Christus-Sinn und inneres christliches Leben um so mehr erstarken, und das Licht der reinen, lautern Lehre mit seinen belebenden und erwärmenden Strahlen alsdann auch auf allen Leuchtern der Kirche wieder flammt *).

*) Die ganze Geschichte bestätiget diese, offenbar das Siegel höherer Beglaubigung tragende Wahrheit. Aus jeder Verfolgung, jeder Verwirrung und jedem Sturm ging stets die Kirche Jesu mit noch mehr erhöhetem Glanze, und ihre heilige Lehre in noch höherer himmlischer Reinheit wieder hervor. Bemerken wir hier jetzt nur einige der wichtigsten, sich auf diesen Gegenstand beziehenden Momente ihrer Geschichte. — Unter dem grausamen und blutigen Druck heidnischer Cäsaren: welche ununterbrochene Reihe heiliger Päbste, welche zahlreichen Chöre heiliger Bekenner und Blutzeugen, und welcher Eifer und welche glühende Liebe unter allen Gemeinden der Christenheit! — Als die gotteslästerliche Sekte der Arianer am heftigsten wüthete, und der ganze Erdkreis stöhnte und seufzete, daß er arianisch geworden wäre, weckte Gott den großen Athanasius, einen Mann, wie selbst die Geschichte der Heiligen nur Wenige kennt, ein Licht, das die dichteste Finsterniß zertheilte, und alle dem Verderben noch nicht völlig geweiheten Gemüther mit magnetischer, ja wohl übernatürlicher Kraft an sich und zur wahren Lehre wieder zog. -- Als aus den Sümpfen und Niederungen menschlichen Stolzes und menschlicher Vermessenheit die Nebel des Pelagianismus sich erhoben, und die Christenheit zu überziehen droheten, hatte die stets wachende Vorsehung schon den großen und liebenswürdigen heiligen Augustinus in Bereitschaft, daß er sein Buch von der Gnade schrieb: eine Schrift, in welcher Gottes Finger unverkennbar ist, und die, bestätiget von heiligen Päbsten und Concilien, über diesen, so

2. Auch der persische Krieg, oder vielmehr die

---

ungemein wichtigen Gegenstand nun bald die allgemeine Richtschnur des Glaubens ward. — Als der hochfahrende Nestorius eine Geisel der Kirche Gottes werden wollte, trat ihm der heilige Cyrillus mit dem Ernste und der Kraft eines Apostels entgegen; ein Bischof von eisernem, weil blos auf Gott gerichtetem Willen, furchtlos und unerschütterlich im heißesten Kampfe, ein von der Vorsehung herabgesenkter Fels, an welchem schäumend alle Wogen der Irrlehre sich brachen. — Als der nicht minder gefährliche eutychianische Wahn sich zu verbreiten anfing, und Tropfen seines Giftes sich selbst schon in das Abendland ergossen, mußte gerade eine der erhabensten und heiligsten Menschennaturen, nämlich Leo der Große das erleuchtete und heilige Oberhaupt der Christenheit seyn, während zu gleicher Zeit das Blut des heiligen Märtyrers Flavianus den Boden der morgenländischen Kirchen so segenvoll befruchtete, daß, als der fromme, daher weise, im Krieg wie im Frieden starke Kaiser Marcian, mit Zustimmung des Pabstes, das Concilium von Chalcedon zusammen berief, eine ganze Schar heiliger, von einem und demselben Hauche Gottes beseelter Bischöfe sich allda einfand. Bekanntlich feierte dieses Concilium einen der schönsten und herrlichsten Triumphe heiliger Wahrheit. Ueber das Fundament unseres Glaubens, wie unserer Hoffnung und Liebe, über das hochheilige, unerforschliche Geheimniß der Menschwerdung Jesu, stellte es die wahre Lehre mit einer solchen Bündigkeit und in einer solchen himmlischen Klarheit wieder her, daß von diesem Augenblicke an keine ketzerische Deutelei sie je mehr zu trüben im Stande war. Die Glaubensdefinition von Chalcedon ist eine der heiligsten Urkunden unserer Kirche, und alle Jahrhunderte hindurch, selbst bis auf unsere Zeiten des höchsten Unglaubens herab, waren alle Versuche, sie zu verstümmeln oder zu umnebeln, stets fruchtlos und eitel. Es ist eine Sonne, die an dem wolkenlosen, heitern Horizont der Christenheit nie untergeht, nie untergehen kann und daher auch nie untergehen wird. — Ferner, was wäre in jenen verhängnißvollen Zeiten der beginnenden, longobardi-

Grausamkeit, mit welcher Chosrou überall den Namen

---

schen, theils heidnischen, theils arianischen, wilden Regierung in Italien, aus der äußern Kirche, aus Rom, der großen Apostelstadt und dem Sitze heiliger Wahrheit geworden, hätte die, stets über der Kirche waltende Hand der Vorsehung nicht einen Gregor den Großen an ihre Spitze gestellt. — Als in noch spätern Zeiten — (Mangel an Raum zwingt uns, die Reihe dieser merkwürdigen Erscheinungen hier abzukürzen). — die Kirche Gottes, wie ein heiliger Pabst sich ausdrückte, beinahe schon das ausschließende Erbe der Räuber, Mörder und Ehebrecher war, rief die schaffende Allmacht einen Gregor VII. hervor, der, ausgerüstet mit dem Harnisch des Glaubens und allen Waffen des Evangeliums, die Tyrannen stürzte, die überhandnehmende Wildheit roher Barbaren zügelte und zähmte, die Kirche, wie einst Jesu den Tempel zu Jerusalem, von Käufern und Verkäufern, von Wucherern und Wüstlingen reinigte, sie mit dem, ihrer innern Heiligkeit geziemenden, äußern Glanz umgab, und ihr jene Immunitäten erkämpfte, ohne welche weder sie, noch ein wahrhaft christlicher Staat in der Zeit bestehen können. — Als endlich das schrecklichste aller Gerichte Gottes, nämlich die sogenannte Reformation, über der Kirche hereinbrach*) — und die Wellen frecher Neuerung das Schiff Petri heftiger als je herumtrieben, sogar einigemal dasselbe in den Abgrund zu ziehen droheten, da erschien plötzlich und wahrhaft von oben gesandt der heilige Ignatius, und durch ihn und mit ihm jener hehre, heilige Männerbund, der gleich bei seinem Entstehen die festeste Stütze der erschütterten Kirche ward, der von allen Seiten hereinbrechenden Häresie einen undurchdringlichen Damm entgegensetzte, und seine belehrende, ermahnende, trö-

---

*) Mit voller Ueberzeugung und von der Wahrheit gedrungen, nennen wir die Reformation das schrecklichste aller Gerichte Gottes, denn völlig entwickelt in allen ihren Verderben bringenden Folgen, steht sie jetzt in ihrer ganzen furchtbaren, Grausen erregenden Gestalt vor unserer Anschauung.

Jesu verfolgte, vermehrte daher in der morgen=

---

stende und heiligende Stimme in allen vier Welttheilen erschallen ließ. Alle Orden sind heilige, Gott gefällige Institute; wo sie hinkamen sproßten stets, gleichsam unter ihren Tritten, Früchte des Heils hervor. Aber der Orden des heiligen Ignatius, der Jesuiten-Orden, ist eine jener höhern Erscheinungen, welche der Ewige hervorruft, wenn es ihm gefällt, durch Menschen eine der erhabensten, heiligsten und wohlthätigsten Tendenzen seiner unendlichen Liebe und Weisheit zu verwirklichen. Wie grenzenlos war nicht der Wirkungskreis, den ein von Liebe zu Gott und den Menschen glühender Eifer diesem heiligen Orden anwieß? In welchem Lande, unter welcher Zone hat er nicht überschwänklichen Segen verbreitet? Zeugniß wird ihm einst geben der ganze, ob der Bosheit der Feinde dieses heiligen Ordens staunende und erröthende Erdkreis. Seinem Flammeneifer für Gottes Ehre und der Menschen Heil, seiner nie ermüdenden, sich stets selbst aufopfernden Nächstenliebe, seinen unerhörten, von mehr als menschlicher Tugend und Kraft zeugenden Anstrengungen und Arbeiten, seinem stillen, gottergebenem Dulden und Leiden, alles zur Ehre Gottes und dem Wohl der Menschen, werden einst Zeugniß geben die beiden Indien, die vielen Länder, welche das Blut heiliger Märtyrer dieses Ordens färbte, alle Völker unter dem glühenden Erdgürtel, wie in den Wäldern von Canada und unter der erstarrenden Zone des nördlichen Amerika. Zu dieser Wolke von Zeugen werden sich dann noch drängen alle die zahlreichen Generationen, die der Orden für Gott, die Kirche, den Staat, für jede Tugend, wie für das Wohl der Menschheit erzog. Alle diese, jetzt noch eine kurze Zeit verstummenden Zeugen werden sich einst erheben vor dem Thron des Weltrichters, und den verstockten, nie zu bekehrenden, von fanatischer, dämonenartiger Wuth gegen den heiligen Orten entflammten Feinden einstimmig das Urtheil der Verdammniß sprechen; und bestätigen wird dann dieß Urtheil Der, dessen Augen, wie Feuerflammen, auch die verborgensten Höhlen und Schlupfwinkel höllischer Bosheit und Veruchtheit durchschauen. — Wichtig und von hoher Be=

ländischen Christenheit wieder die Anzahl heiliger

---

deutung waren bekanntlich im alten Bunde die Namen, sie bezeichneten oft das Wesen und die zukünftige Bestimmung der Personen, die sie trugen, waren auch nicht selten Schlüssel zu hohen Geheimnissen, welche durch jene verkündiget oder angedeutet werden sollten. Nicht ohne höhere Eingebung ertheilte also auch der heilige Ignatius seinem Institut den Namen: Gesellschaft Jesu. An uns alle geht zwar der Ruf, Schüler und Jünger Jesu zu werden; aber in höherm und vorzüglicherem Maße waren Loyola's fromme Schüler zur steten Gesellschaft und Nachfolge Jesu berufen. Von ihrer Entstehung an trugen sie ihrem Gott und Herrn den schweren, blutigen Kreuzbalken nach. Seit ihrer Entstehung werden sie, gleich ihrem göttlichen Herrn und Meister, mit Schmach, Speichel und dem Geifer der Bosheit bedeckt; gleich ihrem göttlichen Heiland, werden auch sie, das heißt ihre Ehre, ihr Name, ihre Würde und alles, was edeln Menschen das Theuerste ist, blutig gegeiselt und grausam zerfleischt; gleich ihrem göttlichen Dulder, dem zur Schlachtbank geführten Lamm Gottes, folgen auch sie schweigend auf der blutigen Bahn, und öffnen nicht ihren Mund; gleich dem Sohne Gottes, wurden auch sie an das Kreuz geschlagen, hangen schon seit einem halben Jahrhundert an dem schmerzvollen Balken, und sind noch täglich dem in Laster und Unglauben versunkenen Zeitgeist ein Gegenstand des Spottes, des Hohnes, der Aergerniß und der Thorheit!! Aber freue dich, du auserwählte, heilige Schaar; deine Feinde sind auch die Feinde Jesu; die, welche dich hassen, sind auch jene, welche das Evangelium und alles Christenthum hassen; und die, so dich verfolgen, sind auch die nämlichen, die gerne jeden Altar stürzen, und unter den Trümmern gestürzter Altäre und christlicher Tempel alle Throne der Erde begraben möchten. — Beinahe in allen Ländern, wo dieser große Orden einst blühete und mit den herrlichen, an seinen Zweigen schwellenden Früchten alle Mühseligen, Schwachen und Kraftlosen erquickte, stärkte und wieder neu belebte, ist derselbe zwar jetzt erloschen; aber demungeachtet hat in seiner Erbarmung Gott dafür gesorgt, daß der Geist

lutzeugen, und schuf Glaubenshelden, deren Namen
id Thaten der christlichen Nachwelt aufbehalten zu
erden verdient hätten. Tausende von frommen Prie-
rn, Mönchen und Gott geweiheten Jungfrauen
irben für ihren Glauben; und wenn auch, der Menge
egen, die Geschichte uns nicht die nähern Umstände
res schönen Bekenntnisses, wie ihres oft grausa-
en Todes überliefert hat; so stehen doch aufgezeich-
t in dem Buche des Lebens so wohl der schwere
ampf, den sie kämpften, wie auch der Sieg, durch
n sie die Krone der Märtyrer errangen. Indessen
rt unsere heilige Kirche noch bis auf den heutigen
ag, jedes Jahr am 16. Mai, das Andenken von
l heiligen Märtyrern, die in dieser Periode, unge-
hr 8 Tage vor der Eroberung von Jerusalem
ırch die Perser, nachdem sie des Namens Jesu
egen zuerst Schmach und tausendfache Marter er-
ıldet hatten, ihr Leben unter dem Schwert ihrer
erfolger, zum Preise und zur Ehre Gottes, willig
ıd freudig dahingaben. Alle vier und vierzig waren

---

des Ordens, selbst nach dessen Erlöschen, immer noch fortwirkt, und seinem leisen, aber mächtigen Wehen hat man es vielleicht vorzüglich zu danken, daß es überall noch Tausende gibt, welche vor dem Götzen des Tages, dem neuen Baal ihr Knie nicht beugen. — So schreitet der Geist Gottes durch alle Jahrhunderte hindurch, bereitet wunderbar diejenigen vor, die er zu seinen Werkzeugen sich wählt; und obgleich die Gegenwart nicht im Bereiche der Geschichte liegt, weil Alles, was geschieht, in dem Moment, in welchem es geschieht, erst noch in seinem Werden begriffen ist; so kann man doch auch jetzt schon, selbst in unsern hoffnungslosen Zeiten, überall wieder flammende Spuren der, über ihre Kirche wachenden Vorsehung erblicken; denn Er ist und bleibt bei uns bis an das Ende der Tage, und sein Gebäude zu stürzen vermögen selbst nicht die vereinten Mächte der Hölle.

Bewohner der von dem heiligen Sabas errichteten, ziemlich weit von Jerusalem gelegenen Laure. Als das Gerücht den Einsiedlern die Annäherung eines Haufens, den persischen Fahnen folgender, heidnischer Sarazenen verkündigte, nahmen beinahe alle die Flucht; nur vier und vierzig der frömmsten und ehrwürdigsten Greise blieben zurück. Sämmtlich hatten diese schon seit ihrer frühesten Jugend die Welt verlassen, in des heiligen Sabas stiller Einsiedelei sich ausschließend dem Dienste Gottes geweihet, waren unter harten Abtödtungen und frommen Uebungen ergrauet, und mehrere davon hatten seit 50 Jahren weder Jerusalem, noch irgend einen andern von Menschen bewohnten Ort betreten. Ihre, ihrem Herzen so theuer gewordene Einsiedelei, diesen stillen Sitz so mancher der Welt unbekannten Tugend, wo sie bei ununterbrochenem Frieden ihrer Seele alle ihre Tage blos und ganz allein ihrem Gott gelebt hatten, konnten sie unmöglich sich entschließen, jetzt zu verlassen; ruhig und Gott ergeben erwarteten sie also die Ankunft der Saracenen.

3. Die wilde Horde kam endlich an, foderte, wie gewöhnlich, wieder Gold. Aber was die Einsiedler nie hatten, konnten sie auch jetzt nicht geben; auch bezeugten die ärmlichen Hütten der Laure und deren noch ärmlichere Einrichtung die Armuth ihrer Bewohner. Dieses stumme Zeugniß, so wie der Einsiedler lautes Bekenntniß ihrer Armuth vermochten jedoch nicht die Sarazenen zu besänftigen; sie argwohnten Betrug und glaubten, die Einsiedler hätten ihre Schätze verborgen. Die ganze Laure ward demnach durchwühlt, und als sie nichts fanden, wurden alle Martern und Qualen, die nur ein Dämon erfinden konnte, angewandt, um von vier und vierzig hülflosen, der Welt längst schon abgestorbenen

Greisen das Geständniß zu erpressen, wohin sie ihre Reichthümer gebracht hätten. Ohne einen Ton der Klage hören zu lassen, nur blos das Lob Gottes im Munde, erduldeten freudig und standhaft die Einsiedler Alles, was sie jetzt leiden mußten. Die Saracenen, endlich wüthend, daß ihre Raubgier hier keine Befriedigung fand, steckten die Laure in Brand, und erwürgten alle vier und vierzig Einsiedler auf mancherlei grausame Weise, einen nach dem andern mit kaltem Blute.

4. Kaum war diese schauerliche Scene vorüber, als die übrigen Einsiedler, ihre Flucht wie ihre Feigheit bereuend, wieder zurückkamen. Mit Entsetzen erblickten sie jetzt die noch blutenden, zerstreuten Glieder ihrer Brüder; einer von ihnen, Namens Nicomedius, ward bei diesem jammervollen Anblick so erschüttert, daß er zur Erde fiel und für todt davon getragen ward. Als der heilige Modestus, Abt des Klosters des heiligen Theodors, erfuhr, was vorgefallen war, kam er selbst nach der Laure, sammelte die zerstreuten Gliedmaßen, legte die einzelnen Leichname, so gut er konnte, wieder zusammen, wusch sie unter einem Strom andächtiger Thränen und beerdigte sie dann unter Gebet und Psalmengesang und mit allen übrigen, von der Kirche eingeführten frommen Gebräuchen. Modestus ermahnte hierauf die Jünger des heiligen Sabas, die Standhaftigkeit ihrer, nun in Gott verherrlichten Brüder zum Muster zu nehmen. Auf seinen Rath beschlossen sie, in der Laure zu bleiben, errichteten auf das neue wieder ihre Hütten, und Modestus versprach ihnen, auch für ihre, von den Saracenen nur zur Hälfte zerstörte Kirche zu sorgen. Indessen war ihr Aufenthalt in der wieder neu errichteten Laure dennoch nicht von langer Dauer; denn als einige Mo-

nate nachher das Gerücht von einem abermaligen Einfall der Barbaren sie auf das neue schreckte, verließen sie die Laure, und gingen in das eine Stunde von Jerusalem gelegene, seit der Eroberung dieser Stadt aber leer stehende, halb verödete Kloster des heiligen Anastasius. — Während der Gefangenschaft des Patriarchen Zacharias, verwaltete Modestus die Kirche von Jerusalem und, unterstützt durch die reichen Beiträge des heiligen Johannes, des Almosengebers, ließ er alle von den Persern verbrannten Kirchen und Klöster theils neu erbauen, theils wieder ausbessern, und zwar nicht blos in Jerusalem und seinem Kirchsprengel, sondern auch in ganz Judäa und der umliegenden Gegend.

5. Ueberhaupt waren in diesem, an öffentlichen Calamitäten jeder Art leider so fruchtbaren Zeitraume, mit Ausnahme einiger Bischöfe, abermals wieder Einsiedler und Mönche die ersten Zierden und Stützen der morgenländischen Christenheit. Die Thebaide, die Wüste Scete, die Gegend von Jerusalem und die Gebirge Judäas waren mit heiligen Einsiedlern bevölkert, die, wie in den schönsten Zeiten des erwachenden Anachoreten-Lebens, wie in den Zeiten Cassians, ihre Zeit zwischen Gebete, Betrachtungen und Händearbeit theilend, unter den größten Entbehrungen, und härtesten Abtödtungen und Bußübungen, ein heiliges, auf alle christliche Kirchen und Gemeinden Segen herabziehendes Leben führten; und eben so blüheten auch in den Klöstern, unter der Leitung heiliger Aebte, wie Athanasius, Theodosius, Justinus, Modestus u. s. w., überall wieder strenge klösterliche Zucht und jede höhere evangelische Tugend; und wenn gleich die Welt das stille aber segenvolle Wirken frommer Klostergeistlichen nicht kennt, daher es ihnen auch nicht dankt, so steht es doch vor dem Blick

des Weltrichters, der gerade dem, von der Welt verkannten, verschmähten und verhöhnten, demüthigen Ordensmann am ersten die Sieges-Palme reicht. Auch jetzt wurden wieder ganze Schaaren derselben von Gott mit der Glorie des Marterthums begnadiget. Unter diesen befand sich auch der heilige Anastasius, ein geborner Perser, dessen ehrenvolles Andenken die Kirche am 22. Januar jedes Jahres zu feiern pflegt.

6. Magundat — so hieß der Perser, bevor er in der heiligen Taufe den Namen Anastasius erhalten hatte — war der Sohn eines vornehmen persischen Magen, der, weil selbst der Zauberei ergeben, seinem Sohne frühzeitigen Unterricht in allen magischen Künsten ertheilte. Zum Jüngling herangereift, trat Magundat in persische Kriegsdienste, erhielt bald eine der höhern Officiersstellen, und befand sich gerade in Dastagerde an Chosrous Hofe, als dort die Nachricht ankam von Jerusalems Eroberung, und der Erbeutung jenes den Römern so heiligen, so unschätzbaren Kreuzbalkens, an welchem der Gott der Christen einst für das Heil derselben gestorben wäre. Vieles hörte nun Magundat von diesem Gotte, besonders von den vielen Wundern und Zeichen, die derselbe, als er in menschlicher Gestalt auf Erden wandelte, gethan habe. Was der junge Perser hörte, reizte immer noch mehr seine Neugierde; er forschte weiter, suchte überall Belehrung; Gottes Gnade kam ihm erbarmend entgegen; er erkannte die Wahrheit und beschloß ein Christ zu werden. Das Heer, unter welchem er diente, stand in Obersyrien in der Gegend von Hierapolis. Magundat verließ dasselbe, und fand Schutz und Unterkunft in dem Hause eines Einwohners von Hierapolis, welcher gleich ihm ein geborner Perser, aber längst schon ein Christ war; derselbe trieb das Gewerb eines Münzers, und nährte sich und seine Familie

mit dem Prägen allerlei Münzen. Um seinem Beschützer nicht zur Last zu fallen, und von seiner eigenen Hände Arbeit sich zu nähren, erlernte nun ebenfalls Magundat von seinem guten Hausherrn das Münzprägen. Aber sein sehnlichster Wunsch war jetzt, so bald als möglich die heilige Taufe zu erhalten. Oefters* versprach ihm nun zwar sein Meister, ihn zu einem Priester zu führen, schob jedoch, aus Furcht an die Perser verrathen zu werden, die Erfüllung seines Versprechens von einer Zeit zur andern auf; in die Kirche nahm er ihn doch jedesmal mit sich; und hier war es nun, wo die herrlichen Gemälde, welche den christlichen Tempel schmückten, Magundats jugendliche, noch reine und unverdorbene Phantasie mit den schönsten und heiligsten Bildern erfüllte; besonders gerührt war er bei dem Anblick der Qualen und Leiden, welche heilige Bekenner und Märtyrer des Namens Jesu wegen erduldet hatten; aufmerksam hörte er zu, wenn man ihm die Geschichte derselben erklärte, und brannte jedesmal vor Begierde einst selbst noch zu gleicher Herrlichkeit zu gelangen. Aber immer mehr und mehr drängte ihn jetzt heiliger Ungestüm zu der Quelle des Heils; und da jede fernere Zögerung ihm nun unerträglich ward, so verließ er Hierapolis und das Haus seines bisherigen Beschützers und machte sich auf den Weg nach Jerusalem. Allda angekommen, wohnte er in den ersten Tagen bei einem Mann, der das nämliche Gewerb, welches er selbst in Hierapolis erlernt hatte, hier ebenfalls trieb. Diesem entdeckte er sich, machte ihn mit seinem Stande und den Beweggründen seiner Reise nach Jerusalem bekannt, und ward von demselben sogleich zu einem, an der Kirche zum heiligen Grabe angestellten Priester geführt. Elias, so hieß der fromme Priester, brach laut in das Lob Gottes aus, der ihn gewürdiget, zum Werkzeuge zu

gebrauchen, das Heil einer Seele zu befördern, die seine erbarmende Vorsehung gleichsam an der Hand ihm zugeführt hätte. Er eilte zu Modestus, der jetzt Patriarchenstelle vertrat, und berichtete demselben, welche Wunder die göttliche Gnade in einem Perser, und zwar in dem Sohne eines, allem Wahn heidnischen Aberglaubens ergebenen Magen gewirkt habe. Der heilige Abt ließ unverzüglich Magundat rufen, und da er ihn in allen Hauptlehren des Christenthums hinreichend unterrichtet fand, so zögerte er nicht länger, ihn durch das Bad der heiligen Taufe mit Jesu Christo und dessen heiliger Kirche zu vereinigen.

7. Nach empfangenem heiligen Sacrament blieb Magundat, den wir in Zukunft nun stets mit dem in der heiligen Taufe ihm beigelegten Namen: Anastasius, nennen werden, noch einige Tage bei Elias; und als er ihn endlich fragte, welchen Stand er nun in der Welt zu wählen gesonnen sey, so legte er das schöne Bekenntniß ab, daß er, fest entschlossen, der Welt und allem Gewinn, den sie ihm bieten könnte, zu entsagen, nichts sehnlicher wünsche, als in irgend einem Kloster, in der Gemeinschaft frommer Brüder, alle seine Tage Gott ausschließlich zu weihen. Elias, der keinen Augenblick Ursache hatte, an Anastasius höherem Berufe zu zweifeln, führte ihn zu dem heiligen Justinus, Abt eines ungefähr vier Stunden von Jerusalem gelegenen Klosters. Justinus übergab ihn einem seiner geliebtesten Schüler, der ihm die griechische Sprache lehrte, die Psalmen erklärte, den theologischen Unterricht, dessen er bedurfte, ertheilte, dabei ihn wie seinen Sohn liebte, ihm daher bald darauf die Haare abschnitt, und das bräutliche Gewand, nämlich die Mönchskleidung, anlegte. In diesem Kloster leistete Anastasius treffliche Dienste;

er ließ sich gebrauchen in der Küche, im Garten und beim Feldbau; aber alle, der Handarbeit nicht bestimmte Stunden schenkte er dem Gebete, dem Forschen in der heilegen Schrift und besonders dem Lesen der Lebensgeschichte der Heiligen. Von Nichts ward er alsdann so sehr ergriffen, als von den, oft menschliche Kräfte übersteigenden Qualen, welche heilige Märtyrer wegen ihres Glaubens an Jesum stets mit der grösten Freudigkeit erduldet hatten. Die Geschichte ihrer Leiden entlockten seinen Augen zwar Thränen, erfüllten aber zugleich auch sein Herz mit heiliger Freude, und weckten jedesmal auf das neue bei ihm das brennende Verlangen, von Gott ebenfalls einst zur Gnade des Marterthums berufen zu werden. Leider ward er aber jetzt oft unterbrochen in seinem Gebete, wie in seinen Betrachtungen und seiner Lectüre durch die Zauberformeln und magischen Sprüche, welche er bei seinem Vater in frühester Jugend hatte lernen müssen. Alle dabei geübten Ceremonien und Gebräuche schwebten noch überdieß immer in dem lebendigsten Andenken vor seiner Seele, erstickten nicht selten die in seiner Brust entstehenden frommen Empfindungen, und ängstigten sein Herz mit mancherlei Besorgnissen. Anastasius entdeckte seine Beschwernisse dem Abt; dieser erklärte sie für Versuchungen des Satans, nahm seine Zuflucht zum Gebet, verordnete auch gemeinschaftliches Gebet der Brüder; und plötzlich entschwanden nun dem Anastasius alle ihn bisher quälenden Bilder so völlig aus seinem Gedächtniß, daß, hätte er auch selbst sie zurückrufen wollen, sich ihrer durchaus nicht mehr würde haben erinnern können.

8. Sieben Jahre, nämlich von 620 bis 627, hatte bereits Anastasius, unter der Leitung des heiligen Justinus, ein gottseliges, alle Brüder erbauendes

Leben geführt. Aber nun trieb das Verlangen, auch vor seinen Landsleuten Jesum Christum öffentlich zu bekennen, ihn aus seinem Kloster. Mit der Erlaubniß und dem Segen seines Abtes verließ er dasselbe und ging nach Cäsarea in Palästina, in welcher sehr festen Stadt damals noch persische Besatzung lag. Auf dem Wege dahin und nicht mehr ferne von Cäsarea begegnete er einigen Magiern, welche in einem Gehölze magische Künste trieben. Anastasius verwieß ihnen ihren Unsinn, gab ihnen den Rath, den Gott der Christen kennen zu lernen. An dem Thor ward Anastasius von einigen persischen Reitern angehalten; sie hielten ihn für einen geheimen Späher und führten ihn zu Marzaban, dem Befehlshaber der Stadt. Hier legte Anastasius sein erstes schönes Bekenntniß ab; leugnete nicht, daß er ein geborner Perser sey, und blos deswegen Persien und das persische Heer verlassen habe, um ungestört Jesum Christum anbeten und Ihm allein dienen zu können. Marzaban ließ ihn in Banden legen und verurtheilte ihn zu öffentlicher Strafarbeit. Mit noch einem andern Unglücksgefährten an eine Kette geschlossen, brach und trug nun Anastasius Steine zu einem Bau, den der Statthalter aufführen ließ. In diesem Zustande erkannten ihn einige Perser aus der Provinz, in welcher auch er gebürtig war, überhäuften ihn mit Schmähreden, nannten ihn einen Schandflecken der persischen Nation. Durch diese wahrscheinlich noch mehr dazu aufgereizt, ließ Marzaban den Anastasius noch einmal vor sich rufen und, da er bei seinem ersten Geständniß beharrte, mit Stockschlägen auf das grausamste mißhandeln. Der fromme Dulder bat blos, daß man seine klösterliche Kleidung ehren, mithin sie ihm ausziehen und dann, so lange man wollte, auf ihn schlagen möchte. In dem Kerker verkündete Anastasius laut das Lob Gottes, sang

Psalmen und Hymnen, und betete nur dann in der Stille, wenn ein an die nämliche Kette geschmiedeter Jüngling, ebenfalls ein Christ, zu schlafen begann. Den Schlaf eines Leidenden, ein Geschenk des Himmels, dachte er, dürfe man nicht unterbrechen.

9. Sobald der Abt des Klosters, der heilige Justinus, die Gefangennehmung des Anastasius erfahren hatte, ließ er die ganze Gemeinde für ihn beten, schickte auch zwei Mönche an Anastasius nach Cäsarea mit einem Schreiben voll Worte des Trostes, der Stärkung und Aufmunterung, lieber Alles zu leiden, als Jesum Christum zu verleugnen.

10. Marzaban hatte indessen über seinen vornehmen Gefangenen an den König berichtet. Chosrou zögerte nicht lange mit der Antwort; er befahl dem Satrapen in Cäsarea, einen Versuch zu machen, durch glänzende und lockende Versprechungen den Anastasius zum Abfall von dem Christenthum zu vermögen; würde jedoch dieser Versuch fruchtlos seyn, ihn in Ketten nach Persien zu senden. Marzaban ließ demnach den Anastasius abermal rufen, und gerührt von der Standhaftigkeit und erhabenen Ruhe des christlichen Bekenners, machte er ihm mit den wohlwollendsten Worten den Antrag, dem Christenthum nur in geheim, und blos in seiner und zweier Zeugen Gegenwart zu entsagen. Lächelnd erhob Anastasius seine Augen zum Himmel, würdigte aber den Antrag gar keiner Antwort. Da Marzapan jeden fernern Versuch für überflüssig erkannte; so befahl er, den Anastasius in das öffentliche Gefängniß zu den übrigen, zum Transport nach Persien bestimmten Gefangenen zu bringen.

11. Von den beiden, aus dem Kloster nach Cäsarea gesandten Mönchen begleitete einer den Anastasius nach Persien; er wollte Zeuge des Ausganges seyn, um solchen den Brüdern berichten zu können; solchen Auftrag hatte er vom Abt erhalten.

12. Das Gerücht von dem von Anastasius, unter harten Mißhandlungen abgelegten schönen Bekenntniß hatte sich indessen nicht nur unter den Christen in Cäsarea, sondern in ganz Palästina und den angrenzenden Orten verbreitet. Als daher an dem, zur Abreise bestimmten Tage die Thore des Gefängnisses sich öffneten, kamen eine Menge Christen aus der Stadt herbei, freueten sich, den heiligen Bekenner noch einmal zu sehen, küßten seine Ketten, brachten ihm Erfrischungen, deren er auf der Reise benöthiget seyn könnte, ermunterten ihn zur Standhaftigkeit in dem harten Kampfe, dem er entgegen ging, empfahlen sich und die Ihrigen seinem frommen Gebete. Gleiche Ehrenbezeugungen wurden ihm noch an vielen andern Orten von den Christen erwiesen, und wie es scheint, ward er auf der ganzen Reise von den Persern menschlich behandelt.

13. Anastasius, wie auch die übrigen Gefangenen wurden nicht nach Dastagerde, sondern in eine andere, ungefähr sechs Stunden von der Residenz gelegenen Stadt gebracht. Als es Chosrou gemeldet ward, schickte er einen seiner Beamten mit dem Auftrage, den Anastasius zu verhören. Was der Heilige vor dem Marzaban in Cäsarea gesprochen hatte, sprach er auch jetzt vor dem königlichen Beamten, bekannte laut und freudig den allerheiligsten Namen Jesu, bediente sich aber dabei eines Dollmetschers, weil er durchaus seine Muttersprache nicht mehr sprechen wollte, eine Sprache, in welcher, wie er sagte,

der Gott der Christen, der einzige wahre Gott, schon so oft wäre gelästert worden. Chosrou, dem sogleich über Alles Bericht erstattet werden mußte, befahl nun Gewalt zu brauchen, um wo möglich aus dem Christen Anastasius wieder einen Feueranbeter zu machen. Alle, tausend und tausendmal an Christen, welche man zum Abfall zwingen wollte, versuchte Qualen und Martern wurden also auch jetzt wieder angewandt. Das Prügeln und Geiseln, Quälen und Peinigen dauerte mehrere Tage nach einander fort; unter andern grausamen Mißhandlungen, hing man ihn auch an einer der beiden Hände auf, befestigte an den Füßen schwere Steine, und ließ ihn in dieser peinlichen, schwebenden Stellung mehrere Stunden schmachten. Als die Henker fruchtlos ihre Künste erschöpft hatten, sprach man ihm endlich das Todesurtheil. Mit noch zwei und siebenzig gefangenen Christen ward Anastasius vor die Stadt geführt. Alle zwei und siebenzig wurden vor seinen Augen erdrosselt. Als endlich die Reihe an ihn kam, glaubte der, bei der Execution die Aufsicht führende königliche Beamte den letzten Versuch machen zu müssen, seinen Gefangenen zum Abfall zu bereden. „Noch „jetzt," sprach er, „gönnt dir die Gnade Chosrous „Raum, dich eines Bessern zu besinnen; auch jetzt „noch in dieser letzten Minute steht es in deiner Wahl, „entweder Reichthümer, Ehrenstellen und jede andere „Gunstbezeugung aus den Händen deines Königs zu „empfangen, oder den nämlichen Tod, gleich diesen „Elenden, zu sterben." — Mit einer Freudigkeit, die alle Umstehenden in Erstaunen setzte, antwortete Anastasius: „Ihr habt mich getäuscht; ich glaubte „fest und ohne einen Augenblick daran zu zweifeln, „daß Ihr mich eines tausendfachen, martervollen „Todes würdet sterben lassen; aber nun sehe ich ein, „wie sehr ich Jesu Christo danken muß, daß Er mich

„die Krone der Märtyrer um einen so wohlfeilen „Preiß erkaufen läßt.“ — Anastasius ward nun erdrosselt, ihm hierauf der Kopf abgeschlagen, und dieser dem Chosrou, als ein desselben würdiges Geschenk, übersandt. Der Mönch, welcher den Anastasius begleitet hatte, kaufte dessen Leichnam von den Persern und brachte ihn in ein, eine Stunde von dem Ort der Hinrichtung gelegenes Kloster des heiligen Sergius. Hier fanden die Gebeine des Vollendeten einstweilen eine Ruhestätte; wurden aber schon im folgenden Jahre zuerst nach Constantinopel, dann nach Palästina gebracht, und in der Kirche des nämlichen Klosters, in welchem der lebendige Anastasius gewandelt hatte, unter einem der darin stehenden Altäre begraben. — Wenige Tage vor seiner Hinrichtung sagte Anastasius zu Einigen der vielen tausenden, theils in Dastagerde, theils in der Umgegend in der Gefangenschaft schmachtenden Christen, daß sie frohen Muthes seyn, und auch ihre Mitgefangenen trösten möchten; denn die Stunde ihrer Befreiung nahe heran, und der ungerechte König, welcher jetzt über Persien herrsche, werde in Kurzem nicht mehr unter den Lebenden seyn. Wirklich kam auch schon zehen Tage nachher Heraklius mit seinem siegenden Heere an; und die Vorhersagung des heiligen Märtyrers ging nun, wie der Leser schon weiß, sehr schnell in Erfüllung.

14. Auch in den Klöstern Syriens und der andern Provinzen gab es während des unglücklichen persischen Krieges eine Menge standhafter Bekenner, mitunter auch heiliger Märtyrer. Größtentheils begaben sich die Mönche bei der Annäherung der Perser auf die Flucht, zerstreuten sich und irrten, hülflos und von Allem entblößt, einige Zeit in der Welt umher. Nicht selten wurden dann ihre Klöster von

den Abgötterern verbrannt; und wo dieß auch nicht geschah, da standen doch jetzt überall menschenleer und öde jene Mauern, die bisher Tag und Nacht von dem Lobe des Ewigen erschallten, und deren demüthige, der Welt entfremdete Bewohner durch ihr frommes Gebet so oft Gottes Segen auf die umliegenden Länder herabgezogen hatten. Die meisten dieser vertriebenen Mönche wanderten nach Aegypten; denn die grenzenlose, alles umschlingende Liebe des heiligen Patriarchen, Johannes des Almosengebers, war der Magnet, der alle Armen, Dürftigen und Leidenden nach Alexandrien zog. In der That scheint es, als wenn Gottes erbarmende Vorsehung diesen heiligen Patriarchen ganz besonders dazu erweckt, vorbereitet und auserkohren hätte, um in jenen verhängnißvollen Zeiten der Trost und Schutzengel der leidenden Menschheit zu seyn. Die zahllosen Werke seiner Liebe übersteigen allen Begriff, und eine Erzählung davon scheint selbst auch die breiteste Bahn der Wahrscheinlichkeit zu verlassen. Man möchte beinahe sagen, der heilige Johannes wußte Steine in Gold zu verwandeln, und unter seinen Händen habe sich oft das Wunder erneuert, durch welches mit fünf Broden mehrere tausend Menschen gespeist und gesättigt wurden.

15. Johannes, mit dem Beinamen der Almosengeber, war aus Cypern gebürtig, und sein Vater Epiphanius mehrere Jahre Statthalter dieser Insel gewesen; aber er legte bei Zeiten sein Amt nieder und ging mit seiner Familie nach Alexandrien. Hier ließ er dem Johannes eine treffliche Erziehung geben, und da ächte Gottesfurcht die Grundlage derselben war, so lohnten der väterlichen Sorgfalt nicht blos des Sohnes schnelle Fortschritte in den Wissenschaften, sondern auch vorzüglich dessen mit jedem

Tage sich immer mehr entwickelnde Schönheit der Seele und Güte des Herzens. Frühzeitig trat Johannes in den Ehestand; aber schon nach einigen Jahren raubte ihm der Tod seine Gattin, und bald darauf auch seine beiden Kinder, die einzigen Früchte seiner keuschen Ehe. Hatten bis jetzt alle Armen in Johannes stets einen Freund und Tröster gefunden; war bisher seine Hand stets zum geben bereit gewesen, ohne ängstlich zu untersuchen, ob der Bittende auch der Gabe werth sey oder nicht; so wurden nun alle Dürftige und Nothleidende, im eigentlichen Sinne des Wortes, Glieder seiner Familie; er betrachtete sie als seine Kinder und Blutsverwandten, und was er besaß, war nicht mehr sein, sondern das Eigenthum seiner neuen zahlreichen Familie. Diese beispiellose Milde, verbunden mit tadellosem Wandel und engelreinen Sitten, erwarben ihm natürlicher Weise im höchsten Grade die Liebe und Verehrung seiner Mitbürger; und als der bischöfliche Sitz von Alexandrien durch des Bischofes Theodors Scribon gewaltsamen Tod *) erlediget ward, wählten die Alexandriner den Johannes zu ihrem Bischof. Der Ruf von Johannes hoher Frömmigkeit ersetzte das Mangelhafte der Wahl, und Epiphanius Sohn, Er, der Laie, ward einstimmig und ohne Widerspruch auf einen der ersten Stühle des Morgenlandes, auf den Stuhl des heiligen Markus erhoben.

16. Sobald Johannes von seiner Kirche Besitz genommen hatte, ließ er alle Oeconomen derselben vor sich rufen, und gab ihnen den Auftrag, durch die ganze Stadt zu gehen, und alle die aufzuzeichnen, welche er als seine Herren und Meister

---

*) Man sehe dieses Bandes 1. Abschnitt, §. 25.

verehren müßte. Die Oeconomen, wie leicht begreiflich, faßten nicht den Sinn dieser Worte, baten daher um nähere Erklärung, wer diese Herren und Meister wären. „Diejenigen," gab ihnen Johannes zur Antwort, „sind es, welche Ihr die Armen nennt, „die aber gerade die kostbarsten Glieder Jesu Christi „sind, welcher unser aller Herr und Meister ist." — Sein Befehl ward befolgt, und nun fanden sich in Alexandrien mehr als sieben Tausend fünf Hundert Arme, welche von jetzt an jeden Tag Alles, was sie zu ihrem Unterhalt nothwendig hatten, von ihm erhielten.

17. Den Nächsten durch falsches Maß und Gewicht zu betrügen, war ein damals unter den Alexandrinern allgemein eingerissener Brauch. Von dem Tage seiner Weihe an steuerte Johannes diesem Frevel, und in der, diesfalls unter seinem Namen erlassenen Verordnung ward für die Zukunft auf dergleichen Frevel die Strafe der Confiscation sämmtlicher Güter des Betrügers zum Vortheil der Armen gesetzt. Doppelt wichtig ist diese Verordnung, theils wegen ihrer innern wohlthätigen Tendenz, theils auch weil sie ein sprechender Beweis ist des bedeutenden Einflusses der Bischöfe jener Zeit auf die innere Verwaltung und vorzüglich auf polizeiliche Fürsorge gegen solche Laster und Frevel, wodurch den Geboten des Evangeliums wie der Kirche offenbar Hohn gesprochen wird, die Religion und deren heiliges Gesetz öffentlich mit Füßen getreten werden *).

*) Heute zu Tage ist, Dank unserer Aufklärung, dieses ganz anders. Gegen die Anmaßungen der Geistlichkeit (?), gegen ihre Eingriffe (?) und gar gegen Priesterherrschaft (???) kann man jetzt nicht genug Schildwachen und Vorposten ausstellen; und wenn es z. B.

18. Zum Loskaufen der Gefangenen verwendete Johannes ebenfalls sehr große Summen. Als

---

einem bekannten Industrie-Zweige gefiel, der bischöflichen Wohnung gegenüber ein Haus der Prostitution zu errichten, so dürfte der Bischof höchstens bei irgend einer, vielleicht selbst nur untergeordneten Polizeibehörde eine unvorschreibliche, unmaßgebliche und unzielsetzliche Anzeige machen; und fände nun eben diese Behörde dennoch einige entschuldigende, oder gar jenes saubere Gewerb rechtfertigende Gründe; dann blieb ihm wahrhaftig nichts übrig, als allenfalls noch — obgleich auch nicht zu jeder Zeit — dagegen predigen zu lassen; jedoch mit der vollen Ueberzeugung, daß alles Predigen nichts helfen würde, weil der leichtfertige Jüngling oder Mann nun nur um so leichter seiner, ihn übermannenden Begierde unterliegen müßte, als ihm, dieselbe zu befriedigen, sogar unter der Aegide der Staatsgewalt, die schönste und beste Gelegenheit dargeboten würde. — Eben so wenig darf ein Bischof sich jetzt darum bekümmern, ob der Sabath der Christen, der große Tag des Herrn, himmelschreiend entweihet und geschändet, oder ein bischen, so oben hinweg noch gefeiert wird; ob dem zarten Knaben in den ersten Schulen mehr von Christus oder von Zoroaster und Mohamed geprediget wird; ob den von ihm, vermöge der von Christus den Bischöfen ertheilten Macht, erlassenen Kirchengeboten und kirchlichen Verordnungen öffentlich gehöhnt, und vorsätzlich ihnen entgegengehandelt wird u. s. w. Um alles dieses hat er sich jetzt nicht mehr zu bekümmern. — Unstreitig sind Bischöfe überall Unterthanen des weltlichen Regenten, und treue Erfüllung der Unterthanspflicht war von jeher eine der ersten und schönsten Tugenden heiliger Bischöfe. Aber demungeachtet sind sie doch ebenfalls, gleich dem weltlichen Regenten, Gesalbte des Herrn; und ein kräftiges, harmonisches Zusammenwirken beider Gewalten, wie in den schönern Zeiten des im Abendlande aufblühenden Christenthums, liegt offenbar in Gottes weisem Plane. Aber was fragt unsere neuere Staatsphilosophie nach göttlicher Weltanordnung. Hirten sollen unsere Bischöfe seyn, nur dürfen sie, wenn Wölfe in die Heerde einbrechen, ihren Mund nicht auf-

verehren müßte. Die Oeconomen, wie leicht begreiflich, faßten nicht den Sinn dieser Worte, baten daher um nähere Erklärung, wer diese Herren und Meister wären. „Diejenigen,“ gab ihnen Johannes zur Antwort, „sind es, welche Ihr die Armen nennt, „die aber gerade die kostbarsten Glieder Jesu Christi „sind, welcher unser aller Herr und Meister ist.“ — Sein Befehl ward befolgt, und nun fanden sich in Alexandrien mehr als sieben Tausend fünf Hundert Arme, welche von jetzt an jeden Tag Alles, was sie zu ihrem Unterhalt nothwendig hatten, von ihm erhielten.

17. Den Nächsten durch falsches Maß und Gewicht zu betrügen, war ein damals unter den Alexandrinern allgemein eingerissener Brauch. Von dem Tage seiner Weihe an steuerte Johannes diesem Frevel, und in der, diesfalls unter seinem Namen erlassenen Verordnung ward für die Zukunft auf dergleichen Frevel die Strafe der Confiscation sämmtlicher Güter des Betrügers zum Vortheil der Armen gesetzt. Doppelt wichtig ist diese Verordnung, theils wegen ihrer innern wohlthätigen Tendenz, theils auch weil sie ein sprechender Beweis ist des bedeutenden Einflusses der Bischöfe jener Zeit auf die innere Verwaltung und vorzüglich auf polizeiliche Fürsorge gegen solche Laster und Frevel, wodurch den Geboten des Evangeliums wie der Kirche offenbar Hohn gesprochen wird, die Religion und deren heiliges Gesetz öffentlich mit Füßen getreten werden *).

*) Heute zu Tage ist, Dank unserer Aufklärung, dieses ganz anders. Gegen die Anmaßungen der Geistlichkeit (?), gegen ihre Eingriffe (?) und gar gegen Priesterherrschaft (???) kann man jetzt nicht genug Schildwachen und Vorposten ausstellen; und wenn es z. B.

18. Zum Loskaufen der Gefangenen verwendete Johannes ebenfalls sehr große Summen. Als

einem bekannten Industrie-Zweige gefiel, der bischöflichen Wohnung gegenüber ein Haus der Prostitution zu errichten, so dürfte der Bischof höchstens bei irgend einer, vielleicht selbst nur untergeordneten Polizeibehörde eine unvorschreibliche, unmaßgebliche und unzielsetzliche Anzeige machen; und fände nun eben diese Behörde dennoch einige entschuldigende, oder gar jenes saubere Gewerb rechtfertigende Gründe; dann blieb ihm wahrhaftig nichts übrig, als allenfalls noch — obgleich auch nicht zu jeder Zeit — dagegen predigen zu lassen; jedoch mit der vollen Ueberzeugung, daß alles Predigen nichts helfen würde, weil der leichtfertige Jüngling oder Mann nun nur um so leichter seiner, ihn übermannenden Begierde unterliegen müßte, als ihm, dieselbe zu befriedigen, sogar unter der Aegide der Staatsgewalt, die schönste und beste Gelegenheit dargeboten würde. — Eben so wenig darf ein Bischof sich jetzt darum bekümmern, ob der Sabath der Christen, der große Tag des Herrn, himmelschreiend entweihet und geschändet, oder ein bischen, so oben hinweg noch gefeiert wird; ob dem zarten Knaben in den ersten Schulen mehr von Christus oder von Zoroaster und Mohamed geprediget wird; ob den von ihm, vermöge der von Christus den Bischöfen ertheilten Macht, erlassenen Kirchengeboten und kirchlichen Verordnungen öffentlich gehöhnt, und vorsätzlich ihnen entgegengehandelt wird u s. w. Um alles dieses hat er sich jetzt nicht mehr zu bekümmern. — Unstreitig sind Bischöfe überall Unterthanen des weltlichen Regenten, und treue Erfüllung der Unterthanspflicht war von jeher eine der ersten und schönsten Tugenden heiliger Bischöfe. Aber demungeachtet sind sie doch ebenfalls, gleich dem weltlichen Regenten, Gesalbte des Herrn; und ein kräftiges, harmonisches Zusammenwirken beider Gewalten, wie in den schönern Zeiten des im Abendlande aufblühenden Christenthums, liegt offenbar in Gottes weisem Plane. Aber was fragt unsere neuere Staatsphilosophie nach göttlicher Weltanordnung. Hirten sollen unsere Bischöfe seyn, nur dürfen sie, wenn Wölfe in die Heerde einbrechen, ihren Mund nicht auf-

er erfuhr, daß die damit beauftragten Verwalter seiner Kirche öfters Geschenke annahmen und nun nicht mehr nach der Richtschnur partheiloser Gerechtigkeit, sondern bloß nach Gunst und den Foderungen ihres eigenen Interesses handelten, ließ er sie zu sich kommen, gab ihnen jedoch auch nicht den leisesten Verweis, wollte überhaupt diese Seite gar nicht berühren, sondern vermehrte einem Jeden sehr bedeutend seinen Gehalt, fügte aber das Verbot hinzu, in Zukunft von irgend Jemand, unter welchem Vorwandt es auch seyn möchte, Geschenke anzunehmen. Durch das liebevolle, schonende Benehmen des Bischofes wurden viele dieser Beamten so gerührt, daß sie die Gehaltserhöhung gar nicht annehmen wollten; alle sich aber nun bestrebten, fernerhin den wohlthätigen Zwecken ihres menschenfreundlichen Patriarchen mit der größten Gewissenhaftigkeit zu entsprechen.

19. Nicht nur in Alexandrien, sondern sogar noch an andern Orten errichtete der heilige Patriarch mehrere Spitäler, und zwar nicht blos für Arme und kraftlose Greise, sondern auch für Pilger und dürftige Reisende. Frommen Einsiedlern gab er Beweise seiner höchsten Achtung, steuerte aber mit großer Wachsamkeit jedem Einmischen derselben in kirchliche oder geistliche Angelegenheiten. Gegen die Mönche hegte er sein ganzes Leben hindurch die größte Liebe und Verehrung. Da der Geist der Welt von jeher diese gottgefälligen Institute anfeindete, mithin ihnen

---

thun; und das Davonlaufen würde ihnen zu weit größerer Ehre und größerem Ruhme gereichen, als das Stehenbleiben und die Heerde vertheidigen auch mit eigener Gefahr. Wahrhaftig, in manchen sogenannten katholischen Ländern und Ländchen sind die Bischöfe jetzt blos Bischöfe in partibus infidelium.

stets so viel Böses, als nur immer möglich, nachsagte, Er auch selbst schon öfters von dem Ungrunde dergleichen boshaften Nachreden sich überzeugt hatte, so konnte man durch Nichts sein Mißfallen mehr erregen, als wenn man sich in seinen Reden als einen Feind der Klöster und Mönche zu erkennen gab. Ueberhaupt duldete er in seiner Gegenwart kein Wort, welches die Liebe des Nächsten verletzen konnte; von dem Sprechenden wandte er sich sogleich hinweg, und fiel dieser zum zweitenmale in den nämlichen Fehler, so gab er seinen Hausofficianten Befehl, den Lieblosen, welcher seine Zunge nicht zu zügeln vermochte, nie mehr den Zutritt zu ihm zu gestatten. In seiner Vaterstadt Amathunt (Amathus) auf der Insel Cypern gründete er aus seinem väterlichen Erbe zwei Klöster. „Ich werde," sagte er zu den Mönchen, „für euer leibliches Wohl sorgen, sorget Ihr, so viel Ihr könnt, für das Wohl meiner Seele. Euer nächtliches Gebet sey demnach für mich, und jenes, welches Ihr am Tage verrichtet, für Euch selbst, für das Volk und die gesammte Christenheit." — Das Beispiel zweier Klöster in einer Stadt, wo man bis jetzt noch keines gesehen hatte, ermunterte nun auch viele Laien, eine Stunde in der Nacht dem Gebete und Lobe Gottes zu heiligen und klösterliche Zucht, in so weit es ihre bürgerlichen Verhältnisse erlaubten, in ihren Häusern einzuführen; so daß in kurzer Zeit in mehrern Theilen der Stadt die Wohnungen gottesfürchtiger Bürger gleichsam in Klöster verwandelt wurden.

20. Als bei den verheerenden Einfällen der Perser in Syrien und Palästina die unglücklichen Einwohner zur Flucht gezwungen wurden, flohen sie Alle nach Aegypten; Priester, Mönche, Laien, Magistratspersonen, Bürger, Landleute, kurz Alles kam

nach Alexandrien, und Alle nahm der von christlicher Milde überfließende Patriarch mit zuvorkommender Liebe auf; ihre ungeheure Menge setzte ihn keinen Augenblick in Verlegenheit; und was ein Jeder bedurfte, ward nun jeden Tag auch Jedem gereicht. Kranke und Verwundete wurden auf seine Kosten geheilt, und jedem gesund Gewordeneu ward es noch überdieß freigestellt, auch nach seiner Genesung so lange, als er wollte, in dem Spital zu bleiben; denn der Bischof hatte den strengsten Befehl gegeben, Niemand daraus zu entlassen, der es nicht selbst verlangen würde. Als die, jeden Tag mit dem Austheilen des Almosens beauftragten Beamten und Oeconomen ihm die Anzeige machten, daß unter denen, welche täglich die Gabe erhielten, auch Manche wären, die wohl gekleidet, sogar mit goldenen Armbändern geschmückt wären, verwieß ein ernster und strafender Blick des heiligen Patriarchen ihnen ihre Lieblosigkeit. „Wollt Ihr,“ sagte er, „die Diener „des demüthigen Johannes seyn, so gehorcht dem Ge„bote desjenigen, der da sprach: Gebet dem, der „Euch darum bittet. Gerade diese, deren Ringe „und goldenen Armbänder Euch zum Anstoß gerei„chen, sind oft am allerunglücklichsten, indem sie „unter dem täuschenden Scheine einer glänzenden „Außenseite, wozu sie nicht selten durch ihre Ver„hältnisse gezwungen werden, nur desto schmerzhafter „von Armuth und Elend gefoltert werden.“ — Eben so schloß er auch jenen den Mund, welche nach einer, an sich ganz richtigen Berechnung menschlicher Klugheit ihn erinnerten, daß seine, offenbar ihre Grenzen überschreitende Freigebigkeit in kurzer Zeit nothwendig alle seine Mittel wohlzuthun, völlig erschöpfen würde. „Seyd unbesorgt,“ sagte er zu diesen, „die Schätze des Herrn sind unermeßlich, „und sie werden hinreichen, wenn auch alle Arme

„der Welt zu der Kirche von Alexandrien ihre Zu„flucht nehmen sollten; an euerm Mangel an Glau„ben und Vertrauen zu dem Herrn mag ich keinen „Antheil haben.“ — Statt seiner Freigebigkeit engere Grenzen zu setzen, erweiterte er vielmehr noch deren Spielraum, und verordnete, daß den Frauen, weil schwächer und daher der Hülfe bedürftiger, als die Männer, doppeltes Almosen, aber dreifaches jungen, ihrer Jugend oder Schönheit wegen der Verführung mehr ausgesetzten Mädchen ertheilt werden sollte, um sie dadurch, so viel möglich, gegen die Fallstricke der Welt zu sichern; indem Armuth bei ihnen nur gar zu leicht eine Quelle des Lasters werden könnte.

21. Aber alle diese Ergießungen beispielloser Milde konnten seinem liebenden Herzen noch nicht genügen. Auch über die Unglücklichen, welche in Syrien und Palästina zurückgeblieben waren, erstreckte sich seine väterliche Fürsorge. Er schickte in diese, von dem Feinde völlig ausgesaugten und verheerten Länder den Ctesippus, einen Mann von bewährter Redlichkeit, mit einer sehr großen Summe Geldes, gab ihm auch noch überdieß eine Menge mit Getraide, allerlei andern Lebensmitteln und vielen Kleidungsstücken beladene Wagen dahin mit. Noch größere Summen gab er dem Abt Thomas vom heiligen Berge und dem Bischofe Gregorius von Riccoture, und sandte beide in die von den Feinden besetzten Städte und Länder, um die dort in der Sclaverei seufzenden Christen von den Persern loszukaufen. Als er die schmerzhafte und peinliche Verlegenheit erfuhr, in welcher der Abt Modestus sich in Jerusalem befand, der so gerne die dort von den Persern theils ganz, theils zur Hälfte zerstörten Kirchen wieder aufgebaut hätte, und dem es doch an Mitteln

dazu gebrach, schickte er ihm tausend Goldstücke, und nebst dieser bedeutenden Summe noch tausend Säcke Getraide, tausend Säcke mit Hülsenfrüchten, tausend Fässer mit getrockneten Fischen, tausend Fässer Wein, tausend Pfund Eisen und tausend, von ihm bezahlte ägyptische Arbeiter. Er schrieb dabei dem Modestus, daß er ihm verzeihen möchte, wenn das, was er ihm hier sende, so wenig zureichend sey, um einen, Jesu Christi würdigen Tempel damit zu erbauen. Gerne würde er, wenn es möglich wäre, selbst kommen, um mit eigenen Händen an dem Bau der Kirche der Auferstehung zu arbeiten. Durch diese mächtige, beinahe unglaubliche Unterstützung ward Modestus in den Stand gesetzt, vier Kirchen wieder herzustellen, nämlich die Kirche auf dem Calvarie-Hügel, die der Auferstehung und endlich auch noch die Kreuz- und Himmelfahrts-Kirche; die Letztere mußte von Grund aus wieder neu auferbauet werden.

22. Des heiligen Johannes unbeschränktes Vertrauen auf Gottes, aus jeder Noth erbarmungsvoll helfende Vorsehung ward indessen doch einigmal auf harte Proben gesetzt. Die beinahe mit jedem Tage zunehmende Menge der Armen hatte endlich des Bischofs Kasse, wie dessen Korn- und Fruchtspeicher erschöpft; das Nilwasser erreichte nicht seine gewöhnliche Höhe und ganz Aegyptenland ward mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Von einigen reichen Bürgern in Alexandrien nahm Johannes, gegen ausgestellte Schuldscheine, tausend Pfund Gold auf. Aber auch dieses Geld war endlich ausgegeben, und da Geldmangel und überall herrschende Theurung selbst wohlhabende Leute für ihre eigene und ihrer Familie Existenz besorgt machten, so fand der Patriarch Niemand mehr, der ihm Geld borgen wollte. Ein zu Alexandrien wohnender, sehr bemittelter Mann, dem

es längst schon nach der Diaconswürde gelüstete, der aber leider zum zweitenmale verheirathet war, überreichte jetzt dem Patriarchen in seiner Verlegenheit eine Denkschrift, in welcher er sich erbot, zum Besten der vielen Nothleidenden ihm hundert und achtzig Pfund Gold und zwei hundert Scheffel Getraide zu geben, jedoch unter der Bedingung, daß er ihn zum Diacon weihen möchte. Das Unregelmäßige des Verfahrens suchte er zu beschönigen durch eine Stelle aus dem heiligen Paulus, welche er auf die gegenwärtige drückende Zeit und auf die Wohlthaten bezog, die aus seiner, obgleich gesetzwidrigen Weihe den Armen zufließen würden. Johannes ließ den Mann zu sich rufen. „Euer Anerbieten," sagte er zu ihm, „ist schön und verführerisch; in der peinlichen Verlegenheit, in welcher ich mich befinde, „würde es für mich eine große Erleichterung seyn. „Aber ich kann das Opfer nicht annehmen, es ist „nicht rein; denn sträfliche Absichten beflecken die Hände, die es auf den Altar der Armuth niederlegen „wollen. Ehe wir beide auf der Welt waren, hat „Gott für die Nothleidenden gesorgt; auch in der „Zukunft wird er für dieselben sorgen, und wenn wir „seinen heiligen Geboten getreu bleiben, kann er die „zehen letzten Scheffel Getraide, die noch auf den „Fruchtspeichern meiner Kirche liegen, eben so leicht „vermehren, als es Ihm einst in seiner unendlichen „Erbarmung die fünf Brode zu vermehren gefallen „hat." — Beschämt verließ der reiche Mann den bischöflichen Pallast; und die Geschichte schweigt darüber, ob er allenfalls durch eine freiwillige, von keinem Eigennutz befleckte Gabe für die nun kund gewordene Unlauterkeit seines Herzens einigen Ersatz geleistet habe, oder nicht. Aber ohne zu straucheln hatte der heilige Patriarch die Prüfung bestanden; und nun liefen noch am Abend desselben Tages zwei

ihm gehörige, sehr große und reich beladene Schiffe in dem Hafen von Alexandrien ein. — Noch härter wollte Gott die Geduld und Ergebung seines Dieners prüfen, als dreizehn große, der Kirche von Alexandrien gehörige, schwer beladene Schiffe durch einen fürchterlichen Sturm auf dem adriatischen Meere mit ihrer ganzen reichen Ladung zu Grunde gingen. Der Verlust schien unersetzlich, und dennoch bedurfte auch bei diesem Unfall der heilige Patriarch keines Trösters, sondern er selbst tröstete vielmehr die Schiffleute, welche ihr Leben gerettet hatten, mit den bekannten Worten Hiobs. Aber gleich diesem, ward nun auch bald darauf dem Patriarchen von dem Herrn Alles zweifach ersetzt, und Johannes fand einem in seiner Kirche verborgenen Schatz, der ihn in Stand setzte, seiner Freigebigkeit nun gar keine Schranken mehr zu setzen *).

23. Aber bei diesem Strom von Reichthümern, der unter den Händen des Patriarchen über alle Leidende, welchem Lande oder welcher Provinz sie angehören möchten, sich unaufhörlich ergoß, lebte er doch selbst so beschränkt, und mit einer Einfachheit, die man an einem Patriarchen evangelische

*) In seinen Annalen, ad an. 620, erzählt Baronius, auf das Zeugniß des Bischofs Leontius, daß wunderbarer Weise mehrere mit Honig gefüllte Fässer sich in eben so viele, mit Gold gefüllte Fässer verwandelt hätten. Lassen wir einstweilen diese Erzählung auf ihrem Werthe beruhen; immer bleibt es eine historische Thatsache, daß die, kurz vorher völlig erschöpften Kassen der Kirche von Alexandrien nun plötzlich, man weiß nicht wie, mit Geld so reichlich gefüllt waren, daß der heilige Patriarch nun auch den, in Geldverlegenheit sich befindenden Kaiser Heraklius, oder, wenn man lieber will, den geldbedürftigen Staat; in seine Armenliste eintragen konnte.

Armuth nennen könnte. Seine Kleidung, seine Tafel und die ganze Einrichtung seiner bischöflichen Wohnung waren äußerst ärmlich; und die gemeine wollene Decke, unter welcher er schlief, war so abgenutzt und zerlumpt, daß Einer seiner Verehrer, ein sehr begüterter Mann, eine prächtige, reich mit Gold gestickte Decke kaufte und solche dem Patriarchen zum Geschenke machte. Aus Liebe zu dem Geber nahm Johannes die Gabe an, schlief aber nur eine einzige Nacht unter derselben; gleich am ersten Morgen ließ er sie zum Besten der Armen verkaufen; er sagte, die Decke störe seinen Schlaf, indem sie ihm unaufhörlich das Bild der Armuth, die oft kein Bett hätte, sich gegen nächtliche Kälte zu schützen, nur noch um so lebendiger vor die Augen führe. Als der reiche Freund dieses erfuhr, kaufte er die Decke wieder an sich, und gab sie dem Patriarchen zurück; aber nun ließ sie Johannes zum zweitenmal und bald darauf zum drittenmale verkaufen, und sagte lächelnd zu dem, der ihm das Geschenk gemacht hatte: „Wir wollen sehen, wer von uns Beiden „den andern zuerst müde machen wird.“

24. Auch alle übrigen Werke der Barmherzigkeit übte der gottselige Patriarch mit gleicher Liebe. Zur Zeit einer Pest war er unermüdet in seinen Besuchen der Kranken und Sterbenden; sorgte für deren leibliches wie geistiges Wohl, labte die Körper und stärkte die Seelen und drückte denjenigen, die gleichsam in seinen Armen starben, mit eigener Hand die Augen zu. Für die Beerdigung der Todten war er dann nicht minder besorgt, besonders für Collekte zu Seelen-Messen für die Ruhe der Verstorbenen. Der Ertrag solcher Collekten ward, wie gewöhnlich, wieder zum Nutzen der Armen verwandt; denn für das Auskommen seiner Geistlichen hatte Jo-

hannes hinreichend gesorgt; auch waren sie alle, durch das Beispiel ihres heiligen Bischofes, von dem nämlichen Geiste der Nächstenliebe und Uneigennützigkeit beseelt.

25. Obgleich, wie schon bemerkt worden, Johannes die Einsiedler und Mönche wahrhaft liebte und ehrte, so machte er sie, in Beziehung auf sein kirchliches Regiment, doch nie zu seinen vertrauten Räthen. Nur in Ansehung des Johannes Moschus und dessen Schülers, des Sophronius, glaubte er sich eine Ausnahme erlauben zu dürfen. Beide waren, nicht blos durch große Frömmigkeit, sondern auch gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer; Letzterer ward in späteren Jahren auf den Stuhl von Jerusalem, und nach seinem Tode von der Kirche unter die Zahl der Heiligen erhoben. Durch die Bekämpfung der Severianer hatte Johannes Moschus sich sehr wesentliche Verdienste um die Kirche von Alexandrien erworben; denn durch seine gründlichen und gemüthvollen Schriften belehrt, kehrten viele, so gar ganze, in dem Wahn der Severianer oder Akephalen befangene Städte, Flecken, ja selbst Klöster wieder zu der Gemeinschaft der allgemeinen, wahren Kirche zurück. Im höchsten Grade besaß daher Moschus das Zutrauen des heiligen Patriarchen, und in Ansehung seines Benehmens gegen die von seiner Kirche getrennten Sekten befolgte Johannes blindlings den Rath des Moschus, als eines vollkommen zuverlässigen, ihn stets sicher leitenden Führers. Aber eben diese Sekten hielt der, für das Wohl seiner Heerde äußerst besorgte Oberhirt für so gefährlich, daß er unablässig die Gläubigen ermahnte, alle Gemeinschaft mit denselben zu meiden, und zwar so strenge zu meiden, daß, wenn sie sich an einem Ort oder in einer Stadt befänden, wo alle Ein-

wohner und deren Kirche den Severianern, oder einer mit diesen verwandten Sekte angehörten; sie lieber auf allen öffentlichen Gottesdienst verzichten, als mit denselben Kirchengemeinschaft eingehen sollten; sie befänden sich alsdann, fügte er hinzu, in der Lage verheiratheter Männer, die, obgleich weit und lange von ihren Frauen entfernt, dennoch keine Andere ehelichen dürften.

26. Wüßten wir nicht, daß jedem Menschen die Tage seines Lebens von der Vorsehung zugewogen werden, und daß es ewige Weisheit und Liebe sind, welche die Wagschale halten; so müßten wir wahrhaft bedauern, daß das Oberhirtenamt des heiligen Patriarchen Johannes nur eine Dauer von kaum zehen Jahren hatte; während ein Sergius, der nun schon anfieng, von der geraden Bahn, die er anfänglich betreten, immer mehr und mehr abzuweichen, und auf finstern Nebenpfaden sich zu verlieren, über dreißig Jahre auf dem Stuhle von Constantinopel saß. — Auf Verlangen seines Freundes, des Patriarchen Nicetas, beschloß Johannes mit demselben nach Constantinopel zu reisen, um den Kaiser, bevor er seinen Feldzug gegen die Perser antrat, zu segnen, und für ihn und dessen Sohn, den jungen Constantinus zu beten. Auf der Insel Rhodus, trat der Patriarch an das Land. Aber hier hatte er gleich in der ersten Nacht ein Gesicht, das seinem Reiseplan nun schnell eine weit andere Richtung gab. Ihm erschien nähmlich, zwar in dem Gewandte eines kaiserlichen Evnuchen, aber von ungemeiner Glorie umstralt, eine himmlische Gestalt, die, einen goldenen Zepter ihm reichend, ihn mit den Worten anredete: „Johannes, folge mir; denn der „König der Könige ruft dich zu sich.“ — Gleich am folgenden Morgen sagte Johannes zu seinem

Freunde Nicetas: „Du rufest mich zu dem irdischen, „zeitlichen Kaiser; aber wisse, daß der König aller „Kaiser und Könige dir zuvorgekommen ist.“ — Er erzählte ihm hierauf die nächtliche Erscheinung, nahm von ihm Abschied und ging nach Amathunt auf der Insel Cypern.

27. Sobald Johannes in seiner Vaterstadt angekommen war, schrieb er seinen letzten Willen nieder. Er beginnt damit, daß er Gott dankt, der sein Gebet erhört, und arm ihn sterben lasse, ihn, der bei dem Antritt seines bischöflichen Amtes vier tausend Pfund Goldes in der Kasse gefunden, und dem noch überdieß von jenen, welche Jesum lieb haben, ganz ungeheure Summen zum Besten der Armen wären zugestellt worden; dürftig und blos sey er in die Welt getreten, und dürftig und blos verlasse er dieselbe. Das ganze Vermögen des sterbenden Patriarchen bestand in einigen Drachmen, und er verordnete, daß diese nun ebenfalls ihren wahren Eigenthümern, nähmlich den Armen sollten zurückgegeben werden. Bald darauf starb er, und ward in der, von dem heiligen Bischofe Tychon, zu Zeiten Theodosius des jüngern erbauten Kirche beigesetzt. In dem Grabe, in welches man ihn legen wollte, lagen schon zwei andere in dem Herrn entschlafene Bischöfe dicht neben einander begraben, und zum Erstaunen einer Menge Zeugen rückten nun wunderbarer Weise die Gebeine dieser beiden Bischöfe auseinander, gleichsam um dadurch anzuzeigen, daß dem höher Begnadigten auch der ehrenvollere Platz in ihrer Mitte gebühre.

28. Leontius, Bischof von Neapolis, in Palästina, ein jüngerer Zeitgenosse des Heiligen, hinterließ uns dessen Lebensbeschreibung. Er versichert,

Alles was er erzähle, aus dem Munde des Menas, ersten Oeconomen der Kirche von Alexandrien gehört zu haben. Auch Moschus schrieb die Geschichte des heiligen Johannes; aber sie ist nicht auf uns gekommen, und wir haben große Ursache, diesen Verlust zu bedauern.

29. Bevor wir von dem liebenswürdigen, weil selbst liebevollen Heiligen scheiden; müssen wir noch eines sehr schönen und zugleich lehrreichen Zuges aus seinem, Gott und dem Nächsten geweiheten Leben hier mit einigen Worten erwähnen. — Johannes war eines Tages mehr als gewöhnlich mit Geschäften überhäuft, und mußte bei schon ziemlich weit vorgerücktem Tage noch in eine, von seiner bischöflichen Wohnung weit entfernte Kirche gehen. Unter Weges trat ihm eine Frau entgegen, die, obgleich sie sah, daß der Bischof sehr eilte, ihn dennoch anhielt, ihm eine Bittschrift überreichte, und um Schutz gegen angedrohte Gewaltthätigkeiten von Seite einiger ihrer Anverwandten bat. Da die Angelegenheit dieser Frau nicht von der Art war, daß eine Verzögerung von einem oder zwei Tagen hätte Nachtheil bringen können, so machten die Begleiter des Patriarchen ihr bemerkbar, daß es jetzt an der Zeit schon ziemlich spät wäre, sie mithin morgen sich nach der bischöflichen Wohnung begeben und dort ihre Angelegenheit vorbringen müßte. Die Frau war sogleich bereit, sich zurückzuziehen; aber Johannes ließ dieses nicht zu, las die ihm überreichte Schrift, richtete mehrere Fragen an die Bittstellerin, verfügte hierauf, was in der Sache zu verfügen war, und gab einem, der ihn begleitenden Defensoren seiner Kirche den Auftrag, seine Verordnungen sogleich in Vollzug zu setzen, mit dem Zusatz, daß, wenn es nöthig seyn sollte, er die gewöhnliche

Zeit seines Mittagmahles heute nur um einige Stunden zurücksetzen möchte, um dann, wenn die Frau völlig beruhiget und zufrieden gestellt wäre, es mit desto größerm Segen zu genießen. Gegen seine übrigen Begleiter sich wendend, sagte er zu diesen: „Wenn der allmächtige Gott, gleichsam uneingedenk „seiner unendlichen Majestät, uns gestattet, jeden „Augenblick Ihm zu nahen, unsre Angelegenheiten, „Bitten und Wünsche vorzutragen, und Er alsdann „sogleich bereit ist, uns anzuhören, unsere Bitten „zu gewähren, oder durch himmlischen Trost die Leiden unsers gepreßten Herzens zu lindern, so geziemt „es wahrhaftig um so vielmehr auch uns, die wir „Staub und Asche sind, gegen unsere Brüder und „Schwestern, ebenfalls Staub und Asche, gleiche Bereitwilligkeit zu zeigen. Hat der Mund der ewigen „Wahrheit nicht gesagt, daß wir uns bestreben sollen, unserm himmlischen Vater, so viel es in unsern Kräften liege, ähnlich zu werden? Und zudem „wer von Euch kann mir dafür bürgen, daß ich „morgen noch am Leben seyn werde? Wirket so „lange es Tag ist u. s. w.“ — Goldene Worte, würdig eines heiligen Bischofes, wandelnd in den Fußtapfen desjenigen, der da sagte: „Meine Nahrung „ist die, daß ich den Willen meines himmlischen Vaters erfülle;“ möchten sie doch in den Herzen aller Großen und Mächtigen dieser Erde und deren ersten Diener mit unauslöschlichen Flammenzügen geschrieben stehen; um wie Vieles würde dann die Masse menschlichen Elendes nicht geringer seyn!

30. Der, welcher Johannes dem Almosengeber auf dem Stuhle des heiligen Marcus folgte, hieß Georg; aber dunkel und verworren wird von jetzt an die Geschichte dieser Kirche; denn Aegypten, vorher schon eine Zeit lang die Beute der Perser,

ward nicht lange nachher ein Raub der Sarazenen; und immer mehr und mehr erlosch nun der Glanz der einst so hehr und hell flammenden Leuchte von Alexandrien.

II.

1. Schon im zweiten Monate nach dem Tode des heiligen Deusdedit bestieg Bonifacius V. am 29. December 617 den päbstlichen Stuhl. — Mit heiliger Treue und erleuchtetem Eifer entsprach dieser gottselige Pabst allen Pflichten seines erhabenen Berufes; und seine sich nie verleugnende Sanftmuth, in Verbindung mit einer, über Alles in der Nähe und Ferne sich verbreitenden Wohlthätigkeit, machten, nach einem nicht sehr langen Pontificate von kaum acht Jahren, sein Andenken allen Römern unvergeßlich.

2. Gegen das Ende der Regierung Bonifacius V. kam im Jahre 625 das Concilium zu Rheims zusammen. Unter dem Vorsitze des Erzbischofes Sonnacius von Rheims, fanden sich über vierzig Bischöfe dabei ein. Das Wesentlichste ihrer Verhandlungen war, daß sie alle Satzungen des, zehen Jahre vorher zu Paris gehaltenen Nationalconciliums auf das neue bestätigten. Indessen gaben die versammelten Bischöfe doch auch einige neue Verordnungen; so z. B. geboten sie durch den sechsten Canon, jeden königlichen Beamten oder Richter, der sich erkühnen würde, einen Geistlichen ohne dessen Bischofes Erlaubniß zu verurtheilen oder zu bestrafen, aus der Kirchengemeinschaft auszustoßen; machten es aber zugleich den Bischöfen zur heiligsten

Pflicht, mit Strenge über der Aufführung ihrer Geistlichen zu wachen, und kein Vergehen oder Verbrechen derselben unbestraft zu lassen. In dem siebenten Canon wird unter einigen noch nähern Bestimmungen, das den Kirchen zustehende Recht des Asils abermals bestätiget, und die Strafe der Excommunication gegen diejenigen ausgesprochen, welche einen in eine Kirche geflohenen mit Gewalt aus derselben herausnehmen würden, bevor sie ihm die eidliche Zusage gemacht, daß er weder mit dem Tode, noch mit Verstümmelung oder der Folter sollte bestraft werden. Durch den fünf und zwanzigsten und letzten Canon ward endlich festgesetzt, daß ein Bischof stets in dem Lande, in welchem seine Kirche liegt, gebürtig seyn müßte; wäre er dieß nicht, so sollten jene, welche ihn zum Bischofe consecrirt hätten, mit einem dreijährigen Interdict belegt; er selbst aber sollte seines Bisthums wieder entsetzt werden. Wie es scheint, bestand dieser Gebrauch schon früher in den Kirchen der fränkischen Monarchie; denn blos deßwegen, weil er ein Ausländer war, hatte einige Jahre früher der heilige Gallus, Schüler des heiligen Columbanus, das ihm angetragene Bisthum Constanz von sich abgelehnt, und seinen in dieser Gegend gebürtigen Diacon Johannes zum Bischofe consecriren lassen.

3. Auch auf diesem Concilium, welchem sechs Metropolitan-Bischöfe beiwohnten, waren mehrere durch Heiligkeit ausgezeichnete Bischöfe gegenwärtig. Die berühmtesten davon sind der heilige Arnulph von Metz, dessen Lebensgeschichte dem Leser schon bekannt ist, ferner der heilige Sulpitius von Bourges, mit dem Beinamen der Fromme*) und der

*) Um ihn von Sulpitius dem Strengen, ebenfalls Bi-

heilige Kunibert von Cöln *). In der Lebensgeschichte des heiligen Sulpitius finden wir einen Beweis, daß es bei den Königen und Fürsten jener Zeit schon Sitte war, Hofkapläne mit sich zu führen und bei ihren Heeren Feldpatres anzustellen, welche größtentheils aus den Klöstern genommen wurden; denn Clothar II. hatte den heiligen Sulpitius, bevor er auf den bischöflichen Stuhl erhoben ward, zu seinem Almosenier (grand Aûmonier) und Abt ernannt über alle bei seinem Heere angestellte Mönche, deren vorzügliches Geschäft es war, die Soldaten in der christlichen Lehre zu unterrichten, und ihnen im Felde die heiligen Sacramente zu reichen. — Zwanzig Jahre stand Sulpitius der Kirche von Bourges vor, und starb endlich, reich an Werken, die ihm in die Ewigkeit folgten, im Jahre 644.

4. Einige Jahre, bevor das Concilium zu Rheims zusammen kam, stiftete der heilige Richarius das Kloster von Centula, das nachher sehr berühmt ward und den Namen seines Stifters erhielt. Richarius war aus der Landschaft Penthieu gebürtig, aus einem der edelsten Geschlechter entsprossen, und der einzige Erbe sehr bedeutender väterlicher

---

schof von Bourges, zu unterscheiden. Beide, der fromme wie der strenge, waren ausgezeichnete Bischöfe und wurden nach ihrem Tode von der Kirche den Heiligen zugezählt.

**) Als der heilige Arnulph von Metz den Hof verließ, übertrug König Dagobert die Leitung der Regierungsgeschäfte dem heiligen Kunibert, der auch unter Dagoberts Sohn, König Sigebert, an der Spitze der Geschäfte blieb und in dem Staatsrathe den Vorsitz führte. Während der Unruhen, welche der ehrgeizige Grimoald erregte, verließ auch Kunibert den Hof und zog sich in sein Bisthum Cöln zurück.

Güter. Zwei fromme Priester aus Irland, welche Richarius, als sie nach Frankreich kamen, in sein Haus aufnahm, wurden die Werkzeuge seiner Bekehrung. Er schenkte allen seinen Sclaven die Freiheit, vertheilte den größten Theil seiner Reichthümer unter die Armen, und führte ein so streng büßendes Leben, daß er nur zweimal die Woche aß, und zwar blos Gerstenbrod, und auch dieses noch für eine zu ausgesuchte Nahrung hielt, es daher stets mit etwas Asche bestreute. Zum Priester geweihet, fühlte er einen innern Beruf zum Predigen, und wunderbar segenvoll war überall, wo er hinkam, der Erfolg seiner Reden. Endlich verließ er Frankreich und ging nach Großbritanien, um auch unter den dortigen Christen, durch seine ernsten Predigten, den Geist der Buße auf das neue wieder zu wecken. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich gründete Richarius das oben erwähnte Kloster. Der weit verbreitete Ruf seiner hohen Frömmigkeit drang endlich sogar an Dagoberts Hof; und um Worte des Trostes und der Belehrung aus dem Munde des Heiligen zu vernehmen, verschmähete es König Dagobert nicht, ihn einigemal selbst zu besuchen. Mit der, den Ermahnungen eines Boten der göttlichen Gnade schuldigen Demuth hörte Clothars Sohn dem Heiligen zu, besonders wenn derselbe von der Nichtigkeit aller irdischen Größe und der schweren, furchtbaren Rechenschaft sprach, welche Jene, die Gott an die Spitze der Völker, zu Beförderung deren zeitlichen und ewigen Wohls gestellt, einst dem strengen, Alles wissenden und Alles durchforschenden Richter würden abzulegen haben *).

---

*) Heilige werden freilich heute zu Tage nicht mehr von Königen und Fürsten besucht: diese Sitte ist längst vorüber; und auf die große Auszeichnung eines könig·

5. Auch die zunehmende Verbreitung des Christenthums in den, dem Heidenthum noch ergebenen angelsächsischen Reichen in Britanien, lag dem eben so frommen und demüthigen, als leutseligen Pabste ungemein am Herzen. Edwin, König von Northumberland hatte um die Hand Edelburga's, der Schwester Ethebalds, Königes von Kent geworben, dieser 'aber den Antrag aus dem Grunde abgelehnt, weil es ungeziemend sey, eine christliche Jungfrau mit einem Heiden zu vermählen. Aber Edwin hatte Edelburge schon gesehen; und diese, mit allen Reitzen der Jugend und Schönheit geschmückt, ihn mit leidenschaftlicher Liebe entflammt. Um den Gegenstand seiner heisesten Wünsche nicht auf immer zu verlieren, versprach also Edwin seiner künftigen Gemahlin und deren ganzem Gefolge völlig freie Aus-

---

lichen oder fürstlichen Besuches haben jetzt nur solche einen Anspruch, die gerade die Antipoden jeder Heiligkeit sind, etwa Männer, wie die Philosophen von Fernei und Ermenoville, allenfalls auch berühmte Dilettanten des heidnischen Alterthums, oder Hierophanten, voll dithirambischer Begeisterung im Gebiete antiquarisch heidnischer Kunst. Nur solche Männer fesseln den Blick der Welt, mithin auch der Großen und Mächtigen derselben. — Indessen müssen wir aber auch gestehen, daß leider jetzt die Heiligen eine höchst seltene Erscheinung sind; und die Wenigen, die es gibt, wie es Ihrer zu jeder Zeit geben wird — (denn diesen Charakter hat Christus selbst in unverweslichen Zügen seiner Kirche aufgedrückt) — und daß also die Wenigen, die es gibt, weil von der Welt, wo nicht für ganz doch wenigstens für halb verrückt gehalten, längst aufgehört haben, ein Gegenstand der Verehrung zu seyn. Wer der Welt dient, kann nur achten, was die Welt ebenfalls achtet, und muß nothwendig verachten, was nicht zur Welt paßt. Zum Lohne wird ihn aber einst die Welt eben so dahin fahren lassen, wie sie seit Jahrtausenden alle, die ihr fröhnten, dahin fahren ließ.

übung ihrer Religion; er gestattete ferner, daß die Prinzessin so viele Geistliche, als sie nur immer wollte, mit sich bringen könnte, und erklärte endlich, daß er selbst nicht abgeneigt sey, ein Christ zu werden, so bald er nur, mit Zuziehung einiger der weisesten Männer seines Hofes, diese Religion hinreichend geprüft und sie der unendlichen Gottheit würdig gefunden haben würde. Edelburge ward nun nach Northumberland gesandt. Nebst einem zahlreichen Gefolge von Christen gab man ihr auch den Paulinus mit, nachdem derselbe kurz vor seiner Abreise von dem Erzbischofe Justus von Canterbury, des heiligen Augustinus drittem Nachfolger auf diesem Stuhle, zum Bischof war geweihet worden.

6. Am Hofe des Königs von Northumberland angekommen, war es anfänglich Paulinus vornehmstes Geschäfte, die Christen aus dem Gefolge der Königin nicht blos in ihrem Glauben, sondern vorzüglich auch in Ausübung aller christlichen Tugenden zu befestigen; er hoffte, durch den tugendhaften, tadellosen Wandel derselben, die Aufmerksamkeit der Heiden zu erregen, die Gemüther für die christliche Religion und deren heilige Moral dadurch desto empfänglicher zu machen. Bald wagte Paulinus auch einen Versuch, den Götzendienern das Evangelium zu predigen; aber leider für jetzt noch ohne allen Erfolg.

7. Diesen Zustand der Dinge in Northumberland und die Hoffnungen, zu welchen der König berechtigte, hatte indessen der Erzbischof von Canterbury nach Rom berichtet. Die günstige Stimmung des Königs der Northumbrier wollte der Pabst nicht ungenutzt lassen und, von heiligem Eifer geleitet, schrieb er zwei sehr lange Briefe, einen an Edwin,

den andern an Edelburge, Königs Edwin Gemahlin. In seinem Schreiben an Edwin sagt Bonifacius, daß, da der Welterlöser befohlen habe, das Evangelium in der ganzen Welt zu predigen, es dem Pabste, als dem Oberhaupt der Christenheit vorzüglich gezieme, ihm, dem König, die göttliche Lehre zu verkündigen Der Pabst entwickelt hierauf in gedrängter, aber lichtvoller Kürze, einige der vornehmsten Grundwahrheiten unserer heiligen Religion, und ermahnt den König, dem Wahn der Abgötterei zu entsagen, den allein wahren dreieinigen Gott anzubeten, die heilige Taufe zu empfangen und sich auf immer dem Dienst Desjenigen zu weihen, der ihn erschaffen, mit seinem kostbaren Blute erlöst, von der Gewalt des Dämons befreiet, und zur ewigen Glorie und Seligkeit ihn bestimmt habe. In dem Briefe an die Königin ermuntert der Pabst dieselbe, sowohl durch Belehrung und Uebung jeder sanften, ihrem Geschlechte vorzüglich geziemenden Tugend, als auch durch Gebet zu dem allmächtigen Gott, nach allen Kräften an der Belehrung ihres Gemahls zu arbeiten. Die beiden Briefe des Pabstes begleiteten verschiedene Geschenke sowohl für den König wie für die Königin; für Jenen ein in Gold gestickter Mantel; für Edelburge ein ebenfalls in Gold gesticktes Kleid, nebst einem silbernen Spiegel und einem, aus Elfenbein verfertigten, mit Gold eingelegten Kamm.

8. Die Ermahnungen des erleuchteten Pabstes fielen zwar nicht auf steinigen Boden; aber noch benetzte diesen nicht der Thau göttlicher Gnade; und erst nach ein paar Jahren, als die für Edwin und dessen Volk glückliche Stunde göttlicher Erbarmung geschlagen hatte, brachte der von Bonifacius ausgestreute Saame zehen- und hundertfältige Frucht her-

Freunde Nicetas: „Du rufest mich zu dem irdischen, „zeitlichen Kaiser; aber wisse, daß der König aller „Kaiser und Könige dir zuvorgekommen ist.“ — Er erzählte ihm hierauf die nächtliche Erscheinung, nahm von ihm Abschied und ging nach Amathunt auf der Insel Cypern.

27. Sobald Johannes in seiner Vaterstadt angekommen war, schrieb er seinen letzten Willen nieder. Er beginnt damit, daß er Gott dankt, der sein Gebet erhört, und arm ihn sterben lasse, ihn, der bei dem Antritt seines bischöflichen Amtes vier tausend Pfund Goldes in der Kasse gefunden, und dem noch überdieß von jenen, welche Jesum lieb haben, ganz ungeheure Summen zum Besten der Armen wären zugestellt worden; dürftig und blos sey er in die Welt getreten, und dürftig und blos verlasse er dieselbe. Das ganze Vermögen des sterbenden Patriarchen bestand in einigen Drachmen, und er verordnete, daß diese nun ebenfalls ihren wahren Eigenthümern, nähmlich den Armen sollten zurückgegeben werden. Bald darauf starb er, und ward in der, von dem heiligen Bischofe Tychon, zu Zeiten Theodosius des jüngern erbauten Kirche beigesetzt. In dem Grabe, in welches man ihn legen wollte, lagen schon zwei andere in dem Herrn entschlafene Bischöfe dicht neben einander begraben, und zum Erstaunen einer Menge Zeugen rückten nun auf wunderbarer Weise die Gebeine dieser beiden Bischöfe auseinander, gleichsam um dadurch anzuzeigen, daß dem höher Begnadigten auch der ehrenvollere Platz in ihrer Mitte gebühre.

28. Leontius, Bischof von Neapolis, in Palästina, ein jüngerer Zeitgenosse des Heiligen, hinterließ uns dessen Lebensbeschreibung. Er versichert,

Alles was er erzähle, aus dem Munde des Menas, ersten Oeconomen der Kirche von Alexandrien gehört zu haben. Auch Moschus schrieb die Geschichte des heiligen Johannes; aber sie ist nicht auf uns gekommen, und wir haben große Ursache, diesen Verlust zu bedauern.

29. Bevor wir von dem liebenswürdigen, weil selbst liebevollen Heiligen scheiden; müssen wir noch eines sehr schönen und zugleich lehrreichen Zuges aus seinem, Gott und dem Nächsten geweiheten Leben hier mit einigen Worten erwähnen. — Johannes war eines Tages mehr als gewöhnlich mit Geschäften überhäuft, und mußte bei schon ziemlich weit vorgerücktem Tage noch in eine, von seiner bischöflichen Wohnung weit entfernte Kirche gehen. Unter Weges trat ihm eine Frau entgegen, die, obgleich sie sah, daß der Bischof sehr eilte, ihn dennoch anhielt, ihm eine Bittschrift überreichte, und um Schutz gegen angedrohte Gewaltthätigkeiten von Seite einiger ihrer Anverwandten bat. Da die Angelegenheit dieser Frau nicht von der Art war, daß eine Verzögerung von einem oder zwei Tagen hätte Nachtheil bringen können, so machten die Begleiter des Patriarchen ihr bemerkbar, daß es jetzt an der Zeit schon ziemlich spät wäre, sie mithin morgen sich nach der bischöflichen Wohnung begeben und dort ihre Angelegenheit vorbringen müßte. Die Frau war sogleich bereit, sich zurückzuziehen; aber Johannes ließ dieses nicht zu, las die ihm überreichte Schrift, richtete mehrere Fragen an die Bittstellerin, verfügte hierauf, was in der Sache zu verfügen war, und gab einem, der ihn begleitenden Defensoren seiner Kirche den Auftrag, seine Verordnungen sogleich in Vollzug zu setzen, mit dem Zusatz, daß, wenn es nöthig seyn sollte, er die gewöhnliche

Zeit seines Mittagmahles heute nur um einige Stunden zurücksetzen möchte, um dann, wenn die Frau völlig beruhiget und zufrieden gestellt wäre, es mit desto größerm Segen zu genießen. Gegen seine übrigen Begleiter sich wendend, sagte er zu diesen: „Wenn der allmächtige Gott, gleichsam uneingedenk „seiner unendlichen Majestät, uns gestattet, jeden „Augenblick Ihm zu nahen, unsre Angelegenheiten, „Bitten und Wünsche vorzutragen, und Er alsdann „sogleich bereit ist, uns anzuhören, unsere Bitten „zu gewähren, oder durch himmlischen Trost die Lei„den unsers gepreßten Herzens zu lindern, so geziemt „es wahrhaftig um so vielmehr auch uns, die wir „Staub und Asche sind, gegen unsere Brüder und „Schwestern, ebenfalls Staub und Asche, gleiche Be„reitwilligkeit zu zeigen. Hat der Mund der ewigen „Wahrheit nicht gesagt, daß wir uns bestreben sol„len, unserm himmlischen Vater, so viel es in un„sern Kräften liege, ähnlich zu werden? Und zudem „wer von Euch kann mir dafür bürgen, daß ich „morgen noch am Leben seyn werde? Wirket so „lange es Tag ist u. s. w.“ — Goldene Worte, würdig eines heiligen Bischofes, wandelnd in den Fußtapfen desjenigen, der da sagte: „Meine Nahrung „ist die, daß ich den Willen meines himmlischen Va„ters erfülle;“ möchten sie doch in den Herzen aller Großen und Mächtigen dieser Erde und deren ersten Diener mit unauslöschlichen Flammenzügen geschrieben stehen; um wie Vieles würde dann die Masse menschlichen Elendes nicht geringer seyn!

30. Der, welcher Johannes dem Almosengeber auf dem Stuhle des heiligen Marcus folgte, hieß Georg; aber dunkel und verworren wird von jetzt an die Geschichte dieser Kirche; denn Aegypten, vorher schon eine Zeit lang die Beute der Perser,

ward nicht lange nachher ein Raub der Sarazenen; und immer mehr und mehr erlosch nun der Glanz der einst so hehr und hell flammenden Leuchte von Alexandrien.

II.

1. Schon im zweiten Monate nach dem Tode des heiligen Deusdedit bestieg Bonifacius V. am 29. December 617 den päbstlichen Stuhl. — Mit heiliger Treue und erleuchtetem Eifer entsprach dieser gottselige Pabst allen Pflichten seines erhabenen Berufes; und seine sich nie verleugnende Sanftmuth, in Verbindung mit einer, über Alles in der Nähe und Ferne sich verbreitenden Wohlthätigkeit, machten, nach einem nicht sehr langen Pontificate von kaum acht Jahren, sein Andenken allen Römern unvergeßlich.

2. Gegen das Ende der Regierung Bonifacius V. kam im Jahre 625 das Concilium zu Rheims zusammen. Unter dem Vorsitze des Erzbischofes Sonnacius von Rheims, fanden sich über vierzig Bischöfe dabei ein. Das Wesentlichste ihrer Verhandlungen war, daß sie alle Satzungen des, zehen Jahre vorher zu Paris gehaltenen Nationalconciliums auf das neue bestätigten. Indessen gaben die versammelten Bischöfe doch auch einige neue Verordnungen; so z. B. geboten sie durch den sechsten Canon, jeden königlichen Beamten oder Richter, der sich erkühnen würde, einen Geistlichen ohne dessen Bischofes Erlaubniß zu verurtheilen oder zu bestrafen, aus der Kirchengemeinschaft auszustoßen; machten es aber zugleich den Bischöfen zur heiligsten

Pflicht, mit Strenge über der Ausführung ihrer Geistlichen zu wachen, und kein Vergehen oder Verbrechen derselben unbestraft zu lassen. In dem siebenten Canon wird unter einigen noch nähern Bestimmungen, das den Kirchen zustehende Recht des Asils abermals bestätigt, und die Strafe der Excommunication gegen diejenigen ausgesprochen, welche einen in eine Kirche geflohenen mit Gewalt aus derselben herausnehmen würden, bevor sie ihm die eidliche Zusage gemacht, daß er weder mit dem Tode, noch mit Verstümmelung oder der Folter sollte bestraft werden. Durch den fünf und zwanzigsten und letzten Canon ward endlich festgesetzt, daß ein Bischof stets in dem Lande, in welchem seine Kirche liegt, gebürtig seyn müßte; wäre er dieß nicht, so sollten jene, welche ihn zum Bischofe consecrirt hätten, mit einem dreijährigen Interdict belegt; er selbst aber sollte seines Bisthums wieder entsetzt werden. Wie es scheint, bestand dieser Gebrauch schon früher in den Kirchen der fränkischen Monarchie; denn blos deßwegen, weil er ein Ausländer war, hatte einige Jahre früher der heilige Gallus, Schüler des heiligen Columbanus, das ihm angetragene Bisthum Constanz von sich abgelehnt, und seinen in dieser Gegend gebürtigen Diacon Johannes zum Bischofe consecriren lassen.

3. Auch auf diesem Concilium, welchem sechs Metropolitan-Bischöfe beiwohnten, waren mehrere durch Heiligkeit ausgezeichnete Bischöfe gegenwärtig. Die berühmtesten davon sind der heilige Arnulph von Metz, dessen Lebensgeschichte dem Leser schon bekannt ist, ferner der heilige Sulpitius von Bourges, mit dem Beinamen der Fromme*) und der

*) Um ihn von Sulpitius dem Strengen, ebenfalls Bi-

heilige Kunibert von Cöln **). In der Lebensgeschichte des heiligen Sulpitius finden wir einen Beweis, daß es bei den Königen und Fürsten jener Zeit schon Sitte war, Hofkapläne mit sich zu führen und bei ihren Heeren Feldpatres anzustellen, welche größtentheils aus den Klöstern genommen wurden; denn Clothar II. hatte den heiligen Sulpitius, bevor er auf den bischöflichen Stuhl erhoben ward, zu seinem Almosenier (grand Aûmonier) und Abt ernannt über alle bei seinem Heere angestellte Mönche, deren vorzügliches Geschäft es war, die Soldaten in der christlichen Lehre zu unterrichten, und ihnen im Felde die heiligen Sacramente zu reichen. — Zwanzig Jahre stand Sulpitius der Kirche von Bourges vor, und starb endlich, reich an Werken, die ihm in die Ewigkeit folgten, im Jahre 644.

4. Einige Jahre, bevor das Concilium zu Rheims zusammen kam, stiftete der heilige Richarius das Kloster von Centula, das nachher sehr berühmt ward und den Namen seines Stifters erhielt. Richarius war aus der Landschaft Penthieu gebürtig, aus einem der edelsten Geschlechter entsprossen, und der einzige Erbe sehr bedeutender väterlicher

schof von Bourges, zu unterscheiden. Beide, der fromme wie der strenge, waren ausgezeichnete Bischöfe und wurden nach ihrem Tode von der Kirche den Heiligen zugezählt.

**) Als der heilige Arnulph von Metz den Hof verließ, übertrug König Dagobert die Leitung der Regierungsgeschäfte dem heiligen Kunibert, der auch unter Dagoberts Sohn, König Sigebert, an der Spitze der Geschäfte blieb und in dem Staatsrathe den Vorsitz führte. Während der Unruhen, welche der ehrgeizige Grimoald erregte, verließ auch Kunibert den Hof und zog sich in sein Bisthum Cöln zurück.

Güter. Zwei fromme Priester aus Irland, welche Richarius, als sie nach Frankreich kamen, in sein Haus aufnahm, wurden die Werkzeuge seiner Bekehrung. Er schenkte allen seinen Sclaven die Freiheit, vertheilte den größten Theil seiner Reichthümer unter die Armen, und führte ein so streng büßendes Leben, daß er nur zweimal die Woche aß, und zwar blos Gerstenbrod, und auch dieses noch für eine zu ausgesuchte Nahrung hielt, es daher stets mit etwas Asche bestreute. Zum Priester geweihet, fühlte er einen innern Beruf zum Predigen, und wunderbar segenvoll war überall, wo er hinkam, der Erfolg seiner Reden. Endlich verließ er Frankreich und ging nach Großbritanien, um auch unter den dortigen Christen, durch seine ernsten Predigten, den Geist der Buße auf das neue wieder zu wecken. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich gründete Richarius das oben erwähnte Kloster. Der weit verbreitete Ruf seiner hohen Frömmigkeit drang endlich sogar an Dagoberts Hof; und um Worte des Trostes und der Belehrung aus dem Munde des Heiligen zu vernehmen, verschmähete es König Dagobert nicht, ihn einigemal selbst zu besuchen. Mit der, den Ermahnungen eines Boten der göttlichen Gnade schuldigen Demuth hörte Clothars Sohn dem Heiligen zu, besonders wenn derselbe von der Nichtigkeit aller irdischen Größe und der schweren, furchtbaren Rechenschaft sprach, welche Jene, die Gott an die Spitze der Völker, zu Beförderung deren zeitlichen und ewigen Wohls gestellt, einst dem strengen, Alles wissenden und Alles durchforschenden Richter würden abzulegen haben *).

*) Heilige werden freilich heute zu Tage nicht mehr von Königen und Fürsten besucht: diese Sitte ist längst vorüber; und auf die große Auszeichnung eines König-

5. Auch die zunehmende Verbreitung des Christenthums in den, dem Heidenthum noch ergebenen angelsächsischen Reichen in Britanien, lag dem eben so frommen und demüthigen, als leutseligen Pabste ungemein am Herzen. Edwin, König von Northumberland hatte um die Hand Edelburga's, der Schwester Ethebalds, Königes von Kent geworben, dieser aber den Antrag aus dem Grunde abgelehnt, weil es ungeziemend sey, eine christliche Jungfrau mit einem Heiden zu vermählen. Aber Edwin hatte Edelburge schon gesehen; und diese, mit allen Reitzen der Jugend und Schönheit geschmückt, ihn mit leidenschaftlicher Liebe entflammt. Um den Gegenstand seiner heisesten Wünsche nicht auf immer zu verlieren, versprach also Edwin seiner künftigen Gemahlin und deren ganzem Gefolge völlig freie Aus-

---

lichen oder fürstlichen Besuches haben jetzt nur solche einen Anspruch, die gerade die Antipoden jeder Heiligkeit sind, etwa Männer, wie die Philosophen von Fernei und Ermenoville, allenfalls auch berühmte Dilettanten des heidnischen Alterthums, oder Hierophanten, voll dithirambischer Begeisterung im Gebiete antiquarisch heidnischer Kunst. Nur solche Männer fesseln den Blick der Welt, mithin auch der Großen und Mächtigen derselben. — Indessen müssen wir aber auch gestehen, daß leider jetzt die Heiligen eine höchst seltene Erscheinung sind; und die Wenigen, die es gibt, wie es Ihrer zu jeder Zeit geben wird — (denn diesen Charakter hat Christus selbst in unverweslichen Zügen seiner Kirche aufgedrückt) — und daß also die Wenigen, die es gibt, weil von der Welt, wo nicht für ganz doch wenigstens für halb verrückt gehalten, längst aufgehört haben, ein Gegenstand der Verehrung zu seyn. Wer der Welt dient, kann nur achten, was die Welt ebenfalls achtet, und muß nothwendig verachten, was nicht zur Welt paßt. Zum Lohne wird ihn aber einst die Welt eben so dahin fahren lassen, wie sie seit Jahrtausenden alle, die ihr fröhnten, dahin fahren ließ.

übung ihrer Religion; er gestattete ferner, daß die Prinzessin so viele Geistliche, als sie nur immer wollte, mit sich bringen könnte, und erklärte endlich, daß er selbst nicht abgeneigt sey, ein Christ zu werden, so bald er nur, mit Zuziehung einiger der weisesten Männer seines Hofes, diese Religion hinreichend geprüft und sie der unendlichen Gottheit würdig gefunden haben würde. Edelburge ward nun nach Northumberland gesandt. Nebst einem zahlreichen Gefolge von Christen gab man ihr auch den Paulinus mit, nachdem derselbe kurz vor seiner Abreise von dem Erzbischofe Justus von Canterbury, des heiligen Augustinus drittem Nachfolger auf diesem Stuhle, zum Bischof war geweihet worden.

6. Am Hofe des Königs von Northumberland angekommen, war es anfänglich Paulinus vornehmstes Geschäfte, die Christen aus dem Gefolge der Königin nicht blos in ihrem Glauben, sondern vorzüglich auch in Ausübung aller christlichen Tugenden zu befestigen; er hoffte, durch den tugendhaften, tadellosen Wandel derselben, die Aufmerksamkeit der Heiden zu erregen, die Gemüther für die christliche Religion und deren heilige Moral dadurch desto empfänglicher zu machen. Bald wagte Paulinus auch einen Versuch, den Götzendienern das Evangelium zu predigen; aber leider für jetzt noch ohne allen Erfolg.

7. Diesen Zustand der Dinge in Northumberland und die Hoffnungen, zu welchen der König berechtigte, hatte indessen der Erzbischof von Canterbury nach Rom berichtet. Die günstige Stimmung des Königs der Northumbrier wollte der Pabst nicht ungenutzt lassen und, von heiligem Eifer geleitet, schrieb er zwei sehr lange Briefe, einen an Edwin,

den andern an Edelburge, Königs Edwin Gemahlin. In seinem Schreiben an Edwin sagt Bonifacius, daß, da der Welterlöser befohlen habe, das Evangelium in der ganzen Welt zu predigen, es dem Pabste, als dem Oberhaupt der Christenheit vorzüglich gezieme, ihm, dem König, die göttliche Lehre zu verkündigen Der Pabst entwickelt hierauf in gedrängter, aber lichtvoller Kürze, einige der vornehmsten Grundwahrheiten unserer heiligen Religion, und ermahnt den König, dem Wahn der Abgötterei zu entsagen, den allein wahren dreieinigen Gott anzubeten, die heilige Taufe zu empfangen und sich auf immer dem Dienst Desjenigen zu weihen, der ihn erschaffen, mit seinem kostbaren Blute erlöst, von der Gewalt des Dämons befreiet, und zur ewigen Glorie und Seligkeit ihn bestimmt habe. In dem Briefe an die Königin ermuntert der Pabst dieselbe, sowohl durch Belehrung und Uebung jeder sanften, ihrem Geschlechte vorzüglich geziemenden Tugend, als auch durch Gebet zu dem allmächtigen Gott, nach allen Kräften an der Belehrung ihres Gemahls zu arbeiten. Die beiden Briefe des Pabstes begleiteten verschiedene Geschenke sowohl für den König wie für die Königin; für Jenen ein in Gold gestickter Mantel; für Edelburge ein ebenfalls in Gold gesticktes Kleid, nebst einem silbernen Spiegel und einem, aus Elfenbein verfertigten, mit Gold eingelegten Kamm.

8. Die Ermahnungen des erleuchteten Pabstes fielen zwar nicht auf steinigen Boden; aber noch benetzte diesen nicht der Thau göttlicher Gnade; und erst nach ein paar Jahren, als die für Edwin und dessen Volk glückliche Stunde göttlicher Erbarmung geschlagen hatte, brachte der von Bonifacius ausgestreute Saame zehen- und hundertfältige Frucht her-

vor, welche in die Scheuern seines Herrn zu sammeln, es jedoch nicht dem Pabste Bonifacius, sondern dessen Nachfolger vorbehalten war.

9. Während Bonifacius V. der Kirche des Sohnes Gottes vorstand, kam auch Johannes Moschus, nach dem Tode des heiligen Patriarchen Johannes des Almosengebers, mit zwölf seiner Schüler, worunter der heilige Sophronius der vornehmste war, nach Röm. Hier schrieb Moschus das bekannte Buch: die geistliche Wiese; diesen Titel gab er demselben, weil es, gleich einer mit mancherlei Blumen bedeckten Wiese, eine Menge frommer Erzählungen des verschiedensten und mannichfaltigsten Inhalts darbietet. In dem ganzen Buch wehet ein Geist ächter Frömmigkeit; aber obgleich Moschus versichert, Alles was er erzähle von Augenzeugen gehört zu haben; so möchte man doch manche seiner Erzählungen in die Zahl frommer Dichtungen setzen, jedoch ganz geeignet, in der Seele des Lesers einen Wechsel schöner Gefühle und frommer Empfindungen zu wecken, und überdies in so fern auch noch belehrend, als sie, in Hinsicht vieler bald mehr bald minder wichtigen Fragen, uns von den damals in der Kirche und unter den Christen darüber herrschenden Ansichten, oder dem allgemein angenommenen Glauben nicht wenig interessante Aufschlüsse geben. So z. B. erzählt Moschus, daß zu Egina in Cilicien ein Katholik einen Severianer ersucht habe, ihm die Eucharistie von dem Communionstische seiner Kirche zu reichen. Mit Freude habe der Severianer diese Bitte erfüllt, in der frohen Hoffnung, diesen Katholiken für seine Secte zu gewinnen. Aber der Katholik legte die erhaltene Hostie in einen Kessel siedenden Wassers, in welchem dieselbe sogleich zerfloß. Der Rechtgläubige legte hierauf in Gegenwart des Seve-

rianers auch eine Hostie von seiner Communion in denselben Kessel, und diese blieb ganz, und man fand sie auch, als das Wasser erkaltet war, nicht einmal davon benetzt. — Ist diese ganze Erzählung auch blos eine Dichtung; so sieht doch jeder von selbst ein, daß niemand so hätte dichten können und dürfen, wenn nicht der Glaube an die wirkliche Gegenwart in dem allerheiligsten Altarssacrament gleich nach der Consecration, sowohl in der katholischen Kirche, wie unter den davon getrennten Secten, ein allgemein festgestellter Glaube gewesen wäre. — In einer andern seiner Erzählungen erwähnt Moschus eines heiligen Mönchs in Palästina, der, zum Priester geweihet, sich nie entschließen konnte, die heilige Taufhandlung an dem andern Geschlecht zu verrichten, und blos deßwegen, weil man damals schon vor und nach Ertheilung des Sacraments mehrere Salbungen in Form eines Kreuzes vornahm, nämlich auf der Stirne, an den Händen und Füßen, an den Ohren, auf dem Rücken und auf der Brust. — Welch ein willkommener Aufschluß über diesen Punkt der Disciplin jener Zeit in den morgenländischen Kirchen! — Bald darauf starb Moschus, und zwar im Rufe der Heiligkeit. Sein Buch, die geistliche Wiese ist beinahe in allen Sprachen übersetzt; statt aber dasselbe einer etwas strengern Prüfung zu unterwerfen, und manche Erzählung, welche diese nicht wohl auszuhalten vermag, aus demselben hinweg zu lassen; hat es in neuern Zeiten vielmehr beliebt, allerlei Anmerkungen hinzuzufügen, die jedoch den Werth des Buches wahrhaftig nicht vermehren, wohl aber um vieles vermindern; denn das Kalte, Frostige, Gemüthlose kann weder gefallen, noch belehren, und noch viel weniger erbauen. — Von Sophronius, dem vorzüglichsten Schüler des Johannes Moschus wird in der

Folge noch die Rede seyn, wo derselbe der würdige Zögling eines gelehrten und heiligen Lehrers, als ein salbungsvoller und furchtloser Kämpfer für Wahrheit und Reinheit der Lehre unsere Aufmerksamkeit fesseln wird.

10. Bonifacius V. starb am 22. October des Jahres 625. Das ganze ehrwürdige Alterthum nennt ihn einen weisen, äußerst sanftmüthigen, von Herzen demüthigen, frommen und leutseligen Pabst. Aber die magdeburgischen Centuriatoren wissen dieses besser, machen dem heiligen Pabst Unwissenheit zum Vorwurf, und bedecken ihn mit Schmähungen, deren Roheit und Unverstand jedoch blos auf die Schmäher zurückfallen. Eine erbärmliche Deutelei einer Stelle in dem Briefe des Bonifacius an König Edwin von Northumberland gibt diesen Herren und noch einigen andern, wie es scheint, leicht zum Zorn zu reizenden protestantischen Theologen die Veranlassung, diesen Pabst derb auszuzanken, und zwar auf eine Weise, die an sich schon, wenn wir auch nicht fürchteten, unsern Lesern Langeweile zu machen, uns jeder nähern Erörterung dieses läppischen, blos bösen Willen verrathenden Angriffes überhebt. — Während seines Pontificates weihete Bonifacius V. sieben und zwanzig Priester, vier Diacone und neun und zwanzig Bischöfe. Den Akoluthen hatte er verboten, die Reliquien der Heiligen in die Hände zu nehmen, oder feierlich herum zu tragen; er wollte, daß dies ausschließlich die Verrichtung eines Priesters sey; auch erlaubte er nicht länger mehr den Akoluthen bei feierlichen Taufhandlungen den Diaconen zu assistiren; ein Befugniß, welches, wie er sagte, blos den Unterdiaconen zustünde. Dem Andenken Bonifacius V. ließ dessen Nachfolger Honorius ein sehr ehrenvolles Denkmal errichten.

XIX.

1. Italien, so weit nämlich die Longobarden es beherrschten, genoß seit mehrern Jahren einer ununterbrochenen Ruhe. Zwar war zwischen dem Kaiser und Agilulf kein förmlicher Frieden geschlossen; aber jedes Jahr ward der Waffenstillstand erneuert, und jedes Jahr zahlten die Römer dreihundert Pfund Gold an die Longobarden. Zu frühe für das Wohl seines Reiches, wie für das Glück seiner eigenen Familie starb Agilulf im Anfange des Jahres 616. Fünf und zwanzig Jahre hatte er mit Weisheit und Glück geherrscht. Gleich groß im Kriege wie im Frieden, gingen bei ihm Güte und Kraft stets Hand in Hand. Dem Arianischen Wahn hatte er frühzeitig entsagt, ward nun reich an göttlicher Wahrheit und daher stark an geistigem Vermögen, mit welchem er zum Besten der Menschheit wucherte und den Gewinn davon, als ein jedes Jahr sich mehrendes Capital, für die Ewigkeit niederlegte. Ihm auf dem Throne folgte, unter Theudelindens Vormundschaft, sein noch minderjähriger Sohn Adelwald.

2. Aber gleich in dem ersten Jahre nach Agilulfs Tode ward in einem Theile des nördlichen Italiens die bisherige Ruhe gestört. Ein zahlreiches Heer wilder Avaren, von ihrem Chacan selbst angeführt, brach in das Herzogthum Friaul, plünderte und verbrannte Burgen, Flecken und Dörfer, verheerte Alles mit Feuer und Schwert, und zog dann, mit Raub und vielen tausend Gefangenen beladen, wieder nach Hause. Als Gisulph, Herzog von Friaul, dieses schreckliche Ungewitter heranziehen

heranziehen sah, gab er sogleich Befehl, alle Schlösser in seinem Herzogthum zu befestigen; den unglücklichen Landleuten sollten sie zum Zufluchtsort dienen. Er selbst sammelte so viel Kriegsvolk als er konnte, und ging kühn mit seiner kleinen, jedoch ausgesuchten Schaar den Avaren entgegen. Blutig und mörderisch war das Treffen, aber die Tapferkeit der Longobarden stand mit der übermässigen Anzahl ihrer Feinde in keinem Verhältniß; sie wurden geschlagen; beinahe alle blieben auf dem Platz, und unter den Getödteten befand sich auch der Longobarden Anführer, der edle Herzog Gisulph.

3. Mit seinem Heere zog der Chacan gegen Forum Julii — (Cividad di Friuli) — die Hauptstadt des Herzogthums. Diese Stadt war jedoch wohl befestiget und eine lange dauernde, vielleicht fruchtlose Belagerung unvermeidlich. Aber der Chagan war ein junger, feuriger, stark und wohlgebauter Fürst; als er, um die schwächste Seite der Festung zu erkunden, sich derselben näherte, sah ihn von den Mauern herab Romilda, des erschlagenen Herzogs Gisulph Gemahlin. Bei dem Anblick des jungen, schönen Mannes entbrannte das Weib in unkeuscher Liebe; sie sandte dem Chagan heimliche Botschaft, versprach, die Thore der Stadt ihm zu öffnen, jedoch unter der Bedingung, daß er nachher
[illegible] 4 B. 37 und folg. sich sogleich mit ihr vermählen müßte. Mit Freude nahm der Chagan den Antrag an; aber kaum war er in die Stadt eingezogen, als er dieselbe auch der Raub- und Mordlust seiner wilden Horden überließ. Forum Julii ward nun geplündert, ein Theil derselben verbrannt, viele Einwohner wurden ermordert, und Alle, deren Leben die gesättigte Mordlust der Avaren geschont hatte, als Gefangene zu ewiger Sklaverei hinweggeschleppt. Um sein Verspre-

chen zu halten, nahm der Chagan die Romilda eine Nacht in sein Bette, überließ sie am folgenden Tag der wilden Lust zwölf roher Avaren, und gab am dritten Tag Befehl, sie zu spießen. Als die Unglückliche schon am Pfahl stack, trat der Barbar vor sie hin, lachte oder grinzte vielmehr ihr in das Gesicht und sagte, daß ein so unersättliches Weib, wie sie, nur einen solchen Gemahl verdiene. — In seiner äußeren Gestaltung sah übrigens dieser Chagan einem Menschen vollkommen ähnlich.

4. Merkwürdig bei diesem Einfall der Avaren ist die Geschichte eines Kindes, des kleinen Grimoalds, Herzog Gisulphs jüngsten Sohnes. Derselbe hatte noch drei schon erwachsene Brüder, Taso, Caco und Rodoald. Als Gefangene, oder vielmehr als Sclaven wurden nun ebenfalls alle vier Söhne des im Treffen gebliebenen Gisulphs fortgeführt. Aber unterweges fanden die drei ältern Brüder Gelegenheit zu entfliehen. Sie bemächtigten sich nächtlicher Weile einiger Pferde, schwangen sich auf dieselben und eilten vor Tages Anbruch davon; weil sie das Kind Grimoald für unvermögend hielten, ein Pferd zu regieren, hatte Taso, der älteste Bruder, ihn hinter sich auf sein Pferd gesetzt. Aber es dauerte nicht lange, so fiel der Kleine vom Pferde. Nun wollte Taso seinen Bruder lieber todt als in der Sclaverei der Avaren wissen, und schon hatte er den Spieß ergriffen, um ihn zu durchbohren, als das Kind weinend ihm zurief: „Bruder, tödte mich nicht, ich will schon auf einem Pferde mich festhalten.“ Man setzte jetzt den Knaben auf ein lediges, aus Fürsorge gegen irgend einen Zufall mitgenommenes Handpferd; er ergriff den Zügel und hielt sich an den Mähnen fest. Aber bald verlor er die Brüder aus dem Gesicht und ward endlich gar von

einem der, den Entflohenen nachjagenden Avaren eingeholt. Die Harmlosigkeit des Kindes, dessen sprechendes, mit einer Thräne gefülltes Auge und sein schönes, blondes, lockiges Haar gefielen dem Barbaren; er that ihm also kein Leid an, stieg vom Pferde, setzte den Knaben darauf und ging, des Pferdes Zaum im Arm, vor demselben her. Aber der kleine Grimoald, obgleich noch ein Kind, fühlte doch jetzt schon in seinem ganzen Umfange das schreckliche Schicksal, dem er entgegen ging. In der Verzweiflung raffte er alle seine Kräfte zusammen, entriß mit unglaublicher Behendigkeit dem Avaren den Dolch von der Seite, und stieß diesen ihm so tief in den Kopf, daß er todt zur Erde fiel. Grimoald wendete nun sein Pferd wieder um, erreichte glücklich ein wohlbefestigtes longobardisches Schloß, und hatte noch überdies die Freude, auch seine drei Brüder dort wieder zu finden. Die Hand der Vorsehung hatte den Knaben geschützt, denn er war bestimmt, einst den Thron der Longobarden zu besteigen.

5. Auf den Grenzen Pannoniens angelangt, ermordeten die Avaren alle Gefangene männlichen Geschlechts; nur der Weiber und Kinder ward geschont, und, gleich jeder andern Beute, wurden sie unter der Horde vertheilt.

6. Taso und Caco, Gisulphs beide ältesten Söhne, erhielten das, durch den Tod ihres Vaters erledigte Herzogthum Friaul.

7. Auch unter Adelwalds, oder vielmehr Theudelindens Regierung ward der Frieden mit den Römern oder Griechen nicht unterbrochen, und begünstiget durch den wohlthätigen Einfluß eines milden

Himmels und des immer lebhafter werdenden Verkehrs mit gesittetern Völkern, näherten während dieser Zeit die Longobarden, in Sitte und Lebensweise, sich immer mehr und mehr der italienischen Cultur.

8. Aber desto größere Gährung und innere Unruhen herrschten seit mehreren Jahren schon in dem griechischen Exarchat. Heraklius hatte gleich im Anfange seiner Regierung den Johannes Lemigius als Exarchen nach Ravenna geschickt. Um dem, wegen des unglücklichen persischen Krieges stets mit der größten Geldnoth kämpfenden Hofe von Constantinopel bedeutendere Geldsummen senden zu können, suchte Lemigius neue Finanzquellen zu entdecken, das heißt, er sann darauf, neue, das Volk noch mehr drückende Auflagen zu erfinden. Natürlicher Weise fing jenes nun bald an zu murren, und als dessen laute Klagen von dem Exarchen nicht geachtet wurden, entstand ein Auflauf; der erhitzte Pöbel drang wüthend in den Regierungspalast und der Exarch sammt allen, zu ihren Amtsverrichtungen in dem Palaste versammelten Richtern und obrigkeitlichen Personen wurden von dem rasenden Haufen ermordet. Eine förmliche Empörung lag indessen nicht in der Absicht der Einwohner von Ravenna; der Aufstand war blos ein ganz unvorbereiteter, plötzlicher Ausbruch der auf das Höchste gestiegenen, allgemeinen Unzufriedenheit, und so bald die Gräuelthat geschehen war, trennten und zerstreuten sich die Aufrührer von selbst.

9. Herzog von Neapel war damals Johannes. Aus der Stadt Conza in dem Herzogthum Neapolis gebürtig, ward er gewöhnlich Johannes Consinus genannt. Als dieser, wahrscheinlich nach sehr übertriebenen Berichten, von dem Aufstand in

Ravenna hörte, glaubte er die römische Herrschaft in Italien in ihrem Mittelpunkte, wie in ihrer Grundfeste erschüttert, wollte den günstigen Augenblick auch für sich nicht unbenützt vorübergehen lassen, legte daher alle Zeichen der souverainen Gewalt sich bei, und zwang die Einwohner von Neapel, ihm als ihrem jetzt unabhängigen Fürsten zu huldigen. Da Johannes aber dennoch früher oder später einen Angriff von Constantinopel aus erwartete, so fing er jetzt gleich damit an, das Kriegsvolk, so unter ihm stand, so viel er konnte, zu vermehren, rüstete auch mehrere Schiffe zur Vertheidigung des Hafens aus, ließ es sich aber vorzüglich angelegen seyn, das ohnehin schon sehr feste Neapel durch neue Festungswerke noch mehr zu befestigen.

10. Die Nachricht von dem Aufstande in Ravenna kam mit jener von der Empörung des Herzogs von Neapel zu gleicher Zeit in Constantinopel an. Heraklius ernannte den Eleutherius, einen seiner Kämmerlinge, zum Exarchen; in Ravenna sollte er Ruhe und Ordnung wieder herstellen, dann gegen Neapel marschiren, und durch Bestrafung des Empörers auch dort die Empörung unterdrücken. Eleutherius stand bei dem Kaiser in großem Ansehen, und bei Hofe wie bei dem Volke in dem Rufe eines eben so klugen, als kühnen und unternehmenden Mannes. In Ravenna ging er mit großer Besonnenheit zu Werke; er wußte den Unschuldigen von dem Schuldigen zu unterscheiden, strafte nur nach Maßgabe des Verbrechens, ließ daher blos jene hinrichten, welche unmittelbar durch Handanlegung an der Ermordung des Lemigius und der übrigen Magistratspersonen Theil genommen hatten, erleichterte auch dem Volke die Last der Abgaben, beruhigte

dadurch die Gemüther, und verschaffte in kurzer Zeit der Regierung wieder ihre vorige Kraft und ihr ehemaliges Ansehen. Von Constantinopel hatte jedoch Eleutherius kein Geld mitgebracht; viel Kriegsvolk konnte er also nicht zusammenbringen; aber er nahm seinen Weg über Rom, ward von dem Pabste und den Römern zuvorkommend empfangen, fand bei ihnen jede Art der Unterstützung an Mannschaft, Geld, Waffenvorräthen u. s. w. und zog nun mit verstärkter Macht von Rom gegen Neapel.

11. Johannes hatte indessen Zeit gehabt, alle zu einem hartnäckigem Widerstand nöthigen Vorkehrungen zu treffen; er war entschlossen, sich auf das Aeußerste zu vertheidigen. Eleutherius mußte demnach Neapel förmlich belagern. Aber die Belagerer machten nur unbedeutende Fortschritte. Bei einem noch sehr zweifelhaften Erfolge war eine langwierige, große Anstrengungen erfodernde Belagerung voraus zusehen, und Eleutherius fing schon an, sich mit der Schmach einer aufgehobenen Belagerung etwas vertrauter zu machen, als unvermuthet ein glücklicher Zufall ihm zu Hülfe kam, und nun mittelst unterirdischer Gänge und Kanäle, durch welche die Soldaten in die Stadt drangen, Neapel abermals, wie einst von Belisar, bei Nachtszeit überrumpelt und erobert ward. — Den Johannes und einige seiner vornehmsten Räthe ließ Eleutherius öffentlich enthaupten, erklärte alle Verordnungen und öffentliche Acten desselben für null und nichtig, und setzte über Neapel einen neuen, mehr dem Interesse des Exarchen, als jenem des Hofes von Constantinopel ergebenen Herzog.

12. Weit gefährlicher, als Unglück, ist ununterbrochenes Glück einer noch schwankenden, nicht

völlig befestigten Tugend. Alles, was Eleutherius bisher in Italien unternommen, war ihm gelungen, und diese Reihe glücklicher Erfolge, denen seine bestochene Einbildungskraft einen ungleich größern Glanz lieh, als ihnen gebührte, weckte und entflammte nun plötzlich seinen bis jetzt noch schlummernden Ehrgeiz. Als Exarch, schon mit der Fülle königlicher Macht ausgerüstet, gelüstete es ihm nun auch nach dem Titel und allen äußern Zeichen eines selbstständigen, unabhängigen Monarchen. Durch falsche Hoffnungen getäuscht, glaubte er sein kühnes Unternehmen von den Zeitumständen jetzt vorzüglich begünstiget; und die hohe Achtung, in welcher er bei dem Heere stand, die zuversichtliche Hoffnung auf kräftige Unterstützung von Seite des ihm ergebenen, mächtigen Herzoges von Neapel, die von den Römern ihm erwiesene Ehre und Hülfe, denen er eine durchaus falsche Deutung gab, indem blos Liebe zu dem Kaiser der einzige Grund davon gewesen war, und endlich der, noch immer mit vielem Unglück für die Griechen fortdauernde persische Krieg, waren für Eleutherius nun eben so viel Unterpfänder eines unfehlbaren glücklichen Erfolges. Um das Heer völlig in sein Interesse zu ziehen, bediente er sich der bekannten, bei solchen Gelegenheiten stets gebrauchten Mittel. Er erhöhete den Sold der Officiere wie der Gemeinen, sah bei Excessen und Ausschweifungen entweder ganz durch die Finger, oder bestrafte sie nur mit äußerster Schonung und Nachsicht, und suchte durch öftere herablassende Gespräche mit den Soldaten, deren Liebe und Zutrauen zu gewinnen.

13. Eleutherius glaubte sich der Treue der Soldaten schon so ziemlich versichert, als er die Nachricht von dem Tode des Pabstes Deusdedit erhielt. Ohne zu zögern brach er sogleich gegen Rom mit

seinem Heere auf. Der jetzt mit der Pabstwahl so sehr beschäftigten Stadt hoffte er, ohne Widerstand sich zu bemächtigen, durch seine Gegenwart und seinen Einfluß die Pabstwahl zu lenken, auf den römischen Stuhl keinen Andern, als einen ihm völlig ergebenen Freund zu erheben, und diesen dann als Werkzeug seiner ehrgeizigen Plane zu gebrauchen.

14. Von den geheimen Absichten seines Anführers war dem Heere noch nichts bekannt; ohne Mißtrauen folgte es ihm also auch jetzt. Aber schon nach einigen Tagmärschen erhielt Eleutherius wieder Kunde von dem, was indessen in Rom vorgefallen war; er erfuhr, daß der römische Stuhl nicht mehr erledigt sey und Bonifacius V. durch einstimmige Wahl denselben bestiegen habe. Diese ihm höchst unwillkommene Botschaft änderte nun seinen Plan. Was er mit Hülfe eines Pabstes auszuführen gehofft hatte, glaubte er jedoch eben so gut auch blos mit dem ihm ergebenen Kriegsvolk ausführen zu können. In der Hoffnung, von dem Heere als König begrüßt zu werden, hielt er eine feierliche Rede an dasselbe, rügte die vielen bei dem Hofe von Constantinopel, wie in der Verwaltung eingeschlichenen Mißbräuche, klagte über die Verachtung, mit welcher man das Heer in Italien behandle, wie wenig man dessen Verdienste erkenne, schilderte den traurigen Zustand der, von dem Hofe seiner großen Entfernung wegen, völlig verlassenen und vernachlässigten römischen Provinzen in Italien, und betheuerte, daß für diese weder Rettung noch Heil zu hoffen wären, so lange sie sich nicht von dem griechischen Kaiserreich losgerissen hätten. Um die Würde des römischen Namens in Italien wieder herzustellen, sey er demnach entschlossen, von jetzt an den Titel eines Königs sich beizulegen; er werde mit ihnen

nach Rom marschiren, und dort in der alten Hauptstadt des römischen Reiches sich zum Könige von Italien krönen und ausrufen lassen; er versicherte endlich das Heer seines Schutzes und seiner besondern Liebe, wovon er ihm nächstens die sprechendsten Beweise zu geben verhieß.

15. So lange Eleutherius sprach, herrschte eine dumpfe Stille bei dem Heere; und als er endigte, ward von keiner Seite ein Zeichen auch nur des leisesten Beifalls gehört. Officiere wie Soldaten konnten von ihrer Bestürzung sich kaum erholen. Indessen folgten sie doch noch einige Tage ihrem bisherigen Anführer und setzten ihren Marsch nach Rom fort. Aber in der Nähe von Luceoli brach endlich die unter der Asche glimmende Empörung desto heftiger aus. Alle Bande, die das Heer an seinen Feldherrn knüpften, waren jetzt gelöst; Eleutherius ward des Hochverraths schuldig erkannt und, da er durch schleunige Flucht entweder sich nicht mehr retten konnte, oder vielleicht auch nicht retten wollte, von den Soldaten ermordet, ihm der Kopf abgehauen und dieser dem Kaiser nach Konstantinopel gesandt, worauf Heraklius den Patricier Isacius zum Exarchen von Ravenna ernannte.

16. Während dieser empörenden Vorfälle in dem Herzen von Italien, ward auch an den nördlichen Grenzen desselben, durch eine nicht minder verabscheuungswürdige Treulosigkeit, der römische Name auf das neue gebrandmarkt. In den Gegenden, welche an das Herzogthum Friaul grenzten, führte ein gewisser Gregorius, ein Mann von patricischer Würde, den Oberbefehl. Dieser Mensch entwarf nun einen Plan, aber nur wie der elendeste, feigste Bösewicht einen entwerfen konnte, sich ohne alle Gefahr und Anstrengung des ganzen Herzogthums zu

bemächtigen. Zu dem Ende suchte er die Freundschaft der beiden Herzoge Taso und Caco, Gisulphs Söhne, gewann bald durch eine Menge zuvorkommender Beweise von Liebe und Zuneigung das ganze Zutrauen der beiden Brüder, machte hierauf Taso, dem ältesten, die eidliche Zusage, ihn zu seinem Sohne zu adoptiren, setzte endlich den Tag fest, an welchem der feierliche Akt sollte vorgenommen werden, und lud beide Herzoge ein, mit einem ihrem Stande geziemenden Gefolge zu ihm nach Opitergium (jetzt Oderzo) zu kommen. Die beiden Brüder, deren jugendliches, offenes Herz jedem Argwohn fremd war, nahmen die Einladung mit Freude an, und kamen, nicht den mindesten Verrath ahndend, mit einem gar nicht zahlreichen Gefolge nach Opitergium. Aber kaum waren sie in der Stadt, als sogleich alle Thore geschlossen, sie selbst aber von einer Menge Geharnischter, die von allen Seiten hervorbrachen, überfallen wurden. Mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit vertheidigte sich der kleine Haufe von Longobarden, die beiden jungen Herzoge tödteten mit eigener Hand mehrere von Gregors Leuten, mußten aber endlich der Uebermacht unterliegen und wurden sammt ihrem ganzen Gefolge, worunter sich einige der vornehmsten Longobarden befanden, von Gregors Banditen erschlagen. — Wegen seines geleisteten Eides machte jedoch Gregors zartes Gewissen demselben jetzt einige Vorwürfe; aber um diese lästige Stimme zum Schweigen zu bringen, hatte er gleich ein Auskunftsmittel in Bereitschaft. Da es nämlich bei Adoptionen damals Sitte war, daß der Adoptirende demjenigen, den er adoptirte, mit eigener Hand den Bart abschnitt; so ließ er dem ermordeten Herzog Taso den Kopf abschlagen, diesen sich bringen, und schnitt ihm dann eigenhändig den Bart ab. In seinem Gewissen fühlte er sich

nun beruhiget; denn seiner eidlichen Zusage hatte ja, wie wir so eben sahen, der gewissenhafte Mann vollkommen Genüge geleistet.

17. Da von den beiden Brüdern der erschlagenen Herzoge Rodoald noch sehr jung und Grimoald beinahe noch ein Kind war, so hoffte der Patricier, sich nun schnell des ganzen Herzogthums zu bemächtigen. Aber Grasulph, des verstorbenen Gisulphs Bruder, hatte von der in Opitergium begangenen Greuelthat schnelle Kunde erhalten, war daher nach Forum Julii geeilet, hatte dort die Regierung übernommen und ungesäumt solche Vorkehrungen getroffen, daß der feige und schelmische Patricier es nicht wagte, in Forum Julii den Preis seines Bubenstückes zu holen.

18. Aber Rodoald und Grimoald befanden sich jetzt in der Gewalt ihres Oheims; und da Grasulph keine Lust zeigte, ihnen das Herzogthum je wieder abzutreten, sie daher ihr Leben fur gefährdet hielten, so entwichen sie heimlich aus Forum Julii und flohen zu Arechis, Herzog von Benevent, wo sie Schutz und freundliche Aufnahme fanden.

19. Im siebenten Jahre der Regierung Adelwalds starb Theudelinde, und schnell ging nun des Sohnes bisheriges glückliches Gestirn ebenfalls hinter dem Grabhügel seiner Mutter unter. Als Katholik war Adelwald den arianischen Longobarden gehässig, und wieder vielen andern von den Großen war er deswegen zur Last, weil er, im steten Frieden mit dem Exarchat, seinen Longobarden nicht gestattete, durch Raubzüge in den römischen Provinzen sich und ihre Anhänger zu bereichern. Des Rathes und der Stütze seiner Mutter beraubt, fühlte

Adelwald schwer die drückende Last der Regierung. Stete Unruhe und Sorgen jeder Art schwächten nach und nach seine Gesundheit; denn da ihm die Abneigung seiner unruhigen Großen nicht unbekannt war, so glaubte er sich in ihrer Mitte stets von Gefahren umgeben. Er verfiel in eine Art von Melancholie, welche jene, die ihn in solchen Augenblicken düsterer Schwermuth sahen, gar leicht für Schwachsinn oder völlige Geistesabwesenheit halten konnten. Eine Verschwörung entspann sich gegen den König; dieselbe ward jedoch bei Zeiten entdeckt, und zwölf der angesehensten Großen wurden auf Adelwalds Befehl hingerichtet. Beinahe die ganze Nation gerieth darüber in Aufstand. Man nannte Grausamkeit, was vielleicht blos ein Akt strenger Gerechtigkeit war. Verschiedene der mächtigsten Großen traten zusammen, erklärten Adelwald für schwachsinnig, mithin der Regierung unfähig, entsetzten ihn daher der Herrschaft und boten den Thron dem Gemahl der Schwester Adelwalds an *).

*) Was Paulus Diaconus in Beziehung auf die Enthronung Adelwalds erzählt, gleicht zwar im Ganzen genommen so ziemlich einer Fabel, gewinnt aber doch von einer andern Seite, durch die bekannte, treulose, auch das schlechteste Mittel nicht verschmähende Politik der Griechen wieder einige Grade von Wahrscheinlichkeit. Nach Warnfrieds Erzählung gerieth man in Constantinopel auf den Gedanken, den nämlichen Versuch zu machen, den ehemals Justinian mit ziemlichem Erfolge bei dem ostgothischen König Theodat gemacht, Italien nämlich, aus welchem man mit Waffengewalt die Longobarden nicht vertreiben könnte, auf dem Wege gütlicher Unterhandlungen für das Reich wieder zu gewinnen. Um nun wirklich einen solchen Versuch zu machen, ward der Patricier Eusebius als Gesandte nach Pavia geschickt. Aber dieser schlaue Grieche sah bald ein, daß man Vorschläge, wie er sie zu machen hätte, unmöglich einem

20. Das verführerische Geschenk einer Krone anzunehmen, ließ Ariovald sich nicht lange bitten.

König der Longobarden machen könnte, so lange derselbe noch seiner fünf Sinne mächtig wäre; übrigens auch, wenn man selbst den König zu einem Abtretungs- und Unterwerfungstraktat überredet hätte, dennoch der Ausführung desselben die Großen des Longobardischen Reiches sich ganz gewiß mit allem Nachdruck widersetzen würden. Daß er also auf geradem Wege seinen Zweck nicht erreichen würde, davon war Eusebius vollkommen überzeugt; aber um so mehr hoffte er, auf krummem und, wo möglich, recht finsterm und verdecktem Pfade desto leichter zum Ziele zu gelangen. Er fing damit an, sich recht in die Gunst des Königes einzuschleichen. Dieß gelang ihm trefflich; ganze Tage brachte er bei Hofe zu, gewann nach und nach Adelwalds ganzes Zutrauen, und gehörte endlich zu der engsten und vertrautesten Umgebung des Monarchen. Jetzt war es dem Eusebius möglich, seinen teuflischen Plan auszuführen, welcher in nichts Geringerem bestand, als dem Könige eine Art Gift beizubringen, das zwar nicht tödtet, aber den ganzen innern Organismus so zerrüttet, daß bei gänzlicher Erschlaffung und Abstumpfung aller Organe, auch nothwendig Schwachsinn und völliges geistiges Unvermögen eintreten müssen. Würde Adelwald in diesem traurigen Zustand seyn; dann wollte Eusebius, unter der Maske treuer Ergebenheit und zärtlicher Besorgniß für die Sicherheit des Lebens des Königes ihm gerade diejenigen Großen, welche dem Interesse des Hofes von Constantinopel am gefährlichsten wären, auf alle Weise zu verdächtigen und ihn endlich zu bewegen suchen, dieselben hinrichten zu lassen; worauf es alsdann ihm ein Leichtes seyn würde, den schwermüthigen, schwachsinnigen, kränkelnden und ohnehin kinderlosen König zu einem förmlichen Cessions-Vertrag zu Gunsten des Kaisers zu bereden, und diesen Vertrag dann auch mit Hülfe einiger andern, durch große Geldsummen gewonnener longobardischen Großen, ohne vielen Widerstand befürchten zu müssen, in Vollziehung zu setzen. Die Ausführung dieses Plans gelang jedoch nur zur Hälfte. Dem König ward wirklich eines Tages, als er aus dem Bade kam, ein

In Mailand ward er zum König ausgerufen, und ihm von den dort anwesenden Herzogen und Grafen gehuldiget. Indessen war Theudelindens Sohn doch noch nicht von der ganzen Nation verlassen. Mehrere Großen waren bereit, mit ihren Vasallen für die Gerechtsamen des unterdrückten Königs zu fechten; und die kräftigste und wirksamste Unterstützung fand dieser endlich auch wieder da, wo zu allen Zeiten jeder Mühselige, Beladene, Unterdrückte und Verfolgte stets Trost, Hülfe und Rettung gefunden. Pabst Honorius nahm sich des gefallenen Adelwalds an, verbot allen katholischen Bischöfen in dem longobardischen Reiche, Ariovald für ihren König zu erkennen, und bewog durch seine ernsten Vorstellungen den Exarchen Isacius, unverzüglich alle, in Italien zerstreute römische Kriegsvölker zusammenzuziehen, und dem entthronten Könige zu Hülfe zu eilen. Ein blutiger Bürgerkrieg schien jetzt unvermeidlich; aber Adelwalds plötzlicher Tod, wahrscheinlich durch Gift herbeigeführt, machte auf einmal den Unruhen ein Ende, und sicherte Ariovald den Thron der Longobarden.

21. Ariovald regierte zwölf Jahre. Er gehört zu den bessern Regenten; denn Gerechtigkeit und Milde theilten sich in sein Regiment. Obgleich Arianer,

---

Gifttrank gereicht; auch zwölf der vornehmsten longobardischen Großen wurden hingerichtet; aber nun empörte sich der größte Theil der Nation, und es geschah, was wir oben schon erzählt haben. — So erzählt Warnfried, den man aber, wäre er auch nicht ein sehr frommer Diacon gewesen, doch nie unter die ungläubigen Geschichtschreiber würde gezählt haben. Nicht ohne Grund bezweifeln also Viele diese ganze Geschichte, und auch Muratori ist geneigt, sie für eine blose, von der Leichtgläubigkeit in ihr Archiv aufgenommene Fabel zu halten.

drückte er doch nicht die Rechtgläubigen und ehrte und schützte auch die Gerechtsamen der Kirche. Der Bischof von Tortona begann den Abt des vom heiligen Columban gestifteten Klosters Bobio zu beunruhigen; die Abtei wollte er seiner Gerichtsbarkeit unterwerfen, foderte die angrenzenden Bischöfe auf, seine Ansprüche zu unterstützen, und da diese sich nicht sehr geneigt dazu fanden, wandte er sich an den König. Aber Ariovald fertigte den Bischof kurz ab; seines Amtes sey es nicht, sagte der kluge Monarch, sich in kirchliche Angelegenheiten zu mischen; dieß sey die Sache der in Concilien versammelten Bischöfe, an diese oder an das Oberhaupt seiner Kirche möchte also der Herr Bischof sich mit seiner Klage wenden.

22. Auch unter Ariovald genoß das longobardische Reich, sowohl von außen als in seinem Innern, einer ununterbrochenen Ruhe. Aber nur im Schoose eines langen Friedens wird ein Volk auch mit den Segnungen desselben vertraut; und auffallend waren daher auch der Longobarden Fortschritte in Civilisation und Cultur am Ende der Regierung dieses Königs *).

23. Wie von manchem guten und Friede liebenden Fürsten, würde die Geschichte auch von Ariovald wenig oder nichts zu erzählen haben, hätte

---

*) Der sprechendste Beweis von der, unter Ariovalds Regierung, bei den Longobarden fortgeschrittenen Cultur ist unstreitig das, gleich unter seinem Nachfolger allgemein gefühlte Bedürfniß geschriebener Gesetze, und eines umfassendern, den nunmehr erweiterten und mannigfaltiger unter sich verzweigten bürgerlichen Verhältnissen der Nation anpassendern Gesetzbuches.

nicht häusliche Verdrießlichkeit lange Zeit die Heiterkeit seiner Tage umwölkt. — Ariovald war mit Gundaberga, Adelwalds Schwester, mithin Theudelindens Tochter vermählt. Der Mutter ganze Reichthum an Geist und Herz, sammt allen Reizen körperlicher Schönheit, war auch das Erbe der Tochter geworden. Fromm, mit jeder sanften Tugend geschmückt, und edeln Stolz durch weibliche Zartheit mildernd, erlaubte in schuldloser Unbefangenheit die junge Fürstin, im Umgange mit den Großen ihres Hofes, sich gewöhnlich eine vom Hofzwange entbundene, jedoch nie über die Grenzen des Anständigen und Würdevollen hinüberschweifende Fröhlichkeit. In einem solchen Augenblicke munterer Laune lobte sie einst die Figur eines gewissen Adalulphs; offenbar waren die Worte der Königin blos Scherz, mehr neckend als wirklich belobend; aber der eingebildete Geck, denselben eine ganz falsche Deutung gebend, erwiederte sogleich, daß, da er so glücklich gewesen wäre, in Ansehung seiner Figur den Beifall seiner Königin zu erhalten, er nun auch hoffe, noch größerer Begünstigungen von ihr gewürdiget zu werden. Gundeberga erröthete, warf dem Frechen einen zürnenden Blick zu und gebot ihm, sich sogleich aus ihrer Gegenwart zu entfernen, nie mehr vor ihren Augen zu erscheinen.

24. Adalulph, im höchsten Grade bestürzt, dachte nun an die schrecklichen Folgen seiner Unbesonnenheit; er sah ein, daß er verloren wäre, käme er der Königin nicht eiligst zuvor. Ungesäumt begab er sich also in das Gemach des Königs, erzählte diesem eine lange Fabel von einer Verschwörung zwischen der Königin und dem Herzog Tato von Toscana. Schon seit drei Tagen, sagte der Verläumder, finde ein ununterbrochener Verkehr zwischen

Beiden Statt; er habe das ganze Geheimniß entdeckt; man gehe damit um, den König durch gedungene Meuchelmörder aus der Welt schaffen zu lassen, worauf alsdann Gundeberga dem Tato ihre Hand reichen, und mit dieser ihm zugleich den Thron der Longobarden zur Mitgift bringen würde. Adalulph war ein Günstling des Königs. Ariovald ahndete daher keinen Verrath, gerieth gegen seine Gemahlin in Wuth und, noch mehr entflammt von dem falschen Ankläger, der ihm betheuerte, daß er, um Thron und Leben sich zu sichern, keinen Augenblick verlieren dürfte, gab Ariovald demselben den Auftrag, die Königin auf der Stelle verhaften und nach dem festen Schloß Lomello abführen zu lassen.

25. Als Gefangene zu Lomello, vertrauerte die unglückliche Königin drei Jahre ihres Lebens. Aber Gundeberga war von der ganzen Nation geliebt und geehrt, und von Seite ihrer Mutter Theudelinde eine Anverwandte des fränkischen Königshauses. Heimlich dazu ermuntert von mehrern longobardischen Herzogen, die, obgleich der Grund der Verhaftung der Königin ihnen nicht bekannt war, dennoch die Schuldlosigkeit derselben nicht bezweifelten, schickte endlich der fränkische König Dagobert eine feierliche Gesandtschaft nach Pavia, und ließ in ziemlich gebieterischem Tone anfragen um die Ursachen der Gefangennehmung und harten Behandlung seiner Verwandtin, der Königin Gundeberga. Ariovald nahm keinen Anstand, den Gesandten die seiner Gemahlin angeschuldigte Treulosigkeit und ihr zu Last gelegten mörderischen Anschläge gegen sein Leben zu entdecken, sah sich aber zugleich auch jetzt gezwungen, den Namen ihres Anklägers zu nennen. Frankreichs Gesandte, gleich der ganzen longobardischen Nation, von der Unschuld der Königin über-

zeugt, straften den Adalulph öffentlich der Lüge und lügenhafter Verläumdung. Mehrere longobardische Großen erboten sich, nach fränkischer Sitte, die Unschuld ihrer Königin zu beschwören; und die Gesandten verlangten, daß die Wahrheit oder Falschheit der Anklage durch ein Gottesgericht entschieden werden möchte. Der König war damit zufrieden und bewilligte den Zweikampf. Ein edler Rittersmann, Namens Pitto, buhlte um die Ehre, die ihm auch ward, die Unschuld einer frommen Königin mit seinem Schwert zu erproben. In Gegenwart des Königes, des ganzen Hofes und eines zahllosen Volkes hatte der Zweikampf statt; aber Adalulphs schuldbewußtes Gewissen lähmte die Kraft seines Armes; er führte nur schwache und unsichere Streiche, erlag bald seinem Gegner und ward von Pitto im Kampfe erschlagen. Unschuld und Treue hatten nun gesiegt. Gundeberga kam nach Pavia zurück, wurde in ihre vorige Würde und alle Rechte einer Königin wieder eingesetzt, sah sich nicht minder, wie ehemals, von ihrem Gemahl geliebt und stand jetzt, da unverdiente harte Leiden ihrer Tugend einen nur noch größern Glanz ertheilten, auch in der Liebe und Achtung der Nation noch weit höher wie zuvor.

26. Ariovald starb in dem Jahre 636. Die longobardischen Großen waren klug genug, dem Rechte einer, stets mit Unruhen und Zwiespalt verbundenen freien Wahl auch diesmal zu entsagen, und ermächtigten Theudelindes Tochter, wie einst die Mutter, auch jetzt wieder ihre Hand und mit dieser die Krone der Longobarden zu verschenken. Gundebergas Wahl fiel auf Rotharis, Herzog von Brescia; und mit welcher Weisheit die Königin gewählt, darüber wird Rotharis Regierungsgeschichte in der Folge mehr als einen überzeugenden Beweis uns bieten.

XX.

1. Nach dem Tode Bonifacius V. blieb der römische Stuhl länger als sechs Monate erledigt; endlich bestieg ihn Honorius am 14. Mai des Jahres 626. Dieser Pabst gehörte zu einer der ältesten adelichen Familien in Campanien, und hatte zum Vater den Petronus, einen Mann von konsularischer Würde und großem Ansehen, nicht nur in Italien, sondern selbst an dem Hofe von Constantinopel.

2. Unter der Regierung des Honorius ward in Britanien endlich auch in den angelsächsischen Königreichen Northumberland, Westsex und Ostangeln das Christenthum verbreitet. Auf Edwin, König von Northumberland, hatten zwar Bonifacius V. Briefe und Geschenke keinen sehr großen Eindruck gemacht, und leider schien es noch eine geraume Zeit zu erfodern, bis die Früchte, welche man sich von Edwins Vermählung mit Edelburga für das Christenthum versprochen hatte, zu völliger Reife gelangen würden. In der Nacht vor dem Osterfeste 626 gebar Edelburga ihrem Gemahl eine Tochter; aber am Tage des Festes selbst lief Edwin Gefahr, von einem Meuchelmörder erdolcht zu werden. Zwei seiner Begleiter wurden an seiner Seite ermordet; er selbst ward leicht verwundet. Als der Mörder endlich ergriffen ward, bekannte er freimüthig, daß der König von Westsex ihn zu diesem Frevel erkauft habe *). In Gegenwart des Bischofes Paulinus

*) Der Mörder hieß Eumenes. Er erschien an Edwins Hofe als vorgeblicher Gesandte des Königes Cuichelm von Westsex. Edwin gewährte ihm sogleich die Audienz,

dankte Edwin seinen Göttern, daß sie ihn aus so großer Gefahr befreiet hätten. Aber Paulinus dankte nun ebenfalls dem wahren Gott der Christen für die glückliche Entbindung der Königin und versicherte den König, daß er seine Erhaltung nicht seinen todten Götzen, sondern blos dem inbrünstigen Gebete seiner Gemahlin zu danken habe. Diese Rede hörte Edwin mit ungemeinem Wohlgefallen, und um dem Bischofe zugleich einen Beweis zu geben, wie sehr er dem Christenthum geneigt sey, gestattete er, daß die neugeborne Prinzessin, nebst noch zwölf andern Personen aus der königlichen Familie getauft, und so als die Erstlinge der Northumbrischen Christenheit Gott dargestellt wurden. In der heiligen Taufe erhielt die Prinzessin den Namen Enflede.

3. Sobald Edwin von seiner Wunde geheilt war, sammelte er ein Heer und zog gegen den König von Westsex. Würde der Christen Gott, sagte

---

um welche er bat. Als aber der König mit großer Aufmerksamkeit die Anträge des vermeintlichen Gesandten anhörte, zog dieser unter seinem Gewandt einen darunter verborgenen, sehr langen und dabei noch vergifteten Dolch hervor und stieß ihn nach der Brust des Königes. Aber Lilla, einer der Begleiter des Monarchen, dessen beobachtendem Blicke die meuchelmörderische Absicht des Eumenes nicht entgangen war, warf sich schnell zwischen den Mörder und seinen Herrn, fiel aber auch sogleich todt zu den Füßen desselben; und der Stoß war mit solcher Kraft geführt worden, daß er nicht nur den treuen Lilla durchbohrte, sondern auch noch den hinter denselben stehenden Edwin verwundete. Alle Begleiter des Königes zogen jetzt ihre Schwerter; aber Eumenes vertheidigte sich mit solcher Tapferkeit, daß er noch einen andern Großen, Namens Frodheri niederstach, bevor man sich seiner bemächtigen und ihn entwaffnen konnte. (Ling. hist. of Engl. Vol. 1. chap. 2.)

er vor seiner Abreise zu Paulinus, seine Waffen mit glücklichem Erfolge krönen, so wolle er nach seiner Rückkehr ein Christ werden, und den Göttern seines Landes auf immer entsagen.

4. Siegreich kehrte Edwin zurück. In einem blutigen Treffen hatte er den König von Westsex überwunden und getödtet, auch alle, welche an dem an ihm versuchten Mordanschlag theilgenommen, hinrichten lassen. Paulinus erinnerte ihn an sein Versprechen; aber Edwin begehrte neuen Aufschub, enthielt sich jedoch von jetzt an der Uebung heidnischer Gebräuche, ließ sich von dem Bischofe gründlich in den Lehren des Christenthums unterrichten, sprach auch öfters mit einigen Großen seines Hofes von dem Gesetze der Christen, dachte sogar selbst reiflich darüber nach; widerstrebte aber demungeachtet noch immer der innern Gnade, unvermögend, zu dem entscheidenden Schritte sich zu entschließen. Tief schmerzte den eifrigen Bischof Paulinus dieser schwankende Zustand des Königs; ganze Tage lang rang er oft im Gebete für das Heil desselben, und erfuhr endlich durch innere Offenbarung ein Geheimniß, welches Niemand als Gott und dem König bekannt war.

5. Als nämlich Edwin, um den Nachstellungen Edelfrieds, Königs von Northumberland, sich zu entziehen, lange hülflos in Britanien umhergeirret war, kam er endlich an dem Hofe Redwalds, Königs der Ostangeln, an *). Dieser Fürst war

*) Ida war der Gründer des Königreichs Northumberland; aber nach dem Tode seines Gründers zerfiel dasselbe in beide Königreiche Bernicien und Deira. Von dem Letztern nahm Aella, ein Sohn Idas Besitz. Von diesem Aella war Edwin der einzige Sohn, dessen weil

großmüthig genug, dem flüchtigen Prinzen seinen Schutz nicht zu versagen. Aber bald erfuhr Edelfried Edwins Aufenthalt, schickte Gesandte an den König der Ostangeln, foderte die Auslieferung des Prinzen, und Redwald, geschreckt durch die Drohungen des mächtigen und gefürchteten Königs von Northumberland, gab endlich nach und versprach die Auslieferung seines unglücklichen Gastes. Schon war der Tag dazu festgesetzt; aber am Vorabend desselben erfuhr ein Freund Edwins das traurige Loos, das den Prinzen am folgenden Tag erwarte, eilte noch in der Nacht zu demselben, weckte ihn hastig auf und rief ihm zu, „Prinz, rette Dich durch augenblickliche Flucht; aber zögere nicht, sonst bist Du „verloren und in den Händen deiner Feinde." — Ohne zu säumen verließ Edwin sogleich den Palast; aber ungewiß, wo er jetzt Hülfe suchen, wohin seine wankenden Schritte er jetzt richten sollte, ließ er sich nicht ferne von dem Palast auf einer Bank nieder. Diesem neuen Schlage des Schicksals schien er zu unterliegen und, obgleich der Besinnung unfähig, wollte er dennoch überlegen, welche Partei er in seiner verzweifelten Lage zu ergreifen hätte. Als er nun von Kummer tief gebeugt und ganz in Traurigkeit versenkt so da saß, trat plötzlich ein Mann in einer ihm völlig unbekannten Kleidung vor ihn und fragte, wer er sey und was der Grund seiner

---

ältere Schwester Acca, zu Lebzeiten des Vaters, an Edelfried, König von Bernicien und Enkel Idas verheirathet ward. Als nun Aella starb, nahm Edelfried auch von dem Königreiche Deira Besitz, und war nun bedacht, sich zugleich auch der Person des damals kaum dreijährigen Edwins zu bemächtigen; aber einige treue Diener des verstorbenen Vaters des Kindes fanden Mittel es zu retten, und flohen mit demselben aus dem Lande.

Schwermuth wäre, setzte aber sogleich hinzu, daß ihm sowohl das Eine wie das Andere sehr wohl bekannt wären, „und nun,“ fuhr der Unbekannte fragend fort, „was wurdest Du wohl demjenigen geben, der jetzt das Herz des Königs lenkte und Dich aus dieser großen Gefahr befreite?“ — „Alles,“ erwiederte Edwin, „was er nur von mir fodern würde und ich ihm zu geben im Stande „wäre.“ — „Aber was,“ fragte jetzt wieder der Unbekannte, „würdest Du erst demjenigen geben, „der Dich nicht nur aus der gegenwärtigen Gefahr „befreite, sondern auch in dein Königreich, das Erbe „deiner Väter, wieder einsetzte? Würdest Du wohl „dem Rathe desselben in Allem folgen und die heilsamen Lehren, die er Dir geben würde, zur Richtschnur Deines Lebens machen wollen?“ — Edwin versprach es, und nun legte der Unbekannte ihm die Hand auf den Kopf und sagte: „Wenn einst ein „Anderer Dir die Hand auflegen wird, so erinnere „Dich, was Du jetzt versprochen und daß es Zeit „sey, Dein Versprechen zu erfüllen. — Der Unbekannte entfernte sich hierauf, entschwand bald den Blicken des Prinzen, und Edwin hatte nachher ihn nie wieder gesehen.

6. Kaum hatte Edwin sich von seinem Erstaunen erholt, als sein Freund, frohe Botschaft verkündend, freudig auf ihn zugelaufen kam. Alles, sagte er zu dem Prinzen, habe sich indessen in dem Palaste geändert, und die Königin, die ohnehin bisher stets eine so zarte Theilnahme an seinem Schicksal gezeiget, durch Bitten und ernste Vorstellungen ihren Gemahl bewogen, ihn nicht nur nicht auszuliefern, sondern sogar auch sein Recht auf die Krone seines Vaters mit gewaffneter Macht geltend zu machen. Vollkommen beruhiget kehrte also jetzt Edwin

wieder in den Palast zurück, erfuhr am folgenden Morgen aus dem Munde des Königs und der Königin die nämliche frohe Zusicherung; und da nun zwischen Edelfried und dem König der Ostangeln der Krieg unvermeidlich war, so sammelte Redwald in aller Eile sein Heer und zog in Begleitung des Prinzen Edwin gegen Northumberland.

7. Edelfried hatte bisher stets mit Glück gefochten; die Britten, Schotten und Pikten hatte er überwunden, allen seinen Nachbarn sich furchtbar gemacht. An den Grenzen Northumberlands stießen beide feindliche Heere auf einander; es kam sogleich zu einer Schlacht. Edelfried that wieder Wunder der Tapferkeit; aber das Heer der Northumbrier behauptete nicht seinen bisherigen Ruhm; auf allen Punkten wurde es geschlagen. Edelfried wollte die Schmach einer Niederlage nicht überleben, stürzte sich mitten unter die feindlichen Haufen und starb, von Lanzen und Spießen durchbohrt, den Tod eines heidnischen Helden. Edelfrieds drei Söhne, Anfried, Oswald und Oswin, flohen nach Schottland. Die Northumbrier unterwarfen sich dem König der Ostangeln, und Redwald hatte den seltenen Edelmuth, eine ihm angetragene Krone auszuschlagen und das vereinigte Königreich Northumberland dem rechtmäßigen Erben, dem Edwin zu überlassen.

8. Paulinus, über die geheime Geschichte der frühern Verhältnisse Edwins nun hinreichend belehrt, begab sich gleich am andern Tage zu ihm, und da der König, wie gewöhnlich, allerlei Zweifel und Einwendungen vorbrachte und von Verzögerung sprach, trat der Bischof mit ernster Stirne vor ihn hin, legte ihm die Hand auf den Kopf und fragte ihn, ob er dieses Zeichen kenne und sich erinnere, was

er damals versprochen. Heftig erschrack jetzt Edwin, fiel dem Bischofe zu Füßen und erklärte, daß er bereit sey, sogleich die heilige Taufe zu empfangen; nur bat er den Bischof, daß er ihm gestatten möchte, diesen seinen festen Entschluß vorher noch allen Großen seines Reiches bekannt zu machen, und zwar blos in der Hoffnung, daß diese ebenfalls seinem Beispiele folgen und sich sämmtlich mit ihm zu gleicher Zeit würden taufen lassen. Auf Begehren Edwins versprach Bischof Paulinus, wenn es nöthig seyn sollte, bei der Versammlung sich einzufinden.

9. Von Niemand glaubte man größern Widerstand befürchten zu müssen, als von Coifi, dem Oberhaupte der heidnischen Götzenpfaffen. Aber Coifi war kein Feind der Wahrheit, und keine Lüste eines verdorbenen Herzens hatten das natürliche Licht, das jedem Menschen leuchtet, in ihm verfinstert. Sobald also der König seinen Entschluß bekannt gemacht hatte, nahm Coifi das Wort: „Herr!“ sagte er, „welche Beschaffenheit es mit der neuen Lehre hat, „die man uns verkündiget, kann Niemand besser wissen, als Du selbst; was aber den Dienst betrifft, „den wir unsern Göttern leisten, so weiß Niemand „besser, als ich, daß derselbe in nichts als Trug und „eitelm Wahn bestehet; denn je eifriger ich demselben „oblag, desto mehr erkannte ich mit jedem Tage dessen Eitelkeit und völlige Leerheit.“ Coifi äußerte jetzt den Wunsch, die neue Lehre, die ihm ganz unbekannt sey, nur in einigen ihrer wesentlichsten Punkten kennen zu lernen. Unverzüglich ward der Bischof Paulinus herbeigerufen; aber kaum hatte dieser der Versammlung die Hauptlehren des Christenthums vorgetragen, als Coifi, dem Zuge göttlicher Gnade folgend, zum frohen Erstaunen des Königs und des Bischofes ausrief: „Ja, hier ist Wahrheit;

„vergebens habe ich sie bisher bei unsern Göttern „gesucht; ich finde sie in der Lehre der Christen, die „dem Menschen nicht nur auf Erden Trost und Ruhe „schenkt, sondern ihm auch Unsterblichkeit und ewi„ges Glück verheißt.“ — Die ganze Versammlung trat der Meinung des Coifi bei; denn die bekannte Rechtlichkeit des Mannes bürgte für die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen. Alle Anwesenden erklärten, daß sie bereit wären, sich und ihre Familien mit dem Könige taufen zu lassen. Es ward beschlossen, alle Götzen und deren Tempel in dem ganzen Königreich zu zerstören, aber mit jenen in York *), der Residenz des Königs, sogleich den Anfang zu machen. Im Dienste falscher Götter war Coifi's Eifer bisher oft schon erglühet; kein Wunder, daß er jetzt nach Erkenntniß der Wahrheit ganz in heiligen Flammen aufloderte. „Mir,“ sagte er zu dem König, „der ich so lange schon das Volk zum falschen Wahn „verführt, gebührt es vor Allen, es nun auch den „Weg zur Wahrheit zu führen, wenigstens an die „Zerstörung seiner bisherigen Trug- und Götzenbil„der vor allen Andern zuerst Hand anzulegen.“ — Er bat den König, ihm Waffen zu geben, auch aus dem königlichen Stalle ihm einen Hengst vorführen zu lassen.

10. Nach einem heidnischen Aberglauben der Northumbrier mußte der oberste Priester stets eine Stute reiten; einen Hengst zu reiten war ihm untersagt, eben so auch Waffen zu führen. Als man daher jetzt den obersten Priester mit einem Schwert an der Seite, einer Lanze in der Hand und auf

*) Die Stadt hieß damals Eborak, das alte Eboracum der Römer, des Kaisers Severus Vaterstadt, in welcher derselbe auch starb.

einem Hengst in den Straßen sah, liefen alle Einwohner der Stadt zusammen. Coifi führte sie geraden Weges nach dem Haupttempel von York. Allda angekommen, warf er sogleich seine Lanze hinein, nach der Meinung der heidnischen Angelsachsen die größte und gröbste Entweihung eines Tempels. Er selbst stieg hierauf vom Pferde, nahm eine Axt, stürzte ein Götzenbild und ermahnte seine zahlreichen Begleiter, seinem Beispiel zu folgen. Das Volk, längst schon gewohnt, den Lehren seines Oberpriesters blindlings zu gehorchen, ließ sich nicht zum zweiten Male dazu auffodern. Ein Geist der Zerstörung kam plötzlich über die Menge; Alles legte Hand an, und in wenigen Stunden waren Götzen und Götzentempel in einen Schutthaufen verwandelt.

11. In der größten Eile ward jetzt einstweilen eine kleine Kirche von Holz erbauet, und am 12. April, auf welchen in dem Jahre 627 das Osterfest fiel, wurden der König, beinahe der ganze Adel des Landes und eine ungeheuere Menge Volkes von dem Bischofe Paulinus getauft. An der Stelle der kleinen hölzernen Kirche bauete Edwin eine größere, würdevollere Kirche von Stein, in welcher jedoch die hölzerne Kapelle, in welcher der König war getauft worden, als ein Oratorium eingeschlossen ward.

12. Unbeschreiblich war der Eifer, mit welchem nun auch in der ganzen Gegend alles Volk sich zu dem Christenthum bekehrte. Während einer Reise, welche der König in Begleitung des Paulinus durch sein Reich machte, war Letzterer in der Landschaft Andrages dreißig Tage lang, und zwar jeden Tag ununterbrochen, blos mit Cathechisiren und Taufen beschäftiget; aber dieß genügte dennoch

nicht dem apostolischen Eifer des heiligen Bischofes; er ging über die Humber, predigte überall das Evangelium, und in kurzer Zeit war das Christenthum auch über die ganze, weite Küstenstrecke Nort-humberlands verbreitet. Als der Pabst Honorius hörte, wie wirksam die Gnade Gottes in diesem Theile von Britanien sey, erhob er den Paulinus zum Metropolitanbischof von York und sandte ihm, wie auch jenem von Canterbury, das Pallium, beide ermächtigend, sich selbst, ohne bei dem römischen Stuhle anzufragen, ihre Nachfolger zu ernennen. Da nun gerade Justus, Erzbischof von Canterbury gestorben war, so kam ein Priester, Namens Honorius, nach York zu dem Paulinus, und ward von diesem zum Bischof von Canterbury geweihet.

13. Nichts lag dem frommen König Edwin mehr am Herzen, als die immer weitere Verbreitung des Christenthums. Auch andern, seiner Herrschaft nicht unterworfenen angelsächsischen Völkern suchte er die Leuchte des Evangeliums zu verschaffen; und es gelang ihm wirklich, den König der Ostangeln, Carpuald, sammt dessen ganzem Volke zu wahren Anbetern des Gekreuzigten zu machen. Dieser Carpuald war ein Sohn Redwalds, Edwins ehemaligen Beschützers und Wohlthäters. Auch dem König Redwald war ehemals schon das Evangelium gepredigt worden, und Er und ein großer Theil seiner Unterthanen hatten die heilige Taufe erhalten. Aber die dem Heidenthum und Dämonendienst mit Leib und Seele ergebene Königin, unterstützt von noch einigen andern Götzenpfaffen, suchte ihren Gemahl bald wieder auf Abwege zu führen. Leider blieb ihr gottloses Bemühen nicht fruchtlos. Gänzlich wollte zwar Redwald dem Christenthum nicht entsagen, aber auf der andern Seite auch die Bit-

ten und Foderungen der Königin erfüllen, und so entstand nun unter ihm eine abentheuerliche, sacrilegische Mischung christlichen Gottesdienstes und heidnischer Gebräuche; so daß in der nämlichen Kirche auf dem einen Altar dem allein wahren Gott das reinste, heiligste Opfer, und auf einem andern Altar wieder scheuslichen Götzen blutige Schlachtopfer gebracht wurden. Diesen Greueln ward nun ein Ende gemacht, und die Ostangeln und ihr König kehrten wieder zur Reinheit des wahren christlichen Glaubens zurück.

14. Aber auffallend war in Edwins Ländern der segenvolle Einfluß des Christenthums auf die Sitten und den Charakter des Volkes. Rauben und Stehlen und mitunter auch Morden gehörten ehemals zu den gewöhnlichen Erwerbszweigen der Northumbrier; seit ihrer Bekehrung hörte man von keinem Verbrechen mehr; sie bekannten Jesum Christum nicht blos mit dem Munde, sondern auch durch ihre Werke; und es ward bald zum Sprichwort, daß ein schwaches, wehrloses Weib das ganze Königreich durchreisen könnte, ohne alle andere Begleitung, als blos die ihres, an ihrer Brust säugenden Kindes. Um Reisende zu laben, hatte König Edwin auf den Landstraßen Brunnen graben, und zum Wasserschöpfen kupferne Schaalen bei denselben aufhängen lassen; und nie geschah es, daß auch nur eine dieser kupfernen Schaalen wäre entwendet worden.

15. Zum Unglück für Northumberland, wie für ganz Britanien, hatte Edwins Regierung nur eine Dauer von siebzehn Jahren. Der fromme und weise König fiel in einer Schlacht gegen Cardualla, König der Britten, und Penda, einen heidnischen Fürsten aus Mercia. Cardualla war

zwar dem Namen nach ein Christ, aber seinen Werken nach ein Heide, gleich seinem Bundesbruder Penda. Wo er konnte, verfolgte Letzterer die Christen, und Cardualla, der gegen alle Angelsachsen einen glühenden, unauslöschlichen Haß in seiner Brust nährte, nahm wenig Rücksicht darauf, ob dieselben Christen wären oder nicht. Der Sieg dieser beiden unchristlichen Fürsten war demnach der Untergang des, in Northumberland seit ungefähr 10 Jahren so herrlich aufblühenden Christenthums, und so lange beide Ungeheuer in dem Lande wütheten, fiel beinahe das ganze Volk wieder in alle Gräuel des Götzendienstes zurück *).

16. Die verwittwete Königin Edelburga floh mit dem Bischof Paulinus zu ihrem Bruder nach

*) Das vereinte Königreich Northumberland war zwar an sich schon mächtig genug; aber Edwin schwang sich zu einer noch ungleich größern Macht hinauf. Die Stufen, auf welchen Edwin zu dieser Größe emporstieg, hat die Geschichte, wie Lingard bemerkt, nicht bezeichnet; und wir wissen blos, daß er die Inseln Anglesey und Man seiner Herrschaft unterwarf, daß die übrigen Angelsächsischen Könige ihn als Bredwalda, das heißt, als Oberkönig anerkannten, ihm jährlichen Tribut entrichteten, und daß, wenn der König von Kent eine größere Unabhängigkeit genoß, er dieses blos dem Einfluß seiner Schwester, der Gemahlin des Oberkönigs zu danken hatte. Edwin war der erste Bredwalda, welcher sich, als Zeichen seiner Oberhoheit, die Tufa vortragen ließ. Was dieses eigentlich gewesen, darüber sind die Meinungen getheilt. Einige halten die Tufa für eine Kugel, Andere für einen, an der Spitze einer Lanze befestigten Feder- oder Reigen-Busch. — Aus diesem ergibt es sich schon, daß der bloße Titel eines Oberköniges dem Edwin nicht genügte. Mit hervorherrschendem Ansehen und Einfluß wachte und waltete er über das Gemeinwohl der ganzen Heptarchie, säuberte das

Kent. Aber Edelburga weilte nicht lange an dem Hofe ihres Bruders; sie entsagte der Welt und stiftete nahe bei der Stadt Douvres das Kloster Duming, wo sie noch 11 Jahre ein frommes und heiliges Leben führte. Gleich dem Namen ihres Gemahls, glänzt auch der ihrige in dem römischen Martyrologium; und der 10. September erneuert in der Kirche jedes Jahr das Andenken an diese fromme Königin.

17. Da in dem Königreiche Kent gerade der Bischof von Rochester gestorben war; so übernahm nun Bischof Paulinus die Leitung dieser Kirche. In York hatte er den Diacon Jacobus zurückgelassen. Derselbe war ein Zögling der römischen Kirche, daher ein sehr gelehrter und frommer Geistliche. Voll des Eifers für die Ehre Gottes, suchte er die schwachen Ueberreste der zerstörten Northumbrischen Kirche ihrem gänzlichen Ruin zu entreißen und, keine Mühe und Gefahr scheuend, den Wenigen, welche in ihrer Treue an Jesum Christum beharrten, so viel er vermochte, geistigen Beistand zu leisten. Als nachher wieder bessere Zeiten eintraten, erwarb sich Jacobus durch Einführung der römischen Kirchenmusik und einer größern, geziemenden Pracht bei dem Gottesdienste nicht minder wesentliche Verdienste um die Kirche von York.

18. Der tyrannischen Oberherrschaft des Car-

Land von Räubern und Mördern, handhabte überall das Recht, übte überall strenge Gerechtigkeit, und ließ, wenn Umstände es erforderten, den Unterkönigen seine Oberherrlichkeit fühlen. Daher Carduallas und Pendas Empörung gegen Edwin Bretwalda.

dualla setzte indessen Gottes, des armen Volkes sich erbarmende Vorsehung ein sehr frühes Ziel. Oswald, ein Neffe des heiligen Edwins, gelangte schon im Jahre 638 zur Regierung. Er zog sogleich gegen den wilden König der Britten, hatte jedoch dem zahlreichen Heere desselben nur wenige Schaaren entgegen zu setzen. Aber überzeugt, daß es der König aller Könige sey, der nach Wohlgefallen Kronen und Reiche verschenkt, und dem Siege wie dem Verderben gebeut, ließ Oswald vor seinem Lager ein großes Kreuz errichten, warf vor diesem Zeichen des Sieges mit seinem Heere sich nieder, laut flehend zu Gott: „Herr! Du kennst die Gerechtigkeit unserer Sache; „blicke erbarmend auf diesen kleinen Haufen herab; „stärke seinen Arm und demüthige den Stolz unserer Feinde; denn Du bist es allein, der den Sieg „ertheilt, und auch nur Dir allein gebühren in alle „Ewigkeit Anbetung, Preis und Ehre." — Nach diesen wenigen, aus der Tiefe der Seele und mit lebendigem Glauben zu Gott gesprochenen Worten, erhoben sich wieder Oswald und sein Heer; aber daß des frommen Königes Gebet erhört sey, bewieß die frohe Zuversicht des Sieges, welche jetzt plötzlich alle Gemuther beseelte. In aller Eile ordnete nun Oswald die Reihen seiner Krieger, und griff dann mit unglaublichem Ungestüm das feindliche Lager an. Tapfer fochten die Britten, am tapfersten an ihrer Spitze der wilde, bisher noch nie besiegte Cardualla; aber ein Bote Gottes ging vor den Schaaren Oswalds her; Tod und Verderben wütheten in den feindlichen Reihen; die Blüthe des brittischen Adels fiel an der Seite Carduallas; endlich traf auch ihn ein tödtlicher Pfeil, und nun nahmen die Britten die Flucht. Ein großer Theil ward noch auf der Flucht erschlagen; viele Gefangene wurden gemacht,

und das ganze feindliche Heer gleichsam von der Erde vertilgt *).

19. Oswald verkannte nicht die ihn schützende Hand der Allmacht, und dankbar für die aus ihr empfangenen Wohlthaten, faßte er den festen Entschluß, nun auch, so viel es in seinen Kräften läge, zu vergelten, wie ihm war gegeben worden. Der Sieg auf Heaven-field hatte seine Herrschaft über Northumberland befestiget, und seine erste Sorge war demnach jetzt, auch das Reich, das ihm Gott gegeben, von allen Gräueln des Götzendienstes und heidnischen Aberglaubens zu reinigen. Oswald war in dem berühmten, von dem heiligen Columban dem Aeltern im vorigen Jahrhundert gestifteten Kloster zu Hi in Irland getauft und erzogen worden. Dieses Kloster war eines der berühmtesten der Christenheit, und in dem ganzen Abendlande ging die Rede von der hohen Frömmigkeit und ausgebreiteten Ge-

*) Die Gegend, in welcher das Treffen geliefert ward, und wo vorher das Kreuz war errichtet worden, wurde nachher Heavenfield, das heißt, Himmelsfeld genannt; in spätern Zeiten erhielt sie den Namen Halidun, und liegt nordwärts der langen Mauer, welche die Römer, um Britanien gegen die Einfälle der Picten zu schützen, von einem Meere bis zum andern in England aufgeführt hatten. Das von Oswald errichtete Kreuz ward noch zu den Zeiten Bedas, welcher in der ersten Hälfte des achten Jahrhunders blühete, in ganz England verehrt. Nach dem Zeugniß des so eben genannten, ausgezeichneten und ehrwürdigen Gelehrten, gefiel es Gott, dem festen, unerschütterlichen Glauben des frommen Königes Oswald durch sehr viele und mannigfaltige, durch eben jenes Kreuz kund gewordene wunderbare Kraft- und Gnaden-Erweisungen, auch bei der spätern Nachwelt noch Zeugniß zu geben.

lehrsamkeit der Mönche von Hi; man nannte sie daher allgemein nur die Ehrwürdigen von Irland (venerabiles). Abt von dem Kloster war damals ein Priester, Namens Segenus. An diesen sandte Oswald mit der Bitte, ihm einen Bischof und mehrere Missionäre, Priester und Mönche für sein Volk nach Northumberland zu schicken.

20. Segenus Wahl fiel auf einen Klostergeistlichen, der, zwar geschmückt mit mancher Tugend, aber von sehr herber Gemüthsart war und, streng gegen sich selbst, auch Andere mit gleicher Strenge behandelte. Unermüdet predigte derselbe in York und der umliegenden Gegend; aber seine Predigten waren Worte, gesprochen in die Luft, die mithin eben so geschwind in der Luft wieder verhallten. Auch sein Wandel, obgleich rein und tadellos, weckte dennoch nicht zur Nachfolge, denn um die Herzen an sich zu ziehen, gebrach es ihm selbst an jener magnetischen Kraft, welche blos die Liebe verleiht. Voll Unmuths über die Ungelehrigkeit der Leute, verließ der Missionair das Land, ging in sein Kloster nach Irland zurück und berichtete dem Abt, daß das Volk, zu welchem man ihn geschickt, weil gar zu roh und unwissend, für die Lehren des Evangeliums noch lange nicht reif genug sey. Betroffen sahen der Abt und die Brüder einander an; endlich nahm Einer aus den Letztern, Namens Aidan, das Wort, und gegen den zurückgekommenen Missionair sich wendend, sagte er zu ihm: „Bruder, „solltest Du vielleicht nicht jenes Volk, über dessen „Ungelehrigkeit Du klagest, schon gleich im Anfange „mit zu vieler Strenge behandelt, und dabei die Lehre „des großen Apostels vergessen haben, welcher den „Kindern blos Milch und nur den Erwachsenen nahrhaftere Speisen zu reichen gebietet?“ — Die Augen

des Abtes und aller Brüder waren jetzt auf Aidan gerichtet. Es ward beschlossen, ihm die Mission zu übertragen. Segenus ließ ihn zum Bischofe weihen, und sandte ihn, nebst noch einigen andern Priestern und Mönchen dem König Oswald.

21. Waren die Predigten des ersten Missionairs kraft- und fruchtlos gewesen, so ruhete jetzt ein desto größerer Segen auf den apostolischen Arbeiten des Aidan. Unermüdet weihete er alle seine Kräfte seinem neuen Berufe; Nichts vermochte seinen Eifer zu erkalten; denn dieser ward von der Liebe geleitet, daher auch jedes Hinderniß, dem er begegnete, stets leicht und schnell überwunden. Aber für alles Volk war es ein neuer und dabei eben so imposanter als rührender Anblick, wenn es sah, daß selbst der König und einige der Vornehmsten seines Hofes sich hoch geehrt fühlten, Diener und Gehülfen des heiligen Bischofes zu seyn. Da nämlich Aidan der angelsächsischen Sprache nicht sehr kundig war, der König aber in seiner Jugend, während seines Aufenthaltes in dem Kloster Hi, die irländische Sprache vollkommen erlernt hatte, so stand er dem Bischofe, so oft derselbe predigte, gewöhnlich als Dolmetscher zur Seite. Diese Demuth eines Königs, die nur eine Frucht der zärtlichsten, väterlichsten Sorgfalt für das ewige Heil seiner Unterthanen seyn konnte, erhöhete nun nicht wenig in den Augen des Volkes sowohl das Ansehen des Bischofes, als auch die Würde seines heiligen Amtes.

22. Von der Hand der Vorsehung geleitet, kamen nun beinahe jeden Monat einige apostolische Männer, Priester und Mönche, aus Irland an, um in dem wieder neu angebauten Weinberge des Herrn als treue Knechte Gottes zu arbeiten. Mit

Liebe wurden alle von dem Könige aufgenommen; reichlich sorgte er für ihren Unterhalt, auch erbauete er ihnen überall Kirchen und Kapellen, sorgte für gut eingerichtete Schulen und stiftete mehrere Klöster, in welchen Kinder aus allen Ständen, selbst aus dem ältesten Adel des Landes, erzogen, und nicht nur in der christlichen Religion, sondern auch in allen übrigen, damals gekannten Wissenschaften gründlich unterrichtet würden. Zu seinem bischöflichen Sitze wies Oswald dem Bischofe Aidan die Halbinsel Lindisfarne an; zweimal des Tages wird dieselbe von der wiederkehrenden Meeresfluth in eine Insel verwandelt; später erhielt sie den Namen, Holy-Island (die heilige Insel), weil verschiedene, im Geruch der Heiligkeit gestorbene Bischöfe, Priester, Mönche, ja auch Märtyrer und Bekenner dort begraben liegen.

23. Was Aidan lehrte und predigte, bewies er auch stets durch seine eigenen Werke. Ohne alle Anhänglichkeit an das Zeitliche, und von jeder irdischen Sorge entfesselt, sorgte er ausschließlich blos für das, was des Herrn ist. Die Einkünfte seiner Kirche, so wie alle Geschenke, die er von dem König und dessen Großen erhielt, dienten ihm blos dazu, die Leiden der Armuth zu lindern, besonders aber Gefangene loszukaufen; mehrere davon wurden seine Schüler, und unter diesen gelangten sogar Einige zu der hohen Würde des Episcopats. Nur mit einer einzigen Sache pflegte Aidan zu kargen, oder vielmehr im höchsten Grade geitzig zu seyn, nämlich mit seiner Zeit; diese betrachtete er als ein von Gott ihm geliehenes Capital, mit welchem er für die Ewigkeit wuchern müßte; jeden Augenblick, den er nicht für die Ehre Gottes oder zum Heil der Menschen verwendete, hielt er für unwiederbringlich verloren.

Der Einladung an die königliche Tafel folgte er daher nur selten, und wenn er sie aus Gefälligkeit für den König annahm, so weilte er nie lange an der Tafel, nahm nur ein wenig Speise, und eilte dann sogleich wieder hinweg, um die durch die königliche Einladung erlittene Einbuße, wo möglich, auf einer andern Seite doppelt wieder zu gewinnen. Durch diese Sparsamkeit mit dem, was dem Menschen das Kostbarste seyn sollte, ward es ihm möglich, ungeachtet seiner überhäuften Geschäfte, dennoch dem Gebete jeden Tag mehrere Stunden zu weihen. Aber sein Gebet war nicht selten mit anhaltendem Fasten verbunden, und sein Beispiel wirkte hierin so kräftig, daß viele der Gläubigen, zweimal in der Woche, sich freiwilligem, ziemlich strengem Fasten unterwarfen. — So lichtvoll das Bild ist, welches die Geschichte von diesem würdigen Bischofe, diesem treuen Nachfolger Christi und seiner Apostel entwirft, so hat dasselbe demungeachtet doch ebenfalls seine Schattenseite, leider erzeugt durch Aidans Mangel an Gleichförmigkeit mit der allgemeinen Kirche in Ansehung der Feier des heiligen Osterfestes. Er folgte hierin dem Brauch der irländischen Kirche, dem zu seiner Zeit auch der heilige Columbanus in Gallien gefolgt war, und daher manche nicht ungerechte Rüge von den gallischrn Bischöfen sich zugezogen hatte. — Nach 17jähriger, segenvoller Amtsführung, starb Aidan am 31. Julius des Jahres 651. Mehrere beglaubigte Wunderwerke, durch welche es Gott gefallen, seinen Diener, sowohl während seines Lebens, als nach dessen Tod, vor der Welt zu verherrlichen, haben unsere heilige Kirche bewogen, den Bischof Aidan von Lindisfarne der Zahl anerkannter Freunde Gottes beizuzählen, und dessen Andenken jedes Jahr, am 31. des Erndte-Monates, zu feiern.

24. Aber auch König Oswald ging durch leuchtendes Beispiel seinem Volke auf dem Pfade der Frömmigkeit und des Heils voran. Bei einem seltenen Verein aller christlichen Tugenden, war es besonders des Königs, über alle lebende Wesen sich erstreckende Freigebigkeit, welche ihm die Herzen seines Volkes und die hohe Achtung des heiligen Bischofes und der Geistlichkeit gewann. Im strengsten Sinne des Wortes ein zärtlicher Vater seiner Unterthanen, war er auch der wahre Vater aller Armen in seinem Königreiche, und die Bereitwilligkeit, mit der er stets seine Gaben vertheilte, erhöhete noch um Vieles den Werth der Gaben selbst. Einst, so erzählt der ehrwürdige Beda, als Oswald gerade im Begriffe stand, mit den geladenen Gästen sich an die Tafel zu setzen, und der Bischof Aidan, welcher an diesem Tage bei dem König speis'te, schon die Hand erhoben hatte, um das Brod zu segnen, trat der königliche Almosenpfleger in den Saal, und meldete dem König, daß unerwartet so eben eine Menge armer Leute angekommen wäre und, einstweilen auf der Straße lagernd, von der Milde des Königs ein Almosen erwarte. Oswald, der nicht wollte, daß auch nur die mindeste Zögerung der Preis seiner Freigebigkeit seyn sollte, befahl sogleich, zwei gerade vor ihm stehende silberne Schüsseln zu nehmen, sie in Stücken zu schlagen und diese unter die Armen auszutheilen. Von diesem Zuge ächt christlicher Milde und Liebe ward der heilige Bischof Aidan so sehr ergriffen, daß er mit beiden Händen die wohlthätige Hand des Königs faßte, sie an seine Brust drückte, dabei ausrief: „Möge diese Hand doch niemals alt werden!“ — Dieser, einer tief bewegten Brust entquollene Wunsch ging wirklich, wie wie wir in der Folge sehen werden, wunderbarer Weise in Erfüllung.

25. Zur Zeit der Regierung Oswalds in Northumberland, ward auch in dem, nicht viel mindermächtigen angelsächsischen Königreiche Westsex das Evangelium geprediget. Der Pabst Honorius hatte den heiligen Birinus als Missionair nach Britanien gesandt, um auch in jenen Gegenden, wohin bisher noch kein Missionair gedrungen wäre, das Wort vom Kreuze zu verkündigen. Birinus landete in Westsex. Als er nun auf der ganzen Küste, wie in dem Innern des Landes keine Spur des Christenthums, sondern überall blos Gräuel des Götzendienstes und heidnischer Thorheit sah, glaubte er, um seinem apostolischen Auftrage zu genügen, nicht weiter gehen zu dürfen, und begann sogleich, dem König Cynegil und dessen Volke das Evangelium zu predigen. Die Vorsehung fügte es, daß um die nämliche Zeit auch König Oswald an dem Hofe von Westsex anlangte; er hatte um die Hand der Tochter des Cynegil geworben und dieselbe erhalten, und war nun gekommen, um seine Vermählung mit der Königstochter zu vollziehen. Nach allen Kräften unterstützte jetzt Oswald bei seinem künftigen Schwiegervater die belehrenden Ermahnungen des Birinus. Vor dem ganzen versammelten Hofe gab der künftige Gemahl der Tochter des Königs den Lehren des Christenthums ein herrliches Zeugniß. Begeistert von der Heiligkeit des Gegenstandes und den erhabenen Wahrheiten des Evangeliums sprach Oswald mit einer Beredsamkeit, die alle Zungen fesselte und keine Widerrede gestattete. Die vereinten Bemühungen des heiligen Bischofes und frommen Königes überwanden endlich die Hartnäckigkeit tief eingewurzelter heidnischer Vorurtheile. Cynegil ließ sich taufen und ward ein Christ. Dem Beispiel des Königs folgte bald die ganze Nation. Bei der Taufe Cynegils übernahm Oswald die Pathenstelle

und feierte dann drei Tage darauf seine Vermählung mit der Tochter des neubekehrten Königs. — Dorset ward dem heiligen Birinus zu seinem bischöflichen Sitze angewiesen, und nahe bei dieser Stadt ward schon nach einigen Jahren von dem weisen Meidulphus, einem durch hervorleuchtende Heiligkeit ausgezeichneten Einsiedler, die nachher so ungemein berühmt gewordene Abtei von Malmesbury gegründet.

26. Während in diesem Theile Britaniens das Licht des Evangeliums seine milden Strahlen verbreitete, war in einer andern Gegend der Insel der ewige Feind aller Wahrheit nicht minder beschäftiget, die aufgehende Saat des Christenthums, so viel er nur konnte, wieder zu ersticken. Nicht nach einer, sondern erst nach mehrern Niederlagen, und besonders wenn der Sieg durch das Blut heiliger Märtyrer errungen wird, flieht Satan geschreckt davon und wagt sich nicht mehr an die Auserwählten des Herrn. — Carpuald war bald nach seiner Bekehrung ermordet worden (636). Er hatte nur 9 Jahre geherrscht, und erst in dem vorletzten Jahre seiner Regierung mit einem großen Theil seines Volkes sich zu der Lehre Jesu bekannt. Drei Jahre lang blieb das Reich der Ostangeln, ohne König, die Beute blutiger Anarchie und schrecklicher Verwirrung, und unter dem Sturm zügelloser, gehässiger Leidenschaften, welkte in diesen gesetzlosen Jahren die kaum hervorgesprossene und noch so zarte Pflanze des Christenthums leider wieder dahin. Endlich bestieg Sigebert den Thron der Ostangeln. Er war ein Stiefbruder des ermordeten Carpualds, hatte aber während der Regierung desselben, weil fälschlich beschuldiget, dem Bruder nach Thron und Leben zu streben, Britanien verlassen müssen, und war nach

Frankreich geflohen. Hier ergab er sich den Wissenschaften, liebte die Einsamkeit, suchte den Umgang mit gelehrten Männern, lernte durch diese das Christenthum kennen, überzeugte sich von der Göttlichlichkeit desselben, begehrte endlich, von einem Strahl göttlicher Gnade erleuchtet, selbst Christ zu werden und ward von dem gallischen Bischofe Felix getauft.

27. Drei Jahre anarchischer Verwirrung, reich an Frevel- und Gräuelthaten jeder Art, waren hinreichend, die Gemüther der Ostangeln völlig zu verwildern, aus der ganzen Nation einen rohen Haufen von Verbrechern, Mördern und Räubern zu machen. Alle Laster heidnischer Barbaren waren jetzt wieder im Schwunge, von dem frühern Christenthum kaum einige dunkle Erinnerungen noch übrig. Sigeberts erste Sorge war es, die christliche Religion sobald als möglich wieder in seine Staaten zurückzuführen; nicht blos weil er es für Regentenpflicht hielt, für das ewige Heil seiner Unterthanen eben so sehr, wie für deren zeitlichen Wohlstand zu sorgen, sondern auch weil er überzeugt war, daß er nur mit Hülfe des Christenthums das unbändige Volk dem sanftern Joch der Gesetze unterwerfen, die rohen Sitten schmeidigen, und den Ostangeln wieder Liebe zu jenen Socialtugenden einflößen könnte, ohne welche weder Staat noch Regierung Bestand haben.

28. Wahrer, an frommer Nächstenliebe entzündeter Eifer für die Verbreitung des Evangeliums hatte gerade den gallischen Bischof Felix, bei welchem Sigebert frühern Unterricht genossen, jetzt nach England geführt. Er ging nach Canterbury und bat den Bischof Honorius, ihn in jenen Theil der Insel zu schicken, wo man seiner schwachen Kräfte

noch am meisten bedürfte. Honorius schickte ihn zu den Ostangeln. Gleich einem von Gott gesandten Boten ward Felix an Sigeberts Hof empfangen und ihm die Stadt Dumak zu seinem bischöflichen Sitze angewiesen. Mit dem ihm eigenen Eifer betrat Felix sogleich seine apostolische Laufbahn. Aber bald kamen nun auch aus Gallien und Irland nach Ostangeln mehrere fromme Priester und Mönche, unter den Letztern auch der von Gott vorzüglich begnadigte heilige Fuseus, verbreiteten sich über das ganze Land, theilten sich in die Missionsgeschäfte des Bischofes und leisteten demselben überall kräftigen Beistand. Die Bemühungen dieser heiligen Männer unterstüzte Sigebert auf jede nur mögliche Weise; er erbauete Kirchen, gründete Klöster und legte überall christliche Schulen an, nach dem Muster jener, welche er in Frankreich gesehen hatte. Alles gewann jezt eine andere Gestalt, und in wenigen Jahren war die ganze Nation der Ostangeln zum Christenthum bekehrt.

29. Durch das hinreissende Beispiel eines musterhaften Wandels, durch Herzensgüte, Milde und Gerechtigkeitsliebe, hatte Sigebert nicht wenig dazu beigetragen, seinen Unterthanen das Christenthum in seiner Schönheit und ganzen Liebenswürdigkeit zu zeigen, und auf diese Art den frommen Missionairen ihr Werk um vieles erleichtert; aber demungeachtet wollte er bei den neuen Schöpfungen, die er, vereint mit einem Bunde heiliger Männer, in seinem Königreiche hervorrief, sich dennoch keiner Zwangsmittel bedienen, nicht despotisch die Gewissen seiner Unterthanen beherrschen, ihre Herzen blos auf dem Wege der Ueberzeugung und durch die Kraft der Wahrheit zum Bessern lenken. Er erließ also kein Edikt, welches die Denkmäler des Heidenthums zu

zerstören gebot, unangetastet blieben daher noch einige Zeit die Götzentempel; aber sie standen leer und verödet, verwitterten von selbst, und die Götzenbilder, denen sie einst geweiht waren, nun ein Gegenstand des Hohnes und nicht mehr der Verehrung, wurden bald vom Volke selbst zertrümmert, ohne daß der König es ihm geboten hätte.

80. Müde der Welt und ihrer Schimmerscenen, und ihren flüchtigen Freuden längst schon abgestorben, legte endlich Sigebert die Krone nieder, und übergab, da er kinderlos war, die Regierung einem seiner Anverwandten, Namens Anna. Er selbst ging in ein Kloster, um ungestört den Rest seiner Tage sich blos mit göttlichen Dingen zu beschäftigen; denn seinem Herzen konnte die Welt und was sie zu geben vermag, nicht mehr genügen, und ihr ganzer Reichthum verarmte an seinem, blos nach Gott, nach dem Unendlichen dürstenden Geiste. Aber das seltene Glück, schon hier auf Erden als Bürger einer höhern Welt zu leben, sollte dem guten Sigebert nicht werden, und gegen seinen Willen, der freilich leider jetzt, und zu seinem eigenen Schaden nicht die Festigkeit des Demants hatte, ward er bald wieder seinem Kloster entrissen und auf das neue in den Strudel stürmischer Welthändel geschleudert.

81. In dem dritten Jahre der Regierung Annas suchte und fand an dessen Hofe eine Zufluchtsstätte Coinwalch, König von Westsex. Von dem furchtbaren Penda war er aus seinem Reiche vertrieben worden, weil er seine Gemahlin Sexburga, Pendas Tochter, verstoßen und ihrem Vater wieder zurückgeschickt hatte. Der schwer beleidigte, zürnende Schwiegervater begehrte die Auslieferung seines

Schwiegersohnes von dem König der Ostangeln. Aber Coinvalch war indessen von dem Bischofe Felix getauft worden, und Anna, jetzt durch ein gemeinschaftliches heiliges Band mit dem unglücklichen König noch enger verbunden, erklärte, daß er seinen neuen Glaubensgenossen um keinen Preis der grausamen Willkühr seiner Feinde überlassen werde. Mit seinem zahlreichen, stets siegreichen Heere zog nun Penda gegen den König Anna. Die Ostangeln, geschreckt durch den Ruf der Unüberwindlichkeit, welcher den Schaaren des Pendas voranging, verloren nun alles Zutrauen zu ihrem jetzigen Beherrscher, richteten aber desto vertrauungsvoller ihre Blicke auf Sigebert, ihn flehentlich bittend, nur so lange, als der Krieg dauern würde, sein Kloster zu verlassen, und ihr Heer gegen den gefürchteten Feind zu führen. Lange widerstand Sigebert dem Flehen der Nation; endlich ward er von ihren Bitten überwältiget, übernahm den Oberbefehl über das Heer, wollte jedoch seinen geheiligten Ordensstand nicht durch Waffenrüstung und Waffengebrauch entweihen, legte daher auch seine Ordenskleidung nicht ab, und nahm statt jeder Waffe blos einen Pilgerstab in die Hand.

32. Unerforschlich sind die Rathschlüsse Gottes. Heiliges Dunkel umwölkt oft die Hand der Allmacht unsern Blicken; aber der Glaube ist ein Licht, das auch in dieser Finsterniß leuchtet; und die lebendige Ueberzeugung von Gottes unendlicher Weisheit, Liebe und Erbarmung macht, daß wir auch dann freudig und demuthsvoll anbeten, wenn unser Verstand umnachtet, und unser Herz mit Trauer und Kummer erfüllt ist. — Der Heide Penda blieb Sieger; König Anna und der fromme Sigebert wurden im Treffen erschlagen, und das

christliche Königreich der Ostangeln ward von heidnischen Götzendienern überschwemmt. Aber Edilhere, der seinem Bruder Anna in der Regierung folgte, fand nach einiger Zeit Mittel, den Zorn des furchtbaren Siegers zu sänftigen. Penda zog mit seinem Heere wieder nach seinem Königreiche Mercia zurück, und der für die Könige Sigebert und Anna so unglückliche Krieg hatte für das Christenthum in Ostangeln keine zerstörende Folgen; unter Edilheres Regierung schlug es immer tiefere Wurzeln, ward endlich vollkommen befestiget, und mit Ausnahme der beiden Reiche Mercia und Sussex, huldigte jetzt die ganze Heptarchie dem gekreuzigten Gottmenschen.

33. Der heilige Fuseus hatte indessen Britanien wieder verlassen, und war nach Gallien zurückgekehrt. Unterstützt von des Königs Clodwig Majordomus, Erchimoald, stiftete Fuseus, ungefähr sechs Stunden von Paris, das Kloster von Lagny. Erchimoald schenkte demselben große Ländereien; in der Folge ward es eine berühmte Abtei, und verschwand erst in den Tagen der alles Göttliche, Heilige und Erhabene, wie jede wahre Menschenwürde zerstörenden und in ihren Schlund hinabziehenden Revolution. — Aber Alles war dem heiligen Fuseus zur Last, was seinen steten Umgang mit Gott unterbrechen konnte. Nach Verlauf eines Jahres übertrug er daher die Leitung des Klosters einem seiner vorzüglichern Schüler und voll Sehnsucht nach seiner ehemaligen, ihn den Blicken der Welt entziehenden Einsiedlei, bestieg er ein Schiff, um nach Britanien zurückzukehren. Anders war es jedoch in dem Rathe des Ewigen beschlossen. Fuseus starb auf dem Meere, und mit dem entseelten Körper kehrte das Schiff sogleich wieder nach den

Küsten Frankreichs zurück. Ueber der Frage, in wessen Gebiete die irdische Hülle des Heiligen ihre Ruhestätte finden sollte, wäre es beinahe zwischen dem Majordomus Erchinoald und Herzog Aimon zu einer blutigen Fehde gekommen. Ein Gottesgericht im Geiste der damaligen Zeit entschied den Handel zu Gunsten des Majordomus. Die Leiche ward demnach nach Peronne gebracht, damals ein Flecken auf einer der Domainen Erchinoalds; und die hohe Ehrerbietung dieses frommen Herzoges gegen den Heiligen erbauete über dessen Grabhügel eine große und prachtvolle Kirche. Viele Wunder, durch die es hier Gott gefiel, das Andenken seines Heiligen auch bei der Nachwelt zu verherrlichen, zogen lange Zeit hindurch jedes Jahr zu dem Grabe des heiligen Fuscus eine Menge andächtiger Pilger, welche dann die hier sich stets erneuenden wunderbaren Krafterweisungen bei ihrer Rückkehr ihren erstaunten Landsleuten verkündeten. Nimis honorati sunt amici tui Deus; Nimis confortatus est principatus eorum. Psal. 138. 17. *).

---

*) Der heilige Fuseus gehörte einer der edelsten und angesehensten Familien Irlands an. In seiner Jugend erhielt er eine treffliche Erziehung und wissenschaftlichen Unterricht in einer bischöflichen Schule. Brennendes Verlangen nach evangelischer Vollkommenheit trieb ihn aus dem väterlichen Hause. Er begab sich nach einem andern Theile Irlands, lebte einige Zeit in einer Einsiedelei, und ward dann Vorstand eines Klosters. Unaufhörlich ermahnte er das Volk zur Buße; alle seine Predigten hatten diesen Zweck. Aber nun erinnerte er sich auch seiner Verwandten und Landsleute; er befürchtete, sie möchteu nicht auf der wahren Bahne des Heils wandeln, beschloß daher, nach seiner Heimath zurückzukehren, um auch dort den Geist der Buße und Lossagung von dem Zeitlichen zu wecken Theils auf der Reise dahin, theils in dem väterlichen Hause, ward Fuseus

Bed. eccl. Hist. Gent. Angl. l 3. c. 14.

mehrerer Visionen gewürdiget, in welchen ihm über den Zustand der Seelen nach dem Tode höchst merkwürdige Anfschlüsse ertheilt wurden. Nur Einiges davon wollen wir unsern Lesern hier mittheilen, dasjenige nämlich, was der ehrwürdige Beda hierüber aufgezeichnet hat, und zwar nach dem Zeugniß eines sehr alten Mönchs, der ihm betheuerte, es in seinem frühern Alter aus dem Munde eines sehr bejahrten Klostergeistlichen vernommen zu haben, welchem der heilige Fuseus selbst es mehrmals erzählt habe. — Eines Tages erstarrten dem Heiligen plötzlich alle Glieder; bewegungs- und leblos sank er auf sein Lager hin. Aber jetzt öffnete sich ihm das geistige Auge seiner Seele; er sah sich von fünf Engeln umgeben. Einer stand an seinem Haupte, zwei zu seiner rechten und zwei zu seiner linken Seite; sie reichten ihm die Hände und hoben ihn mit sich in die Lüfte empor. Dem Fuseus entschwand bald das väterliche Haus, endlich die ganze Erde. Vor allzugroßer Klarheit konnte er das Antlitz der Engel nicht schauen; aber um ihn her tönten himmlische Harmonien, die seine Seele mit unaussprechlicher Wonne erfüllten, und welche die Engel mit dem Schlag ihrer ätherischen Flügel hervorbrachten. Der Engel, welcher voranging, befahl ihm nun zurückzuschauen; Fuseus blickte zurück, und sah unter sich in unermeßlicher Tiefe die Erde wie ein finsteres Thal. Aber zu gleicher Zeit erblickte er auch, in gleicher Höhe, auf welcher er stand, vier große Feuer schwebend über der Erde. Auf seine Frage, was diese Feuer bedeuteten, ward ihm geantwortet: es sind Feuer, welche der Menschen Sünden und Laster angezündet haben; das Eine ist das Feuer der Lüge, das Andere des Stolzes, das Dritte der Wollust und das Vierte der Ungerechtigkeit, des Zankes, des Haders und Zwiespalts. Wenn das Maß der Sünden voll seyn wird, werden diese Feuer die Welt verzehren — (Man sehe die 2. Ep. Pet. K. 3. V. 10.) — Während die Engel mit Fuseus sprachen, begannen die vier Feuer, nach und nach in einander zu verfließen, und bildeten endlich ein ungeheures Feuermeer, dessen tobende furchtbare Wogen, gleich wilden Wasserfluthen, dem Fuseus und dessen himmlischen

Begleitern immer näher und näher kamen. Fuseus fing jetzt an zu zagen; aber der Engel, der es bemerkte, sagte ihm: „Dieß Feuer brennt nur diejenigen, die es angezündet haben.“ Da der glühende Strom ihnen jetzt ganz nahe war, traten die Engel hinzu, und sogleich zerschlugen und theilten sich die Flammen, bildeten auf beiden Seiten ungeheure Feuer-Mauern und in der Mitte ein, gleich einem furchtbaren Schlund, weit geöffnetes Flammenthor. Bei dem, was der Heilige jetzt sah, ergriff ihn solcher Schrecken, und die furchtbaren Gestalten, die er erblickte, machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß, so oft er nachher, selbst in spätern Jahren, von dem sprach, was er in dieser Vision gesehen, ihm jedesmal alle Glieder am Leibe zitterten, und eine Angst ihn befiel, die sogar im härtesten Winter seinen ganzen Leib mit Schweis bedeckte. Gleich schwarzen Schatten, sah Fuseus eine Menge Dämonen durch die Flammen hin und her fliegen; die dichte Finsterniß, die sie umgab, verhinderte den Heiligen, sie genauer zu betrachten; aber schon in ihren äußersten Umrissen war ihre Form so Graußen erregend, daß Fuseus, so viel er nur vermochte, seine Blicke von ihnen abzuwenden suchte. Schrecklich war das Geräusch, das sie mit ihren schwarzen Fittigen in den Flammen erregten, noch schrecklicher jedoch, warhaft Leib und Seele zermalmend das Geheul, mit welchen sie diesen Ort des Entsetzens erfüllten. Jetzt trat der Engel unter das flammende Thor; aber Einer der Dämonen ergriff nun plötzlich einen Brand aus dem Feuer, und schleuderte ihn dem Fuseus und dessen Begleitern entgegen. „Es ist billig“ rief er ihnen zu „daß Ihr das ganz nehmet, wovon Ihr schon einen Theil genommen habt“ Der gegen ihn geschleuderte Brand traf den Fuseus an die rechte Wange und Schulter, und er erkannte jetzt in demselben einen unlängst gestorbenen Menschen, der Buße und Bekehrung bis auf die letzte Stunde seines Lebens aufgeschoben, und von welchem, als er schon dem Tode nahe war, Fuseus noch ein Geschenk für sein Kloster erhalten hatte. Der Heilige fühlte brennende Schmerzen am Gesicht und an seiner rechten Schulter; aber der Engel ergriff sogleich den Brand und schleuderte ihn wieder

in die Flammen zurück. „Nicht aus Geitz, nicht aus Habsucht" erwiederte er dem Dämon „hat dieser hier das Geld genommen, sondern in der schuldlosen Meinung und Absicht, daß der Unglückliche vielleicht sein Heil erwirken würde." — Die den Fuseus begleitenden Engel wollten nun diesen grauvollen Ort verlassen, und in höhere, lichtvolle Regionen sich mit ihm erheben. Aber die Dämonen widersetzten sich, erhoben ein furchtbares Gebrüll, lästerten und sprachen: „Gott ist ungerecht, wenn dieser Mensch in das Himmelreich eingehen darf." — Alles, was von dem ersten Augenblick seiner erwachenden Vernunft an, in dem Herzen des Fuseus, selbst in den tiefsten Falten desselben verborgen gelegen, ward jetzt von den Dämonen hervorgesucht, boshaft gedeutet, als Sünde, als gerechte Ursache seiner Verwerfung ihm vorgeworfen. Aber siegreich widerlegte der, dem Fuseus zur Seite stehende Engel jede, gegen denselben erhobene Anklage. Satan schien schon völlig besiegt, als plötzlich einer der Dämonen mit furchtbarer Stimme ausrief:„ Noch sind wir nicht überwunden. Dieser Mensch steht erst an der engen Pforte, und nur durch diese kann er in das Himmelreich eingehen. Es steht nämlich geschrieben: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich Selbst. Zwar hat er Niemand ein Leid zugefügt, Vielen sogar auch Wohlthaten erwiesen; aber Liebe, wie sie von ihm gefodert wird, gab diesen Wohlthaten nie ihren vollkommenen Werth; kurz er hat den Nächsten nicht geliebt, wie sich Selbst" — Der Engel erwiederte: „Der Allerhöchste wird richten und entscheiden." — Jetzt ließen die Dämonen von ihnen ab; und in immer höhere, lichtvolle Regionen führten nun die Engel den heiligen Fuseus. Schon hörte er jene heiligen Gesänge, deren entzückende Melodie noch nie ein menschliches Ohr vernommen; aber er hörte sie nur in leisen Tönen, wie aus weiter Ferne; es waren gleichsam nur Nachklänge jenes himmlischen Alleluja, bei welchem die Geister der Seligen in namenlose Wonne zerfließen, und welches zu hören, Fuseus für jetzt noch nicht vollkommen würdig war. Aber mehrere stralende Lichtgestalten schwebten ihm nun entgegen; als sie näher kamen, erkannte er unter ihnen zwei irländische Bi-

schöfe, von welchen Fuseus noch nicht wußte, daß sie indessen gestorben waren. Einer davon war der Bischof Amatus. Dieser unterrichtete ihn in Vielem, was ihm für die Zukunft auf seiner, noch lange nicht vollendeten irdischen Laufbahn zu wissen nothwendig war. Auch von den Wohnsitzen der Seligen sprach er mit ihm, besonders von jenem höchsten der Himmel, wo Gott selbst den über alles begnadigten Geistern sich offenbaret, wo Wonne an Wonne woget, ewiger Jubel ertönt, und nichts die Freude trübt, als der Anblick der Menschen, die, jede ihnen angebotene Gnade verschmähend, vorsätzlich in ewiges Verderben sich stürzen. Einer der Engel sagte jetzt dem Fuseus, daß sie bisweilen einen Theil dieser unaussprechlichen Wonne entbehren müßten, wenn sie zum Dienste der Menschen, zu deren Schutz von Gott auf die Erde gesandt würden. Amatus und die übrigen seligen Geister kehrten wieder zum Himmel zurück, und derjenige der himmlischen Begleiter des Fuseus, welcher bis jetzt stets voran gegangen war, befahl nun den andern Engeln, unsern Heiligen wieder auf die Erde zu führen. Fuseus ward traurig, daß er diesen Ort des Entzückens, obgleich nur Vorhalle des Himmels, so bald schon verlassen sollte. Aber der Engel sagte ihm, daß ein Mehreres zu schauen, noch höhere Wonne zu genießen, ihm für jetzt noch nicht gegönnt wäre, und ermahnte ihn zugleich nur desto ernster und dringender, sich selbst genau zu prüfen, mit der grösten, ängstlichsten Sorgfalt auf seine eigene Vervollkommnung bedacht zu seyn. Dem Befehle des Engels mußte gehorcht werden; und Fuseus erwachte wieder in dem väterlichen Hause aus seinem bisherigen Todesschlummer. Von den Umstehenden erfuhr er, daß man ihn seit gestern Abend bis jetzt zu dem ersten Hahnengeschrei für todt gehalten, auch nicht das mindeste Zeichen des Lebens in ihm bemerkt habe. — Es verdient eine kleine, jedoch sehr ernste Betrachtung, daß dem Fuseus, ihm, den längst schon sein Kloster, die ganze Gegend und alle, die ihn kannten, für einen Heiligen auf Erden hielten, und an welchem auch das schärfste menschliche Auge nicht den mindesten Flecken zu erspähen im Stande war, dennoch gesagt ward, sich selbst **genau zu prüfen**, mit der **grösten**,

XXI.

1. Monothelismus. Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, denen Friede und Eintracht lästig, Hader und Zwiespalt unentbehrliche Bedürfnisse sind. Seit fünfzig Jahren genoß die morgenländische Kirche eines ununterbrochenen Friedens. Justinus II. und Kaiser Tiberius hatten dem Zungengefecht zanksüchtiger Griechen ein Ende gemacht, und ihre Nachfolger, sich weislich jeder kirchlichen Einmischung enthaltend, die Ruhe in den Kirchen fortdauernd zu erhalten gewußt. Leichter als in frühern Zeiten wäre unstreitig diese, bei den morgenländischen Kirchen so selten eintretende Friedensperiode auch jetzt noch lange zu erhalten gewesen, hätte leider Kaiser Heraklius, von welchem man mit Wahrheit sagen kann, daß das Geheimniß seiner Kraft

---

ängstlichsten Sorgsamkeit an seiner Besserung und Vollendung zu arbeiten. Wahrhaftig; nicht spielend, nicht unter den flüchtigen, obgleich erlaubten Freuden des Lebens wird die Krone ewiger Glorie errungen! Trösten und beruhigen wir uns indessen; Jesus Christus hat es uns gesagt, daß es in dem Hause seines himmlischen Vaters unzählige Wohnungen gebe; ganz gewiß sind diese Wohnungen nicht alle einander gleich; und eine Wohnung, wie sie Gott dem heiligen Fuseus zubereiten wollte, erfoderte freilich einen ungleich schwereren Kampf, ein ungleich höheres Verdienst. — Fuseus hatte nachher noch einige Visionen, durch welche er in verschiedene andere Geheimnisse eingeweihet ward. Das Merkwürdigste davon haben wir in die obige Erzählung eingeflochten; noch nähere Belehrung darüber findet man bei Bollandus in der von einem Ungenannten verfestigten Lebensbeschreibung des heiligen Fuseus.

auch zugleich der Keim seiner Schwäche war, den streitsüchtigen, lästigen, alle seichte Köpfe mit seinen endlosen Exceptionen und Distinktionen verwirrenden Sektengeist nicht selbst auf das neue wieder geweckt, und griechische Spitzfindigkeit mit allen Waffen ihrer geschwätzigen Dialektik abermals gegen die lautere Einfalt des Glaubens in die Schranken gerufen.

2. All unser Wissen ist am Ende doch blos menschliche Weisheit; nur in der Offenbarung leuchtet uns höhere, leuchtet uns göttliche Weisheit; aber diese sollen wir mit frommem, kindlichem Sinne auffassen, und nichts ist für Religion und den menschlichen Geist verderblicher, als mit dem kalten Verstand ergreifen zu wollen, was blos von einem frommen kindlichen Gemüthe in dem Innersten seines Heiligthums gefühlt, erkannt und aufgenommen werden kann. Dialektische Spitzfindigkeit tödtet den Wahrheitssinn und zerknickt die zarte Blume des Gefühles, und unter den Grübeleien eines müßigen, kalten Kopfes gehen gewöhnlich die edelsten Güter des Geistes wie des Herzens verloren. Nichts ist daher ekelhafter, nichts widriger und zurückstoßender, als das Detail der mannichfaltigen Ketzereien, welche in den ersten sechs Jahrhunderten beinahe ununterbrochen die Lehren der Kirche trübten, Friede und Eintracht unter den Gemeinden verscheuchten, nichts als Haß, Hader und Zwietracht in die Welt brachten, und den Feinden des Christenthums aller Zeiten, es zu schmähen, stets so reichhaltigen Stoff zur Hand boten. Aber leider ist eben diese äußerst langweilige, weil im höchsten Grade einförmige und monotone Geschichte der häufigen, sich immer gleichen, weil stets sich selbst wieder reproducirenden Ausbrüche menschlichen Wahns und

menschlichen Dünkels gerade dasjenige, was beinahe mehr als die Hälfte der Geschichte unserer, in ihrer göttlichen Einfachheit so erhabenen, Religion Jesu ausmacht; und da wird es nun gewiß verzeihlich, wenn bei dem Anblicke solcher verbrecherischen Umtriebe der Selbstsucht, die, theils entflammt von unheiligem Partheigeiste, theils aus Begierde sich einen Namen zu machen, nun das Heiligste sündhaft entweihet, göttliche Geheimnisse, in die einzuschauen es dem anbetenden Seraph gelüstet, zu Gegenständen des Haders und eines oft eben so eitlen als frechen Geschwätzes herabwürdiget, und gleichsam den Tabernackel des Allerhöchsten selbst zum Tummelplatz gehässiger Leidenschaften macht; wenn, sagen wir, bei einem solchen herzzerreissenden Anblick, jeder edleren wahrhaft frommen Seele ein unwillkürlicher Schrei des Abscheues entschlüpft, ja wohl ein Fluch, ein Anathema entfährt auf das Haupt jener Verruchten, die das Höchste, was Gott, um die Welt zu beseligen, gegeben, als Mittel zu den niedrigsten oft schändlichsten Zwecken mißbrauchten, es zu Fallstricken des Truges und der Lüge, zu Fallstricken ihres Stolzes, ihres Hasses, ihrer Hab- und Herrsucht zu machen sich erfrechten.

3. Wenn es aber eine nicht leicht zu übersehende Thatsache ist, daß an allen den Irrthümern und Ketzereien, welche ununterbrochen das Morgenland ausgohr, das besonnenere, mit einem höhern geistigen Leben ungleich mehr vertraute Abendland beinahe nie einen Antheil nahm, denselben stets Ohr und Herz hermetisch geschlossen hielt, mithin von diesem nie aufhörenden Ankämpfen eines, offenbar dämonisch aufgeregten Willens gegen Geist, Licht und Wahrheit, ausschließlich die morgenländischen Kirchen stets der traurige, finstere Schauplatz waren;

ren; so möchte man sich gar wohl zu der Vermuthung berechtiget fühlen, daß alle diese Irrungen und Spaltungen im Gefolge jeder nur gedenkbaren Sündhaftigkeit, blos die äußern Erscheinungen aber zugleich auch die untrüglichen Merkmale einer, im Innern ihres Christenthums und christlichen Lebens längst schon vorgegangenen Revolution waren, einer Revolution, die das Salz schal und unbrauchbar machte, und so nach und nach jenes schreckliche, Anfangs immer noch warnende, aber nachher furchtbar züchtigende Gericht Gottes herbeirief, welches aus allen morgenländischen Kirchen öde Stätten des Gräuls und der Verwüstung machte, und auf viele Jahrhunderte, vielleicht auf immer die Leuchte des Evangeliums von jenen unglücklichen Gegenden hinwegnahm.

4. Die Frage, welche jetzt wieder einen neuen Wahn in das Leben rief, abermals eine Spaltung und einen Hader erzeugte, die länger als ein halbes Jahrhundert alle Kirchen mit tumultuarischem Gezänke erfüllten, harte Bedrückungen, ja wohl Grausamkeiten veranlaßten und nicht selten Lug und Trug im Bunde mit jeder Art der Verruchtheit gleichsam im Triumphe mit sich herumführten: diese Frage war im Ganzen genommen so einfach, so wenig in Dunkelheit gehüllt, daß die Beantwortung derselben sich jedem, nur einigermaßen in seiner Lehre unterrichteten Christen gleichsam von selbst aufdrang. Es handelte sich nämlich darum, zu bestimmen, ob in Jesu Christo nur ein Wille, folglich auch nur eine Handlungsweise (operatio) oder ob zwei Willen, ein göttlicher und menschlicher, mithin auch zwei Handlungsweisen Statt hätten? daß es, um diese Frage zu beantworten, keines sehr großen theologischen Aparats bedarf, wird gewiß beinahe

jeder unserer Leser von selbst fühlen. Das allgemein angenommene, allgemein als heilig anerkannte oecumenische Concilium von Chalcedon hatte die wahre Lehre der Kirche von dem hochheiligen Geheimniß der Menschwerdung Jesu, des Sohnes Gottes in ihrer ganzen Reinheit, mit der größten Klarheit und in den bestimmtesten, gar keiner falschen Deutung mehr unterliegenden Ausdrücken festgestellt. Die Glaubens-Difinition der in Chalcedon versammelten Väter, im Vereine mit dem, ebenfalls auf demselben Concilium als Richtschnur des Glaubens anerkannten Briefe des Pabstes Leo des Großen an den heiligen Flavianus, lehrt ausdrücklich, daß die beiden Naturen die göttliche und menschliche, obgleich ohne alle Vermischung, in der Person Jesu Christi innigst vereint sind; daß mithin der nämliche Jesus Christus *wahrhafter* Gott, und zugleich auch wahrhafter *Mensch* ist. Offenbar bedarf es nichts weiteres, als blos dieses Dogmas, um die obige Frage vollkommen genügend zu beantworten. Ist Christus wahrhafter Mensch; so müssen nothwendig alle, der menschlichen Natur anklebende Eigenschaften, folglich auch der Wille ihm eigen seyn. Das menschliche Willensvermögen steht im genauesten Verband mit dem menschlichen Erkenntniß- und Empfindungsvermögen, wie mit allen höhern und niedern Kräften der Seele; nimmt man nun den Willen hinweg, so folgt diesem Raub alles Uebrige von selbst; die menschliche Natur verschwindet in Jesu Christo, und der, das Fundament unsers Glaubens, wie unserer Hoffnung, zerstörende Wahn des Monophysismus tritt als herrschendes Dogma hervor.

5. So einfach und natürlich auch dieser Ideengang seyn mag, und wie schnell, weil auf gerader

Linie, er zu dem rechten Punkt führt; so kann bei allem dem jene Frage, die über fünfzig Jahre so schrecklichen Tumult erregte, so viele gelehrte und ungelehrte Federn in Bewegung setzte, doch wirklich auf eine noch weit leichtere, selbst dem beschränktesten Verstande einleuchtende, und gar keinem Zweifel und keiner Deutelei mehr Raum gebende Weise beantwortet werden. Wem z. B. — wie schwach auch dessen Kenntnisse in der Wissenschaft des Heils seyn mögen, — ist nicht wenigstens die Leidensgeschichte des Erlösers bekannt? muß nun ein solcher, sobald ihm obige Frage vorgelegt wird, sich nicht sogleich des in Gethsemane betenden Heilandes erinnern, wie er ringend im Kampfe, der ihm das Blut aus den Adern trieb, aus den Tiefen seiner geängsteten Seele zu Gott emporrief: „Aba, mein Vater! Ists möglich so gehe dieser Kelch vor mir vorüber; doch nicht wie Ich will, sondern wie Du willst." — Bedarf es nach dieser so klar, so deutlich sprechenden Stelle wohl noch eines Beweises, daß neben dem göttlichen Willen auch noch ein menschlicher Wille, mithin zwei Willen, jedoch unvermischt, ungetrennt und ungetheilt in Jesu Christo vorhanden sind?

6. Wie alle Sekten, waren auch diese Häretiker, die man Monotheliten *) nannte, mit ihrer neuen Lehre nicht im Klaren. Der Patriarch Sergius, das Haupt derselben und dessen Anhänger behaupteten, daß der menschlichen Natur in Christo durchaus kein Willensvermögen eigenthümlich gewesen sey, und der göttliche Wille in Christo durch

*) Von den beiden griechischen Worten: μόνος (ein, allein) und, θέλεσες (der Wille.)

die menschliche Natur, als ein blos leidendes, lebloses Werkzeug gewirkt habe, allenfalls gerade so, wie die menschliche Seele durch den Leib, als ihr Werkzeug nach Außen wirkt. Andere Coriphäen des Monothelismus stellten den, wo möglich, noch unsinnigern Grundsatz von einem Willen mittlerer Art auf, welcher, wie sie sagten, aus der Verschmelzung des göttlichen und menschlichen Willens in Christo entstanden sey. — Was die Behauptung des Sergius betrifft; so fällt durch dieselbe der Patriarch offenbar mit sich selbst in den größten Widerspruch. Sergius nahm das Concilium von Chalcedon und dessen in der fünften Sitzung gegebene Glaubensdefinition an; eben so auch den Brief des heiligen Pabstes Leo an Flavian, und dem zu folge auch die, nach dem Concilium von Ephesus, zwischen dem heiligen Cyrillus von Alexandrien und dem Johannes von Antiochien entworfene Vereinigungsformel. Aber die Väter von Chalcedon, der heilige Pabst Leo, wie auch die beiden, so eben genannten Bischöfe von Alexandrien und Antiochien sprechen die vollständige, unzertrennliche, jedoch ungemischte Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo klar und deutlich aus; stellen mithin ein Dogma auf, welches die Lehre von zwei Willen in Jesu Christo nothwendig und unbedingt in sich schließt. — In Ansehung des Willens mittlerer Art, so läßt sich nicht leicht Etwas Sinnloseres behaupten; denn will man sich von diesem Willen einen Begriff machen, so muß derselbe aus beiden Willen so zusammengesetzt seyn, daß der unendliche, allmächtige Wille der göttlichen Natur aufhörte, ein unendlicher, allmächtiger zu seyn, der menschliche, endliche Wille dagegen, ebenfalls aufhörend, ein menschlicher endlicher zu seyn, über die

Schranken der Endlichkeit erhoben würde; woraus alsdann nothwendig folgen müßte, daß weder die göttliche noch die menschliche Natur, jede vollständig, in Christo vereiniget wären; so wie es auf der andern Seite ein wahres Absurdum, ja wohl eine Blasphemie seyn würde, Christo, seiner göttlichen Natur nach, Willensbewegungen zuzuschreiben, wodurch jedesmal das bewegte Subjekt nothwendig eine Veränderung leiden müßte.

7. Die Anhänger des Grundsatzes von einem Willen mittlerer Art beriefen sich vorzüglich auf eine Stelle aus den Schriften des heiligen Dionysius des Areopagiten. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob die, diesem Heiligen zugeschriebenen Werke auch wirklich demselben zugehören. Eben so wenig wollen wir der Verfälschung erwähnen, welche der monothelitische Bischof Cyrus in dem, von den Monotheliten in Anspruch genommenen Text des heiligen Dionysius sich erlaubte: eine Verfälschung, welche nachher sehr strenge von dem heiligen Pabst Martinus auf dem Concilum in Rom gerügt ward. Alles dieses bei Seite gesetzt; so liefert jene Stelle, selbst in ihrer Verfälschung auch nicht den schwächsten Beweis für den Wahn der Monotheliten. Es ist wahr, der heilige Dionysius spricht von einem gottmenschlichen Willen, voluntas deivirilis (the-andrica) aber dieser voluntas deivirilis (gottmenschliche Wille) ist kein anderer, als der menschliche Wille, der jedoch in allen seinen Handlungen stets den göttlichen Willen zu seinem, ihn einzig leitenden Prinzip hat, sich fest an denselben anschließt, in Allem sich ihm unterwirft, durchaus nur das will, was auch Gott will, und das nicht will, was Gott ebenfalls nicht will, mithin sich so vollkommen mit dem göttlichen Willen ver-

eint, so völlig in demselben sich auflößt, daß man beide Willen figürlich nur einen Willen nennen kann; gerade so, wie man von zwei, völlig gleich gestimmten, sympathetisch fühlenden Freunden zu sagen pflegt: „diese Beiden sind nur ein Herz und ein Sinn" — daß in demjenigen, welcher sagte: meine Speise ist die, daß ich den Willen meines himmlischen Vaters thue" jene Heiligkeit des Willens den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, versteht sich von selbst, daher auch in diesem Sinne der heilige Dionysius beide Willen in Christo einen voluntatem theandricam nannte. Uebrigens sagte Dionysius nicht *unicam*, sondern blos *unam* voluntatem. *)

8. Hieraus ergibt sich zum Theil auch die Widerlegung eines andern Einwurfs, der, scheinbarer als die übrigen, damals nicht wenig Köpfe verwirrte. Die Monotheliten sagten nämlich: wenn zwei Willen in Christo vorhanden sind, so müssen, weil die Persönlichkeit in dem Willen besteht, zwei Personen in Christo, mithin die Möglichkeit entgegengesetzter Willensrichtungen vorhanden seyn. — Es ist unbegreiflich, wie dieser Trugschluß, dessen logische Unrichtigkeit sogleich in die Augen fällt, Leute von Verstande habe irre führen können. Es ist ja ein handgreiflicher Unterschied, wenn man sagt: die zwei Willen, z. B. das höhere und niedere Begehrungsvermögen, sind Eines und dasselbe; und wieder, wenn man blos behauptet, die

*) Das heißt, nach der Verfälschung des Cyrus. Eigentlich sagt Dionysius novam und nicht unam; aber hätte er auch das Letztere gesagt, so würde es dennoch, wie wir so eben gezeiget, nichts für die Monotheliten beweisen.

beiden, an sich verschiedenen Willensvermögen sind vollkommen Einig, weil das eine dem Andern in Allem und zu allen Zeiten stets nothwendig subordinirt ist. Der Schluß der Monotheliten ist nur anwendbar auf zwei geistige Wesen, deren Verbindung die Doppelheit oder Zweiheit der Personen nicht aufhebt, wovon jede, für sich gesondert, will und handelt, mithin auch die Möglichkeit entgegengesetzter Willensrichtungen vorausgesetzt werden muß. Aber keine Anwendung findet jener Schluß auf Christus, weil vermöge der wesentlichen hypostatischen Verbindung der beiden Naturen in ihm, kein Getrennt- und Gesondertseyn des Wollens und Handelns in den beiden Willen Jesu möglich ist, demnach auch keine Dualität der Persönlichkeit Statt haben kann. In Jesu Christo ist das Subjekt der Persönlichkeit die göttliche Natur und der göttliche Wille, daher Er auch die zweite Person in der Gottheit, mithin eine göttliche Person genannt wird; und in seinen Handlungen ist der göttliche Wille stets das leitende Prinzip des, sich jenem in Gehorsam unterwerfenden, völlig sich ihm aufopfernden menschlichen Willens.

XXII.

1. Geschichte der Entstehung und Fortschritte des Monothelismus. — Seit Kaisers Zeno Zeiten bis auf Justinians Tod, wurden in diesem Zeitraume von mehr als hundert Jahren, mancherlei Versuche gemacht, bald die Eutychianer mit den Katholiken zu vereinigen, bald auch die Katholiken zu Eutychianern zu machen. Alle diese Versuche waren jedoch eitel und frucht-

los; mußten es auch seyn, weil den Vereinigungsprojekten gewöhnlich Accommodations-Systeme zum Grunde lagen, welche Hofpolitik erfand, die Wahrheit aber verschmähete; denn zwischen ihr und dem Irrthum ist kein Unterhandeln möglich, muß im Gegentheil wohl gar noch zum Schlechtern führen. Eben so eitel waren auch die Bemühungen, Eutychianischen Wahn der Kirche des Sohnes Gottes einzuzaubern, denn über ihr schwebten die Verheissungen Jesu, und vereitelten das Erkühnen monophysitischer Bischöfe und Kaiser. Wären die Lehren der Vergangenheit nicht größtentheils für die Gegenwart verloren; gäbe es überhaupt für die Menschen noch eine andere Erfahrung, als blos die, welche sie selbst machen; so müßten die vielen mißlungenen Versuche beide Theile längst schon überzeugt haben, daß man auf den bisher eingeschlagenen Wegen, statt dem Ziel sich zu nähern, nur immer weiter von demselben sich entferne. Aber die Fäden eines gescheiterten Plans in einem günstigern Moment wieder aufzufassen, ist Sache der Klugheit; und wer Andern, auf der nämlichen Bahn einherschreitend, folgt, glaubt stets sich klüger, als seine Vorgänger.

2. Es ist nicht wohl möglich, mit Gewißheit zu bestimmen, Wer von beiden, der Kaiser Heraklius oder der Patriarch Sergius von Constantinopel, zuerst auf den Einfall gerathen sey, zwischen der katholischen und monophysitischen Lehre eine, diese beiden mit einander verbindende Mittellehre aufzustellen, und unter der Aegide derselben eine Vereinigung aller getrennten Partheien zu bewirken. Wahrscheinlich hatten Beide gleichen Antheil daran; mögen daher auch Beide sich einstweilen in die Ehre der Erfindung theilen. Wie dem aber auch

seyn mag; so ist doch gewiß, daß die neue Mittellehre des Kaisers und seines Patriarchen von der ganzen, nicht wenig zahlreichen Schaar der Eutychianer, in allen ihren Arten und Abarten, jetzt unter dem gemeinschaftlichen Namen: Monophysiten begriffen, auf das kräftigste und thätigste unterstützt ward. Ihre von Päbsten und Concilien schon oft verdammte Häresie konnten sie bei hellem Tage und auf öffentlicher Landstraße unmöglich mehr in die Kirche einführen; nur in mystisches Helldunkel gehüllt und auf krummen Schleichwegen, hofften sie jetzt, dieselbe am Ende dennoch einzuschwärzen; und war einmal der Monotheliismus herrschende Lehre, dann folgte der Triumph des Monophysismus von selbst.

3. Wie es aus dem Zusammenhange aller Nebenumstände sich ergibt; so war es höchst wahrscheinlich der Kaiser Heraklius, welcher zuerst, vielleicht aus wahrem Interesse für religiöse Wahrheit, vielleicht auch blos aus politischen Rücksichten, den Gedanken faßte, dem nun schon so lange dauernden, harten Stand religiöser Spannung in seinen morgenländischen Provinzen ein Ende zu machen, und seinen Wunsch darüber dem Patriarchen Sergius, in welchen er ein unbegrenztes Vertrauen setzte, zu erkennen gab. Sergius, dem, wie der Leser sich erinnern wird *), der liebenswürdige heilige Theodor Siceota einst ein so schönes Zeugniß ertheilte, hatte bisher allen Foderungen seines hohen Berufes mit großer Treue entsprochen; kein, seine Rechtgläubigkeit befleckender Verdacht irgend einer Irrlehre haftete auf ihm; sein Wandel war rein und ohne Tadel, und ungeachtet des äussern Pompes, der ihn umgab, und seines vorherr-

*) Man sehe dieses Bandes 4. Abschn. §. 7.

ßenden Einflusses, so wohl bei dem Kaiser, wie in allen wichtigen Geschäften des Reiches, überschritt er doch nie die ihm geziemenden Schranken christlicher Demuth und Bescheidenheit. Wohl ist es möglich, daß Sergius, leider von jacobitischen Eltern erzeugt, in seinem Herzen längst schon, gegen den monophysitischen Lehrbegriff eine vielleicht ihm selbst unbekannte Neigung nährte. Wenn aber auch dieß der Fall war; so wußte er doch jene geheime Neigung zu unterdrücken, und der Glaubensrichtschnur der wahren Kirche folgend, verstieß er sich nie weder gegen das Dogma, noch gegen den frommen Sinn der Rechtgläubigen. Aber um den eiteln Erwartungen eines Kaisers zu entsprechen, vermaß sich der, bisher so ehrwürdige Patriarch jetzt ebenfalls die größten Geheimnisse unserer heiligen Religion vor den Richtstuhl eigener Vernunft zu stellen; und da er nun aus eigener Machtvollkommenheit auf das neue wieder Wahrheiten zu untersuchen begann, über welche die unfehlbre Stimme der Kirche des Sohnes Gottes längst schon entschieden hatte; so mußten diese, theils blos aus Dünkel, theils zu eiteln Zwecken angestellten Untersuchungen ihn um so leichter auf Abwege führen, als das Resultat, zu welchem er zu gelangen hoffte, durchaus an sich schon unerreichbar war. Als einen Vorschlag zur Vereinigung der Eutychianischen Sekten mit der Kirche, stellte nun Sergius den Lehrsatz von „nur einem“ Willen in Christo auf. Bald gewann er für diese Ansicht auch den wenig unterrichteten Kaiser, empfahl jedoch demselben einstweilen Behutsamkeit und Vorsicht, die für jetzt auch um so nothwendiger waren, da der persische Krieg noch in dem Morgenlande wüthete, und der Kaiser schon entschlossen war, sich selbst an die Spitze seiner Heere zu stellen.

4. Um die Meinungen und Ansichten der Bischöfe im Betreff der Lehre von nur einem Willen zu erforschen, ergriff Heraklius jede, während seiner persischen Feldzüge, sich ihm darbietende Gelegenheit, mit den Bischöfen in den Städten, durch welche er zog, in theologische Gespräche sich einzulassen. Wäre der Kaiser ein so guter Theolog, als Feldherr gewesen, so würden dergleichen Kirchen-Inspektions-Reisen, zwar nichts genützt, doch wenigstens nichts geschadet haben; aber jetzt dienten sie blos dazu, daß ketzerische Bischöfe ihm den Kopf noch mehr verwirrten, während er Selbst andere rechtgläubige, jedoch nach Hofgunst lüsterne Bischöfe zu wahren Häretikern umschuf.

5. Das erste theologische Colloquium hielt Heraklius schon, als er auf seinem ersten Feldzuge (622) nach Armenien kam, mit dem Bischofe Paulus Monoculus von Theodosiopolis. Derselbe war ein Eutychianer, oder Monophysit von dem Anhange des Severus, und benutzte jetzt die Gelegenheit, dem Kaiser seine Grundsätze von der Einen Natur in Christo zu entwickeln. Heraklius begann sogleich, ihn zu widerlegen, und zwar mit so starken Gründen, daß Monoculus verstummte, jedoch wahrscheinlich blos deswegen, weil der schlaue Monophysit Weltklugheit genug hatte, um Demjenigen nicht zu widersprechen, welchem ein paarmal hundert tausend Mann schweigend gehorchten. War Heraklius über seinen theologischen Sieg schon höchst vergnügt; so stieg seine Freude noch um Vieles, als er hörte, daß Monoculus sagte, Christo, unserm wahren Gott sey nur Eine Handlungsweise eigen. Der Kaiser war über diesen Fund so erfreut, daß er auf der Stelle seinem Patriarchen Sergius in Constantinopel in einem Schreiben davon Nachricht gab. —

Während des Gespräches zwischen Heraklius und Monoculus muß auch von dem Erzbischof Arcadius in Cypern eine Erwähnung geschehen seyn; denn der Kaiser schrieb ihm noch aus Armenien, und verbot ihm, von zwei Willen in Christo zu sprechen; aber Arcadius hielt das kaiserliche Schreiben für das, was es war: für leere Worte geredet in den Wind, und blieb nach wie vor, in Wort und Schrift, der wahren Lehre der Kirche treu.

6. Als im folgenden Jahre der Kaiser nach Lazika gekommen war, und der Metropolit der Provinz, der bisher rechtgläubige Bischof von Phasis zu ihm kam, entspann sich zwischen Beiden sogleich ein ähnliches Gespräch, wie jenes mit dem Monoculus. Heraklius zeigte dem Cyrus — so hieß der Bischof von Phasis — sein an den Erzbischof Arcadius erlassenes Schreiben, und fragte ihn nun ebenfalls um seine Meinung in Beziehung auf den Lehrsatz von nur einem Willen in Christo. Cyrus äußerte große Bedenklichkeiten und bemerkte dem Kaiser, daß dieser Lehrsatz in offenbarem Widerspruch stehe mit der Lehre des heiligen Pabstes Leo, der in seinem Briefe an Flavian deutlich sagt: agit utraque forma cum alterius communione, quod proprium est. Da aber Cyrus jetzt bald merkte, daß der Kaiser mit großer Vorliebe sich zu der Meinung von Einem Willen hinneige, und nichts weniger als mit Unbefangenheit über diesen Gegenstand spreche, ihm nun auch sogar einen Brief des Patriarchen Sergius vorzeigte, in welchem derselbe das kaiserliche Schreiben an den Bischof Arcadius vollkommen billigte; so lenkte der höfische Bischof wieder ein, unterdrückte seine Ueberzeugung und sagte, daß er nicht wisse, wie diese Frage zu beantworten sey. Heraklius war einstweilen damit zufrieden, entließ

den Bischof und gab ihm den Rath, hierüber unverzüglich das Gutachten seines Patriarchen in Constantinopel einzuholen.

7. Dem Wunsche des Kaisers gemäß begann jetzt ein Briefwechsel zwischen dem Bischof von Phasis und dem Patriarchen; und durch Scheingründe, zum Theil auch falsche, von ihm selbst verfertigte Urkunden, gelang es nun sehr bald dem Sergius, den, von jedem Winde leicht bewegten Cyrus völlig für seine Ansicht zu gewinnen. Sergius Brief an Cyrus ist ein Muster geist- und gemüthloser Vernünftelei. Ausgerenkte Maximen, nichts sagende Phrasen, Beweise, die zu keinem Schluß führen, gestützt auf falsche Urkunden, und am Ende eine Heuchelei von Frömmigkeit und Ehrfurcht gegen die Lehre der Kirche, die um so empörender ist, als der Patriarch gerade jetzt im Begriff stand, dieselbe unter seiner gleisnerischen Maske überall zu entkräften.

8. Die ganze Sophistick des Sergius bestand blos darin, sich fest an den wörtlichen, grammatikalischen Ausdruck zu halten, mithin sich nur immer darauf zu berufen, daß weder Kirchenväter noch Concilien den Lehrsatz von zwei Willen in Christo deutlich — das heißt wörtlich — ausgesprochen hätten; ja sogar die Frage darüber, sagt er in seinem Schreiben, sey in keinem Conzilium je zur Sprache gekommen *). Indessen hätten jedoch verschiedene Vä-

*) Was die Kirchenväter betrifft, so ist die Behauptung des Sergius falsch, wie dieß auch nachher von dem heiligen Sophronius, und dann auch auf dem sechsten allgemeinen Concilium in Constantinopel erwiesen ward. In Ansehung der frühern Concilien, so kam zwar die obige Frage auf denselben nicht vor; aber blos deswe-

verstehe darunter die beiden Willen, die er jedoch nicht für Eines und Dasselbe halte, sondern blos ihrer Einigkeit wegen, Einen Willen nenne: ein Ausdruck, den wie er sagt, wie das auch leicht begreiflich ist, ebenfalls Einige der heiligen Väter gebraucht hätten. Spricht er aber von zwei Willen, so redet er davon wie von einem neuen Ausdruck, hebt aber die sündhaften Folgerungen, welche Unverständige aus diesem mißverstandenen Ausdruck herleiten könnten, recht anschaulich hervor, belügt zugleich das Oberhaupt der Kirche, durch die Behauptung, daß keiner von den Kirchenvätern sich dieser Redensart bedient hätte; und nachdem er, unter der einmal angenommenen Maske völliger Unbefangenheit, hinzusetzt, daß der Ausdruck: Ein Wille, ebenfalls Einigen hie und da Anstoß geben könne; sucht er, (da ohnehin ja *Alles*, wie er zu verstehen gibt, blos auf einem *Wortstreit* beruhet) den Pabst ganz unmerksam dahin zu lenken, daß er beiden Partheien Sillschweigen auferlege, ihnen verbiete, über Einen oder Zwei Willen weder in Schriften noch mündlichen Vorträgen zu reden; ein Verbot, welches jedoch Sergius und dessen Anhänger, wie sie auch nachher gethan, blos auf Sophronius und die Vertheidiger der wahren Lehre anzuwenden im Sinne hatten, um desto freier, desto lauter und ungebundener von ihrer eigenen neuern Lehre zu reden, auf diese Weise eine Unwahrheit, durch öftere Wiederholung derselben, zur Wahrheit zu stempeln, und so nach und nach in alle Kirchen des Morgenlandes einzuschwärzen. Kurz der Brief ist so abgefaßt, daß, welche Antwort auch der Pabst geben mochte, Sergius dieselbe immer zu seinem Vortheil deuten, immer zu seinen geheimen Zwecken sie benutzen konnte.

18. So wenig wie andere Päbste, war auch Honorius allwissend. Er gerieth in die Schlinge, welche Arglist und geheuchelte Orthodoxie ihm gelegt hatten. Nach dem geheimen Wunsche des Patriarchen, betrachtete der Pabst, — wie der Eingang seines Briefes an Sergius es schon ausweißt *) — die ganze Sache als einen, blos über eine, von Sophronius aufgeworfene Wort-Frage entstandenen Streit, und mußte in dieser Ansicht um so mehr bestärkt werden, da Sophronius, wie Sergius den Pabst angelogen hatte, auf die erste an ihn ergangene Auffoderung, sogleich von fernerer Klage abzustehen versprochen hatte. Der Pabst lobt daher den Sergius, daß er einer Neuerung in Worten, welche den Schwachen Anstoß geben könnte, mit Umsicht und Klugheit Einhalt gethan hätte. „Was uns betrifft, fährt dann Honorius fort, so bekennen Wir in Jesu Christo einen einzigen Willen, weil die Gottheit nicht unsere Sünde, (mithin auch nicht den durch die Sünde verderbten, dem Willen Gottes widerstrebenden, daher zum Bösen sich hinneigenden, gefesselten Willen) wohl aber unsere Natur, so wie sie (rein und makellos) aus den Händen des Schöpfers hervorging, angenommen hat. Weder die heilige Schrift noch die Concilien schreiben uns vor, von Einer oder zwei Wirkungen zu sprechen; wenn Einige so lehrten, so thaten sie dieß gleichsam nur lallend, und blos der Schwachen wegen, daher es auch nicht als eine allgemeine Richtschnur der Lehre, (des Lehrvortrags) betrachtet werden kann.“ Die Art, wie Honorius

*) „Scripta fraternitatis vestrae suscepimus, per quae inventiones quasdam et *novas vocum quaestiones* cognovimus introductas etc.

beugen. Er und des Cyrus Briefe kamen zu gleicher Zeit an. Offenbar hatte Cyrus blos als Werkzeug des Sergius gehandelt; nichts war also natürlicher, als daß auch er bei dem Patriarchen Sophronius kein Gehör fand. Sergius sagte ihm, man müsse einiger Worte wegen, den jetzt mit der Kirche wieder Vereinten keinen neuen Anstoß geben, billigte daher laut und öffentlich das Verfahren des Bischofes von Antiochien, und stellte in seinem Schreiben an denselben, noch ausdrücklicher und unumwundener, als es Cyrus gethan, den Wahn des Monothelismus als wahre, katholische Lehre auf. Die neue Sekte der Monotheliten war nun förmlich constituirt; der Patriarch Sergius war das Oberhaupt derselben, ihre Säulen waren Cyrus, Anastasius, Theodor von Pharan; und die Mehrzahl der Eutychianer, Theodosianer genannt, bildeten die große Gemeinde derselben, welcher Sergius und die übrigen Choriphäen der neuen Irrlehre, durch ihre Taschenspielerkünste nach und nach alle Rechtgläubigen des Morgenlandes einzuverleiben hofften.

13. Trauernd, weil unverrichteter Dinge kehrte jetzt der heilige Sophronius nach seinem Kloster in Palästina zurück. Aber bald nach seiner Ankunft in dem Kloster, starb Modestus, Patriarch von Jerusalem, und nun ward Sophronius, zwar gegen seinen Willen, aber gewiß, nicht ohne höhere Leitung, auf den erledigten Patriarchenstuhl erhoben.

14. Die Nachricht von der Wahl des Sophronius zum Patriarchen von Jerusalem setzte den Sergius in keine geringe Verlegenheit. Er sah voraus, daß der neue Patriarch in dem, ihm nunmehr eröffneten weiten Wirkungskreise, jeder Neuerung jetzt nur um so kräftiger entgegen wirken werde;

und überdieß auch noch überzeugt, daß sein Ansehen nicht groß genug wäre, um eine Wahrheit zu unterdrücken, die in dem gelehrten und durch Frömmigkeit ausgezeichneten Patriarchen von Jerusalem einen so mächtigen Vertheidiger gefunden hätte, war er jetzt blos darauf bedacht, seinem gefürchteten Gegner bei dem römischen Stuhl zuvorzukommen, den Pabst Honorius, wo möglich, selbst in sein Interesse zu ziehen, und so sein gefährdetes Ansehen durch das Gewicht der römischen Kirche zu verstärken.

15. Vielleicht hatte in der That Sergius bisher sich zum Theil selbst getäuscht, vielleicht war er mehr noch ein Selbstbetrogener, als ein vorsätzlicher Betrüger; aber wie diesem auch seyn mag, so erscheint er wenigstens von jetzt an als ein nicht mehr zu bezweifelnder, verschmitzter, vollendeter Schalk. Daß das Oberhaupt der Kirche seinen Irrthum theilen werde; dieß konnte Sergius gewiß nicht erwarten; hierüber durch falsche Hoffnung sich zu täuschen, war ihm durchaus unmöglich. Er ging also darauf aus, dem Oberhaupte der Kirche eine Falle zu legen, an den Pabst auf eine Weise zu schreiben, die demselben vielleicht eine Antwort entlocken würde, die zwar an sich selbst ganz katholisch, doch in der Art wäre, daß er ihr seinen eigenen verkehrten Sinn unterschieben, sich dann auf den Ausspruch des römischen Stuhles stützen, und unter dem Schild desselben, mit desto größerm und gewißern Erfolge, seine Neuerung den morgenländischen Kirchen aufdringen könnte. Sergius ganzer Brief an Pabst Honorius ist ein wahrhaft kunstvolles Gemisch von Heuchelei, gleisnerischer Demuth gegen den römischen Stuhl, griechischer Doppelzüngigkeit, sophistischem Raisonnement und offenbarer Lüge in

Verfälschung und Entstellung mehrerer der wichtigsten Haupt- und Nebenumstände. Gleich im Anfange seines Schreibens sucht der schalkhafte Patriarch den Honorius durch die Versuche seiner hohen Ehrfurcht gegen ihn, zu bestechen; er spricht von dem grenzenlosen Zutrauen, das er in die Einsicht und das Urtheil des Pabstes setze, wie sehr er wünsche, täglich von ihm belehrt zu werden, und daß er nie Etwas vornehmen werde, was nicht von demselben würde gebilliget und gut geheisen werden. Er geht hierauf zur Sache über, und erzählt die Veranlassung und Abschließung des von Cyrus in Alexandrien zu Stande gebrachten Vereins; gibt aber, um in den Augen des Pabstes als völlig unbefangen und partheilos zu erscheinen, seiner Erzählug eine solche Wendung, daß Honorius nothwendig glauben mußte, Sergius habe früher von Nichts gewußt, habe an dem, was in Alexandrien geschehen, gar keinen Antheil gehabt; sey bisher blos leidender Zuschauer gewesen. Es ist blos der Kaiser Heraklius, welchen er beinahe ganz allein als handelnde Person auftreten läßt. "Zu diesem kommt auf dessen Feldzügen der eutychianische Bischof Monuculus um ihn für seine falsche Lehre zu gewinnen; muß aber sogleich verstummen vor den, ihn niederschlagenden, theologischen Beweisen des Kaisers, der ihm die wahre Lehre der Kirche von den beiden Naturen in Christo vorträgt, und bei dieser Gelegenheit eines Willens in Christo erwähnt. Als der Kaiser nach Lazika kommt, erinnert er sich der mit Monuculus gehaltenen Unterredung, spricht davon mit Cyrus, Bischof von Phasis, und fragt ihn, ob man Eine oder zwei Handlungsweisen in Christo annehmen müsse. Der Bischof gesteht, daß er diese Frage nicht zu beantworten wisse, und wird hierauf von dem Kaiser ermahnet, sich diesfalls an ihn (den Sergius) zu wenden. Cy-

rus schreibt also dem Patriarchen nach Constantinopel und fragt ihn, ob er nicht einige der Väter kenne, welche Eine Handlungsweise in Christo gelehrt hätten. Er (Sergius) antwortet ihm, daß ihm wirklich mehrere der Väter, welche dieses behauptet, bekannt seyen, und schickt ihm die Schrift seines Vorfahren des Patriarchen Menas an den Pabst Vigilius, in welcher mehrere Stellen der Väter enthalten wären, welche nur einen Willen und eine Handlungsweise in Christo aussprechen. In seinem Schreiben an Cyrus, wie auch der Pabst aus der beiliegenden Abschrift ersehen könne, habe Er sich kein eigenes Urtheil erlaubt, nicht aus sich selbst gesprochen, sondern blos seinen Vorfahren, den Patriarchen Menas reden lassen. Seit dieser Zeit sey über die Sache gar nicht mehr gesprochen, jene Frage nicht ferner mehr in Anregung gebracht worden."

"Als es aber durch Gottes besondere Fügung geschah, daß Cyrus, gleich nach seiner Erhebung auf den Patriarchenstuhl von Alexandrien, den verschiedenen eutychianischen Sekten die Vereinigung anbot, sie auch wirklich bei einem großen Theil derselben zu Stande brachte, so wurden dem Vereinigungsakt, welcher nicht blos auf Alexandrien, sondern beinahe auf ganz Aegypten, die Thebaide, Lybien, kurz auf alle Provinzen der ägyptischen Diöcese sich erstreckte, und zahllose Verirrte und Ketzer zu einer gläubigen Heerde in dem Schafstalle Christi vereinte, verschiedene dogmatische Artikel zum Grund gelegt, worunter sich auch einer von Einem Willen und Einer Handlungsweise Christi, unsers Gottes und Heilandes vorfindet."

"Diesem Artikel habe nun der damals gerade in Alexandrien sich aufhaltende Mönch Sophronius,

Verfälschung und Entstellung mehrerer der wichtigsten Haupt- und Nebenumstände. Gleich im Anfange seines Schreibens sucht der schalkhafte Patriarch den Honorius durch die Versuche seiner hohen Ehrfurcht gegen ihn, zu bestechen; er spricht von dem grenzenlosen Zutrauen, das er in die Einsicht und das Urtheil des Pabstes setze, wie sehr er wünsche, täglich von ihm belehrt zu werden, und daß er nie Etwas vornehmen werde, was nicht von demselben würde gebilliget und gut geheisen werden. Er geht hierauf zur Sache über, und erzählt die Veranlassung und Abschließung des von Cyrus in Alexandrien zu Stande gebrachten Vereins; gibt aber, um in den Augen des Pabstes als völlig unbefangen und partheilos zu erscheinen, seiner Erzählug eine solche Wendung, daß Honorius nothwendig glauben mußte, Sergius habe früher von Nichts gewußt, habe an dem, was in Alexandrien geschehen, gar keinen Antheil gehabt; sey bisher blos leidender Zuschauer gewesen. Es ist blos der Kaiser Heraklius, welchen er beinahe ganz allein als handelnde Person auftreten läßt. „Zu diesem kommt auf dessen Feldzügen der eutychianische Bischof Monuculus um ihn für seine falsche Lehre zu gewinnen; muß aber sogleich verstummen vor den, ihn niederschlagenden, theologischen Beweisen des Kaisers, der ihm die wahre Lehre der Kirche von den beiden Naturen in Christo vorträgt, und bei dieser Gelegenheit eines Willens in Christo erwähnt. Als der Kaiser nach Lazika kommt, erinnert er sich der mit Monuculus gehaltenen Unterredung, spricht davon mit Cyrus, Bischof von Phasis, und fragt ihn, ob man Eine oder zwei Handlungsweisen in Christo annehmen müsse. Der Bischof gesteht, daß er diese Frage nicht zu beantworten wisse, und wird hierauf von dem Kaiser ermahnet, sich diesfalls an ihn (den Sergius) zu wenden. Cy-

rus schreibt also dem Patriarchen nach Constantinopel und fragt ihn, ob er nicht einige der Väter kenne, welche Eine Handlungsweise in Christo gelehrt hätten. Er (Sergius) antwortet ihm, daß ihm wirklich mehrere der Väter, welche dieses behauptet, bekannt seyen, und schickt ihm die Schrift seines Vorfahren des Patriarchen Menas an den Pabst Vigilius, in welcher mehrere Stellen der Väter enthalten wären, welche nur einen Willen und eine Handlungsweise in Christo aussprechen. In seinem Schreiben an Cyrus, wie auch der Pabst aus der beiliegenden Abschrift ersehen könne, habe Er sich kein eigenes Urtheil erlaubt, nicht aus sich selbst gesprochen, sondern blos seinen Vorfahren, den Patriarchen Menas reden lassen. Seit dieser Zeit sey über die Sache gar nicht mehr gesprochen, jene Frage nicht ferner mehr in Anregung gebracht worden."

"Als es aber durch Gottes besondere Fügung geschah, daß Cyrus, gleich nach seiner Erhebung auf den Patriarchenstuhl von Alexandrien, den verschiedenen eutychianischen Sekten die Vereinigung anbot, sie auch wirklich bei einem großen Theil derselben zu Stande brachte, so wurden dem Vereinigungsakt, welcher nicht blos auf Alexandrien, sondern beinahe auf ganz Aegypten, die Thebaide, Lybien, kurz auf alle Provinzen der ägyptischen Diöcese sich erstreckte, und zahllose Verirrte und Ketzer zu einer gläubigen Heerde in dem Schafstalle Christi vereinte, verschiedene dogmatische Artikel zum Grund gelegt, worunter sich auch einer von Einem Willen und Einer Handlungsweise Christi, unsers Gottes und Heilandes vorfindet."

"Diesem Artikel habe nun der damals gerade in Alexandrien sich aufhaltende Mönch Sophronius,

widersprochen, auch nachher von ihm, (dem Sergius) gefodert, diesen Artikel durch sein Ansehen zu unterdrücken. Einem solchen Begehren zu entsprechen, sey ihm jedoch nicht wohl möglich gewesen, weil er es für hart und grausam gehalten, einiger Ausdrücke wegen, die so glücklich bewerkstelligte Vereinigung in einem Lande wieder zu zerstören, wo man bisher vor dem Concilium von Chalcedon und dem Briefe des göttlichen Leo einen solchen Abscheu hatte, daß auch nicht einmal deren Namen durften genannt werden.

„Indessen habe er,“ fährt Sergius fort, des Friedens wegen an Cyrus geschrieben, und ihm gerathen, nicht zu gestatten, daß man von Einer oder zwei Wirkungen oder Wollungen in Christo spreche, sondern er möchte, im Einklange mit allen, bisher gehaltenen ökumenischen Concilien, das Volk lehren, daß derjenige, welcher Göttliches und Menschliches wirkt, der nämliche Jesus Christus, das nämliche Fleisch gewordene Wort ist, welchem alle diese Wirkungen eigen sind; denn, setzt der arglistige Mann hinzu — (und hier ist es, wo der Schalk im Patriarchenkleide dem Honorius jene verdeckte und verfängliche Schlinge legt, in welche der nichts Arges ahndende Pabst nachher auch wirklich gerieth) — denn, sagt er, der Ausdruck: „Eine Handlungsweise“ obgleich derselbe sich in den Schriften verschiedener Väter findet, gibt doch bei Manchen Anlaß zur Aergerniß, weil sie glauben, daß dadurch die Lehre von den beiden Naturen könnte unterdrückt werden; so wie auch auf der andern Seite sehr Viele an dem Ausdruck: „Zwei Handlungsweisen“ welchen man auch wirklich nirgends in den Schriften der Väter findet, großen Anstoß nehmen, indem sie glauben, daß dadurch zwei

zwiespaltige, einander entgegen gesetzte, gleichsam sich gegenseitig bekämpfende Willen in Christo angenommen würden; nämlich ein Göttlicher, welcher die Erfüllung des Leidens wollte, und ein menschlicher, welcher jenem widerstrebte."

"Da Sophronius, der unlängst, wie er (Sergius) gehört, auf den Stuhl von Jerusalem sey erhoben worden, ihm jedoch bis jetzt die üblichen Synodalschreiben noch nicht gesendet habe, nicht vermocht hätte, Stellen, wie man von ihm gefodert, aus heiligen Vätern anzuführen, in welchen ausdrücklich und wörtlich zwei Willen und zwei Handlungsweisen in Christo ausgesprochen wären, so habe er ihm den Vorschlag gemacht, von beiden Redensarten zu schweigen und der sichern Richtschnur der Väter zu folgen; welches derselbe ihm auch versprochen, jedoch unter der Bedingung, daß er hierüber nach Rom schreiben, und die päbstliche Antwort zu seiner Zeit in Abschrift ihm mittheilen möchte ꝛc. — dieß das Wesentlichste des von Sergius an den römischen Stuhl erlassenen Berichts.

16. Es würde überflüssig seyn, den Leser auf die Arglist, Verschmitztheit und Verschlagenheit aufmerksam machen zu wollen, womit Sergius in diesem Brief selbst das Oberhaupt der Kirche zu bethören, den frevelhaften Versuch macht. Von der ersten bis zur letzten Zeile reicht darin Eine offenbare Unwahrheit der Andern, Eine grobe Lüge der Andern die Hand. Die Unbefangenheit, mit welcher er blos als geschichtlicher Darsteller vor dem Pabst zu erscheinen sich bemühet, ist, wie wir gleich sehen werden, offenbare Verstellung. — Er erfrecht sich, auch, dem Oberhaupte der Kirche jene vorgebliche Schrift des Menas zu schicken, welche nichts als

sein eigenes, elendes Machwerk war, erlaubt sich also auf das neue wieder einen Akt der Verfälschung, ein Verbrechen, das in dem bürgerlichen Leben Brandmarkung und Landesverweisung zur Folge hat. — Er erkühnt sich, den Pabst zu versichern, daß von dem Augenblick an, wo er die Schrift des Menas dem Cyrus geschickt, die darin behandelte Frage nicht mehr zur Sprache gekommen, ein allgemeines Stillschweigen darüber beobachtet worden, und er nichts mehr davon gehört habe; da es sich doch nachher unleugbar ergab, daß gerade in dieser Zwischenzeit, nämlich bis zur Erhebung des Cyrus auf den Stuhl von Alexandrien, Sergius am thätigsten war, seine irrige Ansicht überall zu verbreiten, daß er die schon oft erwähnte falsche Urkunde noch mehreren Bischöfen, unter Andern, dem Paulus Monoculus und dem Theodor von Pharan zusandte, und sich alle Mühe gab, auch den Bischof Georgius Arsas für seine neue Lehre zu gewinnen. — Er frevelt ferner an den heiligen Vätern, indem er mit frecher Stirne behauptet, daß keiner derselben zwei Willen und zwei Handlungsweisen gelehrt hätte, da doch in der Folge, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, das Gegentheil vollkommen erwiesen ward. — Es ist abermals eine grobe Lüge, daß Sophronius ihm versprochen habe, da zu schweigen, wo die Erhaltung der reinen Lehre es ihm zur heiligsten Pflicht machte, laut und unerschrocken zu sprechen; und endlich ist es eine an Niederträchtigkeit grenzende Gleisnerei, wenn er, unter der Maske eines Verehrers des Sophronius, diesem bei dem Pabste Lobsprüche ertheilt, und dann doch mittelbar auf ihn den Verdacht zu wälzen sucht, als behaupte er zwei conträre, widerstreitende Willen und Wollungen in Christo. Uebrigens drückt bei dieser Gelegenheit Sergius in seinem Schreiben an den Pabst, wovon

wir nur das Wesentlichste, auf die gegenwärtige Frage sich Beziehende, dem Leser mitgetheilt haben, sich ganz im Geiste und Sinne eines Apollinaris oder Nestorius aus; „denn," sagt er, „wie der menschliche „Leib durch eine verständige und vernünftige Seele „bewegt wird, eben so ward auch in Jesu Christo „die Menschheit stets von der Gottheit des Logos „bewegt, von welcher jene auch ganz allein bewegt „werden konnte." — Das Sonderbarste dabei ist, daß er diesen Satz auf eine Stelle aus dem heiligen Gregor von Nyssa stützt, die doch offenbar gerade das Gegentheil enthält. Die Stelle lautet also: „Der Gottheit nach, war Jesus Christus den Lei„den nicht unterworfen und unsterblich; wenn daher „von seinen Leiden in dem Evangelium gesprochen „wird, so hat Er, der Menschheit nach, welche „Leiden zuläßt, die Unterwerfung gewirkt." — Welche Beziehung hat nun diese Stelle auf die obige Behauptung des Sergius? Gewiß war es nicht Unwissenheit von Seite des Patriarchen, sondern er verbarg abermal wieder eine Schlange unter den Blumen.

17. Je schärfer und sorgfältiger man den Brief des Sergius prüft, je mehr muß man staunen ob der ganz eigenen Arglist und wahrhaft kunstvollen Verschlagenheit seines Verfassers. Jedes Wort und jede Wendung, besonders in ihrer jedesmaligen Stellung und Verbindung, haben eine geheime, trügerische und verrätherische Tendenz. Vorzüglich bezweckte er, den Pabst glauben zu machen, daß es sich hiet nur um Ausdrücke handle, es ein bloßer grammaticalischer Streit sey, während man in Ansehung des Dogma vollkommen einverstanden wäre. Wenn Sergius von einem Willen spricht, redet er stets so davon, daß man glauben kann, er

verstehe darunter die beiden Willen, die er jedoch nicht für Eines und Dasselbe halte, sondern blos ihrer Einigkeit wegen, Einen Willen nenne: ein Ausdruck, den wie er sagt, wie das auch leicht begreiflich ist, ebenfalls Einige der heiligen Väter gebraucht hätten. Spricht er aber von zwei Willen, so redet er davon wie von einem neuen Ausdruck, hebt aber die sündhaften Folgerungen, welche Unverständige aus diesem mißverstandenen Ausdruck herleiten könnten, recht anschaulich hervor, belügt zugleich das Oberhaupt der Kirche, durch die Behauptung, daß keiner von den Kirchenvätern sich dieser Redensart bedient hätte; und nachdem er, unter der einmal angenommenen Maske völliger Unbefangenheit, hinzusetzt, daß der Ausdruck: Ein Wille, ebenfalls Einigen hie und da Anstoß geben könne; sucht er, (da ohnehin ja *Alles*, wie er zu verstehen gibt, blos auf einem *Wortstreit* beruhet) den Pabst ganz unmerksam dahin zu lenken, daß er beiden Partheien Sillschweigen auferlege, ihnen verbiete, über Einen oder Zwei Willen weder in Schriften noch mündlichen Vorträgen zu reden; ein Verbot, welches jedoch Sergius und dessen Anhänger, wie sie auch nachher gethan, blos auf Sophronius und die Vertheidiger der wahren Lehre anzuwenden im Sinne hatten, um desto freier, desto lauter und ungebundener von ihrer eigenen neuern Lehre zu reden, auf diese Weise eine Unwahrheit, durch öftere Wiederholung derselben, zur Wahrheit zu stempeln, und so nach und nach in alle Kirchen des Morgenlandes einzuschwärzen. Kurz der Brief ist so abgefaßt, daß, welche Antwort auch der Pabst geben mochte, Sergius dieselbe immer zu seinem Vortheil deuten, immer zu seinen geheimen Zwecken sie benutzen konnte.

18. So wenig wie andere Päbste, war auch Honorius allwissend. Er gerieth in die Schlinge, welche Arglist und geheuchelte Orthodoxie ihm gelegt hatten. Nach dem geheimen Wunsche des Patriarchen, betrachtete der Pabst, — wie der Eingang seines Briefes an Sergius es schon ausweißt *) — die ganze Sache als einen, blos über eine, von Sophronius aufgeworfene Wort-Frage entstandenen Streit, und mußte in dieser Ansicht um so mehr bestärkt werden, da Sophronius, wie Sergius den Pabst angelogen hatte, auf die erste an ihn ergangene Auffoderung, sogleich von fernerer Klage abzustehen versprochen hatte. Der Pabst lobt daher den Sergius, daß er einer Neuerung in Worten, welche den Schwachen Anstoß geben könnte, mit Umsicht und Klugheit Einhalt gethan hätte. „Was uns betrifft, fährt dann Honorius fort, so bekennen Wir in Jesu Christo einen einzigen Willen, weil die Gottheit nicht unsere Sünde, (mithin auch nicht den durch die Sünde verderbten, dem Willen Gottes widerstrebenden, daher zum Bösen sich hinneigenden, gefesselten Willen) wohl aber unsere Natur, so wie sie (rein und makellos) aus den Händen des Schöpfers hervorging, angenommen hat. Weder die heilige Schrift noch die Concilien schreiben uns vor, von Einer oder zwei Wirkungen zu sprechen; wenn Einige so lehrten, so thaten sie dieß gleichsam nur lallend, und blos der Schwachen wegen, daher es auch nicht als eine allgemeine Richtschnur der Lehre, (des Lehrvortrags) betrachtet werden kann.“ Die Art, wie Honorius

*) „Scripta fraternitatis vestrae suscepimus, per quas inventiones quasdam et *novas vocum quaestiones* cognovimus introductas etc.

die Handlungsweise Jesu Christi erklärt, ist vollkommen katholisch; er sagt: „Der Mittler zwischen Gott und den Menschen hat Göttliches gewirkt vermittelst der mit der Gottheit wesentlich (naturaliter) verbundenen Menschheit; und Menschliches durch das von Ihm angenommene Fleisch, worin ohne Trennung, aber auch ohne Vermischung die Gottheit wohnte; denn, fährt der Pabst fort, die Gottheit konnte an sich nicht dem Kreuzestode, noch andern menschlichen Leiden unterworfen seyn; sondern blos wegen der engen, unbegreiflichen und daher auch unaussprechlichen Vereinigung der menschlichen mit der göttlichen Natur, sagen wir, daß Gott gelitten habe. Ob man aber, wegen der Werke der Gottheit und Menschheit, von Einer oder Zwei Wirkungen sprechen müsse: dieses zu untersuchen, überlassen wir den Grammatikern, welche Kindern die grammaticalische Bedeutung der Wörter zu erklären haben. Beseitigen Wir, schließt endlich der Pabst, alle diese neuen Ausdrücke, die nur Mißverständnisse herbeiführen und Saamen des Streites und der Aergerniß werden können; indem die Schwachen und am Verstand Unmündigen Uns, wenn Wir von zwei Wirkungen in Christo sprechen, des Nestorianismus beschuldigen, oder wenn wir nur von Einer Wirkung reden, den eutychianischen Irrthum zur Last legen möchten. Folgt also mit Uns gleicher Richtschnur, und schreitet auf dem nämlichen Wege einher, auf welchem Wir, durch unser Beispiel, Euch voranzugehen, noch nie unterlassen haben.“ — — Dieß ist das Wesentlichste des Sendschreibens Pabstes Honorius an Sergius, einer Urkunde, welche nachher so ungemeines Aufsehen und großen Tumult erregte, zu allen Zeiten und in allen Jahrhunderten reichhaltigen Soff des Anstoßes darbot, unbegreiflicher Weise selbst jetzt noch darbietet, und

dessen sich endlich von jeher die Gegner unserer heiligen Kirche, um das päbstliche Ansehen zu entkräften, als einer, wie sie wähnten, sehr mächtigen, aber in der That völlig verrosteten, abgestumpften, höchst zerbrechlichen Waffe bedient haben.

19. Obgleich wir auf dieses päbstliche Sendschreiben in der Folge, wenn nämlich der Faden unserer Geschichte Uns in die Vorhalle des kaiserlichen Palastes zu Constantinopel, zu den Verhandlungen der darin, dieses Gegenstandes wegen, versammelten hundert und sechszig Bischöfe geführt haben wird, wieder zurückkommen werden, auch eine schärfere Prüfung desselben alsdann ihre Stelle dort finden muß; so glauben wir doch, einige wenigen, erläuternde Bemerkungen darüber jetzt schon vorausschicken zu müssen. — Vor Allem darf man, bei Beurtheilung des päbstlichen Briefes es nicht aus dem Auge verlieren, daß, als Honorius ihm schrieb, die eigentliche Ketzerei der Monotheliten sich bei weitem noch nicht klar entwickelt hatte, sondern blos verhüllt und tief versteckt in dem Berichte des Sergius an den Pabst verborgen lag. Nicht durch Bücher und gelehrte Schriften, sondern durch die Ueberlieferungen der Kirchen, über welchen der Geist Gottes stets schwebt und schweben wird, und in dem Schoße heiliger Tradition, wollte Jesus Christus, daß sein Reich, seine Lehre und seine göttlichen Heilsanstalten bis an das Ende der Tage sich lebendig fortpflanzen sollten. *) Bücher, sowohl die heiligen Schriften wie jene der Väter, sind weder die

---

*) Während seines ganzen, segenvollen, irdischen Wandels auf Erden hat Jesus Christus nur ein einzigesmal geschrieben, und zwar in den — Sand.

ersten, und noch viel weniger die einzigen Quellen göttlicher Wahrheiten; und es ist stets erst die Tradition, welche den geschriebenen, todten Buchstaben lebendig macht. So lange daher irgend eine Wahrheit, allgemein geglaubt nach den ununterbrochenen Ueberlieferungen aller Kirchen, und treu aufbewahrt in dem innern Heiligthum der Herzen aller Gläubigen, von Niemand bezweifelt oder bestritten ward, machte auch die Kirche nie viele Worte darüber, zeigte selbst in der Wahl ihrer Ausdrücke weder Aengstlichkeit noch allzugroße Sorgfalt. Ward aber im Gegentheil Eine ihrer Lehren von irgend einem falschen Propheten getrübt, entstellt, oder bekämpft, dann flammte sogleich auch ihre Leuchte in höherm Licht empor. Die bestrittene Lehre ward nun von allen Seiten beleuchtet, mit einer, alle Zweifel besiegenden Kraft festgestellt, und der wahre Sinn derselben in Worten Ausdrücken und Wendungen, die gar keine Deutelei mehr zuließen, gleichsam gefesselt; und die gründlichste Tiefe in heiliger Erkenntniß, spiegelklare Reinheit des Willens, wie Lauterkeit des Herzens, und bewunderenswürdige Schärfe des Urtheils, verbunden mit erhabener Einfalt und der höchsten Klarheit in Worten und Ausdrücken, waren dann auch stets das göttliche Gepräge ihrer, unter dem leitenden Einfluß des heiligen Geistes, über solche Grundwahrheiten erlassenen Canons und Decrete.

20. Alles dieß erneuerte sich auch jetzt wieder. Als Honorius seinen Brief schrieb, befanden Er und die Kirche sich noch in dem erstern, so eben angegebenen Falle; keine Wahrheit schien noch gefährtet, kein Dogma bestritten, und keine Ketzerei war der reinen Lehre der Kirche feindlich gegenüber getreten; und getäuscht durch das kunstvoll geschraubte,

mistificirende Schreiben des arglistigen Sergius, der noch überdieß damals bei allen Kirchen in dem Rufe der reinsten Orthodoxie und einer ausgezeichneten Frömmigkeit stand, konnte und mußte der Pabst nicht anders glauben, als daß blos über eine neu aufgeworfene Wortfrage ein unbedeutender Streit sich erhoben habe. Einer sehr ängstlichen Beflissenheit in Bezeichnung einer Lehre, die von Niemand angefochten ward, bedurfte es also hier nicht, und der Pabst konnte sich Ausdrücke bedienen, die er gewiß nicht würde gewählt haben, wenn er hätte ahnden können, daß schwindelnde Irrlehrer dieselben zur Schale oder Hülle eines neuen, und dabei sehr gefährlichen ketzerischen Wahnes machen wollten. So konnte also Honorius — (und was einem schwachen Gehöre gerade am härtesten klingt) — in seinem Schreiben an Sergius von einem Willen in Jesu Christo sprechen, weil er sich damals noch überzeugt glauben mußte, daß man nirgends diesen Ausdruck anders, als in dem ächten, hier auch nur einzig möglichen, katholischen Sinn würde auffassen können. Klar und deutlich geht ja aus dem ganzen Briefe des Pabstes hervor, daß er unter Einheit des Willens nichts anderes, als Einmüthigkeit oder Einförmigkeit des Willens verstand, und zwar blos im Gegensatze mit jener eben so albernen, als gottlosen Schlußfolge, daß nämlich zwei einander entgegengesetzte, widerstrebende Willen in Christo thätig gewesen wären; daß mithin Honorius sich nur einer Formel bediente, der wir selbst in der heiligen Schrift nicht selten begegnen, die sehr oft und an vielen Stellen die Einheit nicht entitative, wie man in der Schulsprache sich ausdrückt, sondern pro conformitate zu nehmen pflegt.*)

*) Der heilige Paulus sagt: Qui adhaeret Domino,

Läßt es sich einen Augenblick vernünftiger Weise denken, daß Honorius, welchen die Geschichte als einen Pabst von vielem Scharfsinn, großer Einsicht und ausgebreiteter Gelehrsamkeit bezeichnet, *) auf einmal so beschränkt, so unwissend, so ungeübt im Denken und ein so schlechter Logiker gewesen seyn soll, um nicht einzusehen, was doch jeder gemeine Monophysit einsah, daß nämlich der Lehrsatz von Einem Willen, das heißt, in dem, nachher erst sich kund gebenden monothelitischen Sinne, auch die Lehre von den beiden Naturen in Christo zerstöre, und daß, wenn man diese bekenne, man auch nothwendig zwei Willen in dem Fleisch gewordenen Worte annehmen müsse? Wußte allenfalls der gelehrte Pabst allein nicht, daß der Wille nicht der Person, sondern der Natur oder dem Wesen folge **) und, wie auch der heilige Maximus in einer *Unterredung* mit Pyrrhus bemerkt, wenn diesem *anders* wäre, oder anders seyn könnte, auch in der allerheiligsten Dreifaltigkeit, weil aus drei verschiedenen

---

unus Spiritus est — und der Mund der ewigen Wahrheit sprach: Rogo, ut illi *unum* sint, sicut Tu et Ego *unum* sumus. — Stellen dieser Art finden sich eine Menge in der heiligen Schrift.

*) Der Lebensbeschreiber des heiligen Bertholds sagt vom Pabste Honorius I. erat sagax animo, vigens consilio, doctrina clarus.

**) Quorum enim diversa natura est, horum quoque dispar est actio; et contra, quorum natura eadem est, horum et actio eadem; quorum autem una est actio, horum etiam secundum Patres divinorum sermonum interpretes una est essentia." — St. Joann. Damasc. de Fide orthod. lib. 3. c. 15.

Personen bestehend, drei verschiedene Willen und Wirkungen statt haben müßten? Hätte Honorius Einen Willen, in dem monothelitischen Verstande, behauptet, und doch, wie dieß aus seinen beiden Briefen *) an Sergius klar und deutlich erhellt, zwei Naturen in Christo bekannt; so hätte er auch behaupten müssen, daß die menschliche Natur gleiches Wesens mit jener der Gottheit sey. Welch' ungeheures Gebirg von Unsinn und Aberwitz! Aber wahrhaftig, nicht blos Kamele, sondern ganze Elephanten, und zwar die allergrößten, die es gibt, verschluckt der böse Wille, blos um sich auf einen Augenblick die schlechte Freude machen zu können, einen erleuchteten, weisen, ehrwürdigen Pabst eines Irrthums zu beschuldigen. — — Durch das bisher Gesagte ist nun auch hinreichend Jenen geantwortet, welche, den Pabst Honorius etwas weniger vermessen behandelnd, ihm nur den Vorwurf machen, in seinen Briefen an den Patriarchen von Constantinopel nicht so wohl einen Irrthum behauptet, als vielmehr die Wahrheit verhüllt, zum Theil unterdrückt, oder gleichsam in Fesseln geschlagen zu haben. Nicht Honorius hat die Wahrheit verhüllt oder verschleiert; wohl aber war der monothelitische Irrthum in dem Briefe des Sergius bemäntelt, verhüllt, versteckt und tief verborgen, und der Pabst von dem schlauen und lauernden Syrier nach allen Richtungen hin getäuscht, belogen und betrogen. Honorius sprach demnach von der reinen Lehre blos in dem allgemein bekannten Sinne der Kirche, die stets nur eben so vielen Unterricht ihren verschiedenen Söhnen und Töchtern ertheilt, als deren Bedürfniß es jedesmal erfodert, ohne gerade immer

*) Von des Pabstes Honorius zweitem Briefe an Sergius wird jetzt sogleich die Rede seyn.

Lust zu haben, sie alle sämmt und sonders zu lauter Professores oder Doktores Theologiä zu machen. — — In Betreff des Stillschweigens, welches Honorius den beiden, streitenden Partheien auferlegte; so folgte er hierin dem Beispiel mehrerer anderer heiliger und großer Päbste und Bischöfe. So z. B. gebot auch Athanasius, um unheiliges Geschwätz und Gezänke über das heilige Altarssacrament zu unterdrücken, völliges Stillschweigen über dieses hochheilige Geheimniß unendlicher, göttlicher Liebe. Auch der große Basilius, um die Macedonianer wieder in den Schoos der Kirche zurückzuführen, genehmigte ihnen Stillschweigen über *eine* Grundwahrheit unserer heiligen Religion, und hemmte dadurch alles fernere Streiten und Disputiren über die Gottheit des heiligen Geistes. Selbst Gregor der Große beobachtete in seinen Briefen *an Königin* Theudelinde ein wohl überdachtes *Stillschweigen* über das zweite constantinopolitanische öcumenische Concilium, empfahl auch dem Bischofe von Mailand dasselbe zu thun; und Niemand ist es noch je, auch nur aus weiter Ferne eingefallen, dem großen und heiligen Pabst darüber den mindesten Vorwurf zu machen. Dergleichen, bisweilen Stillschweigen auferlegende Gebote sind gewöhnlich eben so weise als heilsam; nie wird dadurch eine Lehre der Kirche, sondern nur der Samen einer Irrlehre, der Samen unheiligen Gezänkes und Haders erstickt, und im Gegentheil die Flamme heiliger Wahrheit nur desto keuscher und reiner in der Brust der Gläubigen bewahrt; nur vorlaute, streitgeübte Zungen werden dadurch gefesselt, damit durch ihre Haarspaltenden Grübeleien und künstlich erregten Zweifel nicht der Glauben wahrhaft frommer, daher kindlicher, mithin Gott gefälliger Einfalt gestört

werde. *) „Wenn Ihr nicht werdet, wie diese kleinen „Kinder da, so könnt Ihr in das Himmelreich „nicht eingehen“ sprach einst das Fleisch gewordene, ewige Wort des ewigen Vaters. — — Große und erleuchtete Männer haben mit Erfolg die Vertheidigung des ehrwürdigen Pabstes Honorius übernom-

*) Wenn man, besonders in fester Hinsicht auf das, was die Geschichte uns von dem Geiste und Herzen dieses verehrungswürdigen Pabstes sagt, dessen Brief an Sergius öfters und mit Aufmerksamkeit liest; so möchte man sich beinahe im Stande glauben, auch die Gemüthsstimmung zu errathen, in welcher er denselben an den Patriarchen schrieb. Wahrscheinlich wird in seiner Brust ein geheimer Wunsch sich geregt haben, daß doch die Menschen, statt über Christi Einen oder Zwei Willen zu streiten, sich lieber befleißigen möchten, den einen Willen Jesu, den Er nämlich in seinen Geboten uns kund gemacht hat, stets und zu allen Zeiten und nach allen Richtungen, mit der größten Treue, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Geschieht dieses, mag der Pabst ferner gedacht haben, so wird ganz gewiß alles Uebrige sich schon von selbst finden. Durch stete und freudige Befolgung seiner heiligen Gebote, durch eine vollkommene Nachfolge Jesu wird man sich immer mehr und mehr mit Ihm vereinigen, und in dieser Vereinigung mit Ihm, dem einzigen Ziel unsers Daseyns, auch bald die Glut jener Liebe fühlen, die den ewigen Sohn des ewigen Vaters von dem Throne seiner Herrlichkeit auf die Erde herabgezogen hat und noch täglich auf unsere Altäre herabzieht: eine Glut, die nicht blos erwärmt, sondern auch erleuchtet, und deren flammendes Licht alsdann dem wirklich nach Wahrheit dürstenden Geiste unstreitig auch den wahren Sinn jeder Lehre der Kirche, worüber dieselbe noch nicht in longum et latum sich zu verbreiten für nöthig gefunden, gewiß und wahrhaft aufschließen wird. — Dieß, oder doch so etwas Aehnliches hat höchst wahrscheinlich Honorius damals gedacht und zugleich auch empfunden.

men; *) aber mögen diese privilegirten Geister in ihren Schriften auch noch so handgreiflich erweisen, daß die Sonne auf der Mittagshöhe grösseres Licht und größern Glanz verbreite, als eine nächtliche Lampe iu einer unterirdischen Höhle; so werden dennoch alle Antikatholiken, wie alle Halbkatholiken fortfahren, der beiden Briefe des Pabstes Honorius sich als einer, ihnen gar zu bequemen Position zu bedienen, um von da aus, gleich Zwerchen auf einem Maulwurfhaufen, Erdklösse und kleine Steine nach jenem hehren, nicht von Menschenhänden errichteten römischen Vatikan zu schleudern, dessen erhabene, antike Majestät freilich ihren klein geschnittenen, blinzelnden Augen nicht zusagen kann. Möge der Herr es ihrem Unverstande verzeihen! **)

---

*) Als: Baronius, Pagius, Bellarmin, Alexander Natalis (mit ungemeinem Scharfsinn) de Marca, Harduin und vorzüglich auch Babtista Bartholus in seiner, dem Pabste Benedikt XIV. dedicirten und eine Menge Nebenumstände miteinflechtenden apologia pro Honorio I. Romano Pontifice. Ausser diesen haben noch viele andere würdige Gelehrten dieses ehrenvolle Geschäft übernommen.

**) Als Zeichen des Triumphs über das zerstörte Jerusalem und die zertretene jüdische Nation prangte Jahrhunderte lang, das von Kaiser Vespasian begonnene und von dessen Sohne vollendete Colosäum im Rom. An Höhe und Größe des Umfanges, wie an Pracht übertraf es Alles, was Menschenhände je in dieser Art gefertiget und, nach Martials Zeugniß, selbst die, in der alten Geschichte unter dem Namen der sieben Wunderwerke der Welt, angestaunten ungeheuren Bauten des Orients. Dieses colosale Triumphgebäude stürzte indessen schon nach einigen hundert Jahren die Nichts schonende, Alles zerstörende Gewalt der Zeit, und bald fanden sich blos

21. Indessen hatte der heilige Sophronius, welcher natürlicher Weise besser, als der Pabst, die Lage der morgenländischen Kirche und die gefährliche Tendenz der Neuerer kannte, ebenfalls nach Rom geschrieben, und sein Bericht hatte den Erfolg, daß Honorius abermals ein neues, sehr ausführliches Schreiben an den Patriarchen in Constantinopel erließ. Dieser zweite päbstliche Brief an Sergius bildet einen herrlichen Commentar zu dem erstern, erkläret und erhellet alle allenfalls darin enthaltene dunkele Stellen. Honorius wiederholt zwar das Gebot des Schweigens über die Frage von einem oder zwei Willen; erklärt aber die Lehre der Kirche so dentlich und in so wohl gewählten, bestimmten Ausdrücken, daß die Beantwortung der Frage, von welcher er blos der Schwachen und des Friedens

---

noch in seinen Ruinen einige Spuren seiner ehemaligen Größe. — Aber unzerstörbar und allen Stürmen der Jahrhunderte trotzend sind die, von einer höhern als menschlichen Macht hervorgerufenen Triumphbogen, welche das Christenthum, als es siegend durch Roms Thore einzog, allda errichtete, und über deren weiten, hohen und festen Wölbung jenen, über alle andern, erhabenen päbstlichen Thron erbauete, gegen welchen selbst die vereinte Macht der Unterwelt nichts vermag, und an dessen Stufen die Wogen des wilden Weltgeistes sich schäumend und tobend brechen, und zürnend und schäumend bis an das Ende der Tage sich brechen werden. Welcher Mächtige der Erde hat in dem Laufe so vieler Jahrhunderte je noch mit Erfolg gegen diesen Thron gekämpft? Wie lächerlich, wie erbärmlich und zugleich bemitleidenswerth ist also das Beginnen Jener, die den himmlischen Glanz, der eben diesen Thron umfließt, in Schriften (?) zu verdunkeln suchen, deren ephemeres Daseyn gewöhnlich mit dem einbrechenden Abend jedes Tages sich endet: sie blühen am Morgen, sind am Abend vergessen, und liegen am folgenden Tage schon in den Magazinen der Krämer und Detailhändler.

wegen will,*) daß man schweigen soll, auch für den beschränktesten Verstand daraus von selbst hervorgeht. Der Pabst sagt: „Es müsse gelehrt werden, daß zwei Naturen, in der Einen Person Christi durch natürliche Einigung (naturali unitate) mit gegenseitiger Theilnahme wirken, daß nämlich die göttliche Natur das Göttliche wirke, und die menschliche das, was des Fleisches ist, vollbringe.**) Der Pabst ermahnt, das Aergerniß neuer Erfindung zu tilgen, und weder von Einer noch zwei Wirkungsweisen zu sprechen; dafür aber den Einen Wirker in zwei Naturen zu lehren, welcher da ist Jesus Christus, und so mit Hinweglassung der Ausdrücke: Eine Wirkungsweise und zwei Wirkungsweisen, zwei in der Einen Persönlichkeit des eingebornen Sohnes des Vaters ungetheilte und unvermischte Naturen zu bekennen, deren jede das ihr Eigenthümliche wirke.“ ***) —

---

*) „Propter simplicitatem hominum et ad amputandas inextricabiles quaestionum ambages etc. (epist: poster. Hon. ad Serg.)

**) Liegt hierin nicht deutlich und klar der Lehrsatz von zwei Willen, wovon der Eine das Göttliche vollbringt, und der Andere das, was des Fleisches ist, vollstreckt?

***) Ist es wohl möglich, das Bekenntniß von zwei Willen und zwei Wirkungsweisen deutlicher, klarer und bestimmter anszusprechen, als hier geschieht? Von dem zweiten Briefe des Honorius an Sergius sagt der gelehrte Cardinal Bellarmin „haec confessio *catholicissima*, est, et Monothelitarum haeresin *penitus destruens*. — Es ist ja sonnenklar, daß Honorius nur Ausdrücke hinweggeschafft wissen wollte, welcher verkehrte Köpfe sich bedienen könnten, um ihre Irrthümer darauf zu stützen; auf den Ausdruck: Ein Wille, die Monophysiten (wie auch wirklich geschehen ist) auf jenen:

22. Aber Sophronius hatte so wenig dem Sergius versprochen, über die von demselben aufgeworfene Frage zu schweigen, daß er jetzt, nachdem

zwei Willen, die Nestorianer. Aber die wahre, reine Lehre hat Honorius aufrecht erhalten, sie auf das neue bekannt und bekräftiget, nur einstweilen gewisse Ausdrücke so lange beseitigen wollen, bis das giftige Miasma, das jetzt unter verschiedenen Lehrern der morgenländischen Kirche zu herrschen schien, sich verflüchtigt und die Luft sich wieder gereiniget haben würde. Hat Honorius in Beurtheilung der Lage der morgenländischen Kirche, so wie auch gewisser Personen und ihrer geheimen Tendenzen sich geirret; so war dieß eine Folge der Täuschung, in welcher Sergius ihn zu erhalten wußte; welche Täuschung dann wohl, wenn man die Sache ja recht scharf nehmen will, vielleicht als die Folge eines Mangels an Aufmerksamkeit und Vorsicht betrachtet werden könnte. Sollte nun Honorius wirklich in diesen Fehler gefallen seyn; so hat er doch nicht gefehlt als Pabst, als das von Christo gewählte und berufene reinste und höchste Organ der Wahrheit und heiliger Lehre, denn diese hat er ja laut bekannt, deutlich und bestimmt erklärt und in ihrer vollkommenen Reinheit und Klarheit erhalten; blos als Mensch wäre er in eine, der menschlichen Natur anklebende Schwachheit gefallen: ein Ereigniß, welches allen Päbsten begegnen kann, weil sie auch auf dem päbstlichen Throne nicht aufhören, Menschen zu seyn; wie sie dieß auch selbst laut bekennen, indem sie, wie wir schon bemerkt haben, gleich andern Menschen das Bedürfniß fühlen, Beichtväter zu haben, solche sich auch wählen und durch öftern Gebrauch des Sacraments der Beicht sich von ihren menschlichen Schwachheiten und Mängeln zu reinigen suchen. Kurz, die ganze Geschichte des Honorius, man wende und drehe sie auch, wie man nur immer möge, und untersuche sie mit dem am schärfsten und feinsten geschliffenen Augenglas; so wird man doch nie das Mindeste darin finden, was auch nur den Schatten eines Beweises gegen das Dogma der Unfehlbarkeit des Pabstes in Glaubenssachen abgeben könnte.

er von dem Inhalt des päbstlichen Schreibens Kunde erhalten hatte, nur noch lauter, nur noch mit größerm Ernst und Eifer, als vorher, sprach. In der Niederlage heiliger Ueberlieferungen forschte er nun Tag und Nacht, und sammelte in systematischer Ordnung über sechs hundert Stellen der Väter, welche über die in strittiger Frage liegende Materie gar nichts mehr zu wünschen übrig ließen. Aber diese trefliche, von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit zeugende Schrift vermehrte nur noch das Uebel; sie war gleichsam ein Oel, das Sophronius in das, schon an allen Orten und Enden brennende Feuer goß; denn die Gemüther der Gegner wurden dadurch auf das höchste erbittert und Sophronius und die Vertheidiger der rechten Lehre der Gegenstand ihrer giftigsten und schändlichsten Verläumdungen.

23. Als Sophronius sah, daß die *neue* Pest immer weiter und furchtbarer in den Kirchen um sich griff, sann er auf Mittel, den Pabst nicht mehr durch Briefe, sondern durch mündlichen, in jedes Detail eingehenden, das boshafte Gewebe Orthodoxie heuchelnder Irrlehrer in allen seinen Fäden auflösenden Bericht, über die wahre Lage der Dinge im Orient aufzuklären; Sophronius wollte, daß nicht mehr schüchtern und zurückhaltend, sondern kühn und unerschrocken, wie die Gefahr es erfoderte, die Stimme der Wahrheit sich jetzt in Rom selbst vor dem Oberhaupte der Kirche sollte hören lassen.

24. Unter dem Vorwandt also, seine Erhebung auf den Patriarchen-Stuhl von Jerusalem dem Pabste kund zu thun, ernannte Sophronius den Stephanus, Bischof von Dora, zu seinem Legaten nach Rom. Aber bevor derselbe abreiste, gab er ihm in Beziehung auf die gegenwärtigen, gefähr-

lichen Neuerungen in der Lehre geheime Aufträge, führte ihn dann auf den Berg Calvariä, und nahm an dieser heiligen Stätte unter folgenden Worten von ihm Abschied: „Dem, der hier gekreuziget ward, „und kommen wird, zu richten die Lebendigen und „die Todten, wirst du einst eine furchtbare Rechen„schaft abzulegen haben, wenn Du gleichgültig bei „den Gefahren, die dem wahren Glauben drohen, „dich deines Auftrages nicht erledigest, wie das In„teresse unserer heiligen Religion es dir gebietet. „Thue also, was ich zu thun nicht vermag. Eile „von Jerusalem, von der Grenze des Reiches nach „Rom zu dem apostolischen Stuhl, der die Grund„feste aller Wahrheit ist; mache die dort lebenden „heiligen Männer mit dem bekannt, was hier ge„trieben wird, und verfolge sie so lange mit Bit„ten, bis sie in einem Concilium die neue Lehre „untersuchen, genau prüfen und nach den Vorschrif„ten der Canons verdammen.“ — Stephanus, geschreckt durch diese hehren Worte seines Patriarchen, und ohnehin schon von verschiedenen rechtgläubigen Bischöfen des Orients mit Bitten bestürmt, reiste auf der Stelle von Jerusalem ab. Aber die Monotheliten erhielten Kunde von dem geheimen Zweck seiner Sendung, schickten ihm Bewaffnete nach, die ihn einholen sollten, verlegten ihm alle Wege, und gaben überall Befehl, sich der Person des Stephanus, wo möglich, zu bemächtigen, und in Ketten und unter guter Bedeckung ihn wieder zurückführen zu lassen. Allen diesen Gefahren entging jedoch glücklich der Bischof von Dora; aber die Zeit seiner Reise ward dadurch ungemein verlängert und er kam erst nach dem Tode des Pabstes in Rom an.

25. Dem Pabste Honorius in die Ewigkeit vorangegangen war indessen der heilige Sophronius

hres 640 ward Severinus, ein gebor-
zum Bischofe von Rom consecrirt. Zwar
eistlichkeit und das Volk ihn bald nach
den seines Vorfahrers schon gewählt;
erliche Bestätigung dieser Wahl verzö-
einer Zeit zur andern, und obgleich
chen dieser langen Zögerung nicht mit
eben kann; so läßt sich doch mit Grund
aß höchst wahrscheinlich die Monotheli-
in Constantinopel dieselbe herbeigeführt

dieser Zwischenzeit, nämlich von dem
norius bis zu der Erhebung des Se-
einstweilen die Lateranische Kirche, und
behaltung aller dazu nöthigen gericht-
ganz methodisch, rein ausgeplündert.
r Sitte wurden die einer Kirche ge-
e in der, aus mehrern Gemächern be-
ristei aufbewahrt. Mauritius, kaiser-
rius, oder Aufseher über die Archive,
m sein Amt großes Ansehen gab, und
es scheint, nach einem Theil der Beute
reitete im Geheim unter den in Rom
aten das Gerücht, daß der verstorbene
roße Schätze im Lateran aufzuhäufen,
n Kaiser den römischen Soldaten be-
vorenthalten hätte. Mehr als eines
wahrhaft tauben und sinnlosen Ge-
es nicht, um die ohnehin schlecht und
ten Soldaten sogleich in Harnisch zu
arisch rotteten sie sich zusammen, er-
t vor der Lateranischen Kirche, und
Versuch, mit Gewalt in dieselbe ein-
r diejenigen, welche sich bei dem,
gewählten, jedoch von dem Kaiser

Läßt es sich einen Augenblick vernünftiger Weise denken, daß Honorius, welchen die Geschichte als einen Pabst von vielem Scharfsinn, großer Einsicht und ausgebreiteter Gelehrsamkeit bezeichnet, *) auf einmal so beschränkt, so unwissend, so ungeübt im Denken und ein so schlechter Logiker gewesen seyn soll, um nicht einzusehen, was doch jeder gemeine Monophysit einsah, daß nämlich der Lehrsatz von Einem Willen, das heißt, in dem, nachher erst sich kund gebenden monothelitischen Sinne, auch die Lehre von den beiden Naturen in Christo zerstöre, und daß, wenn man diese bekenne, man auch nothwendig zwei Willen in dem Fleisch gewordenen Worte annehmen müsse? Wußte allenfalls der gelehrte Pabst allein nicht, daß der Wille nicht der Person, sondern der Natur oder dem Wesen folge **) und, wie auch der heilige Maximus in einer Unterredung mit Pyrrhus bemerkt, wenn diesem anders wäre, oder anders seyn könnte, auch in der allerheiligsten Dreifaltigkeit, weil aus drei verschiedenen

---

unus Spiritus est — und der Mund der ewigen Wahrheit sprach: Rogo, ut illi *unum* sint, sicut Tu et Ego *unum* sumus. — Stellen dieser Art finden sich eine Menge in der heiligen Schrift.

*) Der Lebensbeschreiber des heiligen Bertholds sagt vom Pabste Honorius I. erat sagax animo, vigens consilio, doctrina clarus.

**) Quorum enim diversa natura est, horum quoque dispar est actio; et contra, quorum natura eadem est, horum et actio eadem; quorum autem una est actio, horum etiam secundum Patres divinorum sermonum interpretes una est essentia.“ — St. Joann. Damasc. de Fide orthod. lib. 3. c. 15.

Personen bestehend, drei verschiedene Willen und Wirkungen statt haben müßten? Hätte Honorius Einen Willen, in dem monothelitischen Verstande, behauptet, und doch, wie dieß aus seinen beiden Briefen *) an Sergius klar und deutlich erhellt, zwei Naturen in Christo bekannt; so hätte er auch behaupten müssen, daß die menschliche Natur gleiches Wesens mit jener der Gottheit sey. Welch' ungeheures Gebirg von Unsinn und Überwitz! Aber wahrhaftig, nicht blos Kamele, sondern ganze Elephanten, und zwar die allergrößten, die es gibt, verschluckt der böse Wille, blos um sich auf einen Augenblick die schlechte Freude machen zu können, einen erleuchteten, weisen, ehrwürdigen Pabst eines Irrthums zu beschuldigen. — — Durch das bisher Gesagte ist nun auch hinreichend Jenen geantwortet, welche, den Pabst Honorius etwas weniger vermessen behandelnd, ihm nur den Vorwurf machen, in seinen Briefen an den Patriarchen von Constantinopel nicht so wohl einen Irrthum behauptet, als vielmehr die Wahrheit verhüllt, zum Theil unterdrückt, oder gleichsam in Fesseln geschlagen zu haben. Nicht Honorius hat die Wahrheit verhüllt oder verschleiert; wohl aber war der monothelitische Irrthum in dem Briefe des Sergius bemäntelt, verhüllt, versteckt und tief verborgen, und der Pabst von dem schlauen und lauernden Syrier nach allen Richtungen hin getäuscht, belogen und betrogen. Honorius sprach demnach von der reinen Lehre blos in dem allgemein bekannten Sinne der Kirche, die stets nur eben so vielen Unterricht ihren verschiedenen Söhnen und Töchtern ertheilt, als deren Bedürfniß es jedesmal erfodert, ohne gerade immer

*) Von des Pabstes Honorius zweitem Briefe an Sergius wird jetzt sogleich die Rede seyn.

Lust zu haben, sie alle sammt und sonders zu lauter Professores oder Doktores Theologiä zu machen. — — In Betreff des Stillschweigens, welches Honorius den beiden, streitenden Partheien auferlegte; so folgte er hierin dem Beispiel mehrerer anderer heiliger und großer Päbste und Bischöfe. So z. B. gebot auch Athanasius, um unheiliges Geschwätz und Gezänke über das heilige Altarssacrament zu unterdrücken, völliges Stillschweigen über dieses hochheilige Geheimniß unendlicher, göttlicher Liebe. Auch der große Basilius, um die Macedonianer wieder in den Schoos der Kirche zurückzuführen, genehmigte ihnen Stillschweigen über eine Grundwahrheit unserer heiligen Religion, und hemmte dadurch alles fernere Streiten und Disputiren über die Gottheit des heiligen Geistes. Selbst Gregor der Große beobachtete in seinen Briefen *an Königin Theudelinde* ein wohl überdachtes Stillschweigen über das zweite constantinopolitanische ökumenische Concilium, empfahl auch dem Bischofe von Mailand dasselbe zu thun; und Niemand ist es noch je, auch nur aus weiter Ferne eingefallen, dem großen und heiligen Pabst darüber den mindesten Vorwurf zu machen. Dergleichen, bisweilen Stillschweigen auferlegende Gebote sind gewöhnlich eben so weise als heilsam; nie wird dadurch eine Lehre der Kirche, sondern nur der Samen einer Irrlehre, der Samen unheiligen Gezänkes und Haders erstickt, und im Gegentheil die Flamme heiliger Wahrheit nur desto keuscher und reiner in der Brust der Gläubigen bewahrt; nur vorlaute, streitgeübte Zungen werden dadurch gefesselt, damit durch ihre Haarspaltenden Grübeleien und künstlich erregten Zweifel nicht der Glauben wahrhaft frommer, daher kindlicher, mithin Gott gefälliger Einfalt gestört

werde. *) „Wenn Ihr nicht werdet, wie diese kleinen „Kinder da, so könnt Ihr in das Himmelreich „nicht eingehen“ sprach einst das Fleisch gewordene, ewige Wort des ewigen Vaters. — — Große und erleuchtete Männer haben mit Erfolg die Vertheidigung des ehrwürdigen Pabstes Honorius übernom-

*) Wenn man, besonders in fester Hinsicht auf das, was die Geschichte uns von dem Geiste und Herzen dieses verehrungswürdigen Pabstes sagt, dessen Brief an Sergius öfters und mit Aufmerksamkeit liest; so möchte man sich beinahe im Stande glauben, auch die Gemüthsstimmung zu errathen, in welcher er denselben an den Patriarchen schrieb. Wahrscheinlich wird in seiner Brust ein geheimer Wunsch sich gereget haben, daß doch die Menschen, statt über Christi Einen oder Zwei Willen zu streiten, sich lieber befleißigen möchten, den einen Willen Jesu, den Er nämlich in seinen Geboten uns kund gemacht hat, stets und zu allen Zeiten und nach allen Richtungen, mit der größten Treue, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Geschieht dieses, mag der Pabst ferner gedacht haben, so wird ganz gewiß alles Uebrige sich schon von selbst finden. Durch stete und freudige Befolgung seiner heiligen Gebote, durch eine vollkommene Nachfolge Jesu wird man sich immer mehr und mehr mit Ihm vereinigen, und in dieser Vereinigung mit Ihm, dem einzigen Ziel unsers Daseyns, auch bald die Glut jener Liebe fühlen, die den ewigen Sohn des ewigen Vaters von dem Throne seiner Herrlichkeit auf die Erde herabgezogen hat und noch täglich auf unsere Altäre herabzieht: eine Glut, die nicht blos erwärmt, sondern auch erleuchtet, und deren flammendes Licht alsdann dem wirklich nach Wahrheit dürstenden Geiste unstreitig auch den wahren Sinn jeder Lehre der Kirche, worüber dieselbe noch nicht in longum et latum sich zu verbreiten für nöthig gefunden, gewiß und wahrhaft aufschließen wird. — Dieß, oder doch so etwas Aehnliches hat höchst wahrscheinlich Honorius damals gedacht und zugleich auch empfunden.

men; *) aber mögen diese privilegirten Geister in ihren Schriften auch noch so handgreiflich erweisen, daß die Sonne auf der Mittagshöhe größeres Licht und größern Glanz verbreite, als eine nächtliche Lampe iu einer unterirdischen Höhle; so werden dennoch alle Antikatholiken, wie alle Halbkatholiken fortfahren, der beiden Briefe des Pabstes Honorius sich als einer, ihnen gar zu bequemen Position zu bedienen, um von da aus, gleich Zwerchen auf einem Maulwurfhaufen, Erdklösse und kleine Steine nach jenem hehren, nicht von Menschenhänden errichteten römischen Vatikan zu schleudern, dessen erhabene, antike Majestät freilich ihren klein geschnittenen, blinzelnden Augen nicht zusagen kann. Möge der Herr es ihrem Unverstande verzeihen! **)

---

*) Als: Baronius, Pagius, Bellarmin, Alexander Natalis (mit ungemeinem Scharfsinn) de Marca, Harduin und vorzüglich auch Babtista Bartholus in seiner, dem Pabste Benedikt XIV. dedicirten und eine Menge Nebenumstände miteinflechtenden apologia pro Honorio I. Romano Pontifice. Ausser diesen haben noch viele andere würdige Gelehrten dieses ehrenvolle Geschäft übernommen.

**) Als Zeichen des Triumphs über das zerstörte Jerusalem und die zertretene jüdische Nation prangte Jahrhunderte lang, das von Kaiser Vespasian begonnene und von dessen Sohne vollendete Colosäum im Rom. An Höhe und Größe des Umfanges, wie an Pracht übertraf es Alles, was Menschenhände je in dieser Art gefertiget und, nach Martials Zeugniß, selbst die, in der alten Geschichte unter dem Namen der sieben Wunderwerke der Welt, angestaunten ungeheuren Bauten des Orients. Dieses colosale Triumphgebäude stürzte indessen schon nach einigen hundert Jahren die Nichts schonende, Alles zerstörende Gewalt der Zeit, und bald fanden sich blos

21. Indessen hatte der heilige Sophronius, welcher natürlicher Weise besser, als der Pabst, die Lage der morgenländischen Kirche und die gefährliche Tendenz der Neuerer kannte, ebenfalls nach Rom geschrieben, und sein Bericht hatte den Erfolg, daß Honorius abermals ein neues, sehr ausführliches Schreiben an den Patriarchen in Constantinopel erließ. Dieser zweite päbstliche Brief an Sergius bildet einen herrlichen Commentar zu dem erstern, erkläret und erhellet alle allenfalls darin enthaltene dunkele Stellen. Honorius wiederholt zwar das Gebot des Schweigens über die Frage von einem oder zwei Willen; erklärt aber die Lehre der Kirche so dentlich und in so wohl gewählten, bestimmten Ausdrücken, daß die Beantwortung der Frage, von welcher er blos der Schwachen uud des Friedens

---

noch in seinen Ruinen einige Spuren seiner ehemaligen Größe. — Aber unzerstörbar und allen Stürmen der Jahrhunderte trotzend sind die, von einer höhern als menschlichen Macht hervorgerufenen Triumphbogen, welche das Christenthum, als es siegend durch Roms Thore einzog, allda errichtete, und über deren weiten, hohen und festen Wölbung jenen, über alle andern, erhabenen päbstlichen Thron erbauete, gegen welchen selbst die vereinte Macht der Unterwelt nichts vermag, und an dessen Stufen die Wogen des wilden Weltgeistes sich schäumend und tobend brechen, und zürnend und schäumend bis an das Ende der Tage sich brechen werden. Welcher Mächtige der Erde hat in dem Laufe so vieler Jahrhunderte je noch mit Erfolg gegen diesen Thron gekämpft? Wie lächerlich, wie erbärmlich und zugleich bemitleidenswerth ist also das Beginnen Jener, die den himmlischen Glanz, der eben diesen Thron umfließt, in Schriften (?) zu verdunkeln suchen, deren ephemeres Daseyn gewöhnlich mit dem einbrechenden Abend jedes Tages sich endet: sie blühen am Morgen, sind am Abend vergessen, und liegen am folgenden Tage schon in den Magazinen der Krämer und Detailhändler.

wegen will,*) daß man schweigen soll, auch für den beschränktesten Verstand daraus von selbst hervorgeht. Der Pabst sagt: „Es müsse gelehrt werden, daß zwei Naturen, in der Einen Person Christi durch natürliche Einigung (naturali unitate) mit gegenseitiger Theilnahme wirken, daß nämlich die göttliche Natur das Göttliche wirke, und die menschliche das, was des Fleisches ist, vollbringe.**) Der Pabst ermahnt, das Aergerniß neuer Erfindung zu tilgen, und weder von Einer noch zwei Wirkungsweisen zu sprechen; dafür aber den Einen Wirker in zwei Naturen zu lehren, welcher da ist Jesus Christus, und so mit Hinweglassung der Ausdrücke: Eine Wirkungsweise und zwei Wirkungsweisen, zwei in der Einen Persönlichkeit des eingebornen Sohnes des Vaters ungetheilte und unvermischte Naturen zu bekennen, deren jede das ihr Eigenthümliche wirke.“ ***) —

*) „Propter simplicitatem hominum et ad amputandas inextricabiles quaestionum ambages etc. (epist: poster. Hon. ad Serg.)

**) Liegt hierin nicht deutlich und klar der Lehrsatz von zwei Willen, wovon der Eine das Göttliche vollbringt, und der Andere das, was des Fleisches ist, vollstreckt?

***) Ist es wohl möglich, das Bekenntniß von zwei Willen und zwei Wirkungsweisen deutlicher, klarer und bestimmter anszusprechen, als hier geschieht? Von dem zweiten Briefe des Honorius an Sergius sagt der gelehrte Cardinal Bellarmin „haec confessio *catholicissima* est, et Monothelitarum haeresin *penitus destruens.* — Es ist ja sonnenklar, daß Honorius nur Ausdrücke hinweggeschafft wissen wollte, welcher verkehrte Köpfe sich bedienen könnten, um ihre Irrthümer darauf zu stützen; auf den Ausdruck: Ein Wille, die Monophysiten (wie auch wirklich geschehen ist) auf jenen:

22. Aber Sophronius hatte so wenig dem Sergius versprochen, über die von demselben aufgeworfene Frage zu schweigen, daß er jetzt, nachdem

zwei Willen, die Nestorianer. Aber die wahre, reine Lehre hat Honorius aufrecht erhalten, sie auf das neue bekannt und bekräftiget, nur einstweilen gewisse Ausdrücke so lange beseitigen wollen, bis das giftige Miasma, das jetzt unter verschiedenen Lehrern der morgenländischen Kirche zu herrschen schien, sich verflüchtigt und die Luft sich wieder gereiniget haben würde. Hat Honorius in Beurtheilung der Lage der morgenländischen Kirche, so wie auch gewisser Personen und ihrer geheimen Tendenzen sich geirret; so war dieß eine Folge der Täuschung, in welcher Sergius ihn zu erhalten wußte; welche Täuschung dann wohl, wenn man die Sache ja recht scharf nehmen will, vielleicht als die Folge eines Mangels an Aufmerksamkeit und Vorsicht betrachtet werden könnte. Sollte nun Honorius wirklich in diesen Fehler gefallen seyn; so hat er doch nicht gefehlt als Pabst, als das von Christo gewählte und berufene reinste und höchste Organ der Wahrheit und heiliger Lehre, denn diese hat er ja laut bekannt, deutlich und bestimmt erklärt und in ihrer vollkommenen Reinheit und Klarheit erhalten; blos als Mensch wäre er in eine, der menschlichen Natur anklebende Schwachheit gefallen: ein Ereigniß, welches allen Päbsten begegnen kann, weil sie auch auf dem päbstlichen Throne nicht aufhören, Menschen zu seyn; wie sie dieß auch selbst laut bekennen, indem sie, wie wir schon bemerkt haben, gleich andern Menschen das Bedürfniß fühlen, Beichtväter zu haben, solche sich auch wählen und durch öftern Gebrauch des Sacraments der Beicht sich von ihren menschlichen Schwachheiten und Mängeln zu reinigen suchen. Kurz, die ganze Geschichte des Honorius, man wende und drehe sie auch, wie man nur immer möge, und untersuche sie mit dem am schärfsten und feinsten geschliffenen Augenglas; so wird man doch nie das Mindeste darin finden, was auch nur den Schatten eines Beweises gegen das Dogma der Unfehlbarkeit des Pabstes in Glaubenssachen abgeben könnte.

er von dem Inhalt des päbstlichen Schreibens Kunde erhalten hatte, nur noch lauter, nur noch mit größerm Ernst und Eifer, als vorher, sprach. In der Niederlage heiliger Ueberlieferungen forschte er nun Tag und Nacht, und sammelte in systematischer Ordnung über sechs hundert Stellen der Väter, welche über die in strittiger Frage liegende Materie gar nichts mehr zu wünschen übrig ließen. Aber diese trefliche, von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit zeugende Schrift vermehrte nur noch das Uebel; sie war gleichsam ein Oel, das Sophronius in das, schon an allen Orten und Enden brennende Feuer goß; denn die Gemüther der Gegner wurden dadurch auf das höchste erbittert und Sophronius und die Vertheidiger der rechten Lehre der Gegenstand ihrer giftigsten und schändlichsten Verläumdungen.

23. Als Sophronius sah, daß die *neue* Pest immer weiter und furchtbarer in den Kirchen um sich griff, sann er auf Mittel, den Pabst nicht mehr durch Briefe, sondern durch mündlichen, in jedes Detail eingehenden, das boshafte Gewebe Orthodoxie heuchelnder Irrlehrer in allen seinen Fäden auflösenden Bericht, über die wahre Lage der Dinge im Orient aufzuklären; Sophronius wollte, daß nicht mehr schüchtern und zurückhaltend, sondern kühn und unerschrocken, wie die Gefahr es erfoderte, die Stimme der Wahrheit sich jetzt in Rom selbst vor dem Oberhaupte der Kirche sollte hören lassen.

24. Unter dem Vorwandt also, seine Erhebung auf den Patriarchen-Stuhl von Jerusalem dem Pabste kund zu thun, ernannte Sophronius den Stephanus, Bischof von Dora, zu seinem Legaten nach Rom. Aber bevor derselbe abreiste, gab er ihm in Beziehung auf die gegenwärtigen, gefähr-

lichen Neuerungen in der Lehre geheime Aufträge, führte ihn dann auf den Berg Calvariä, und nahm an dieser heiligen Stätte unter folgenden Worten von ihm Abschied: „Dem, der hier gekreuziget ward, „und kommen wird, zu richten die Lebendigen und „die Todten, wirst du einst eine furchtbare Rechen„schaft abzulegen haben, wenn Du gleichgültig bei „den Gefahren, die dem wahren Glauben drohen, „dich deines Auftrages nicht erledigest, wie das In„teresse unserer heiligen Religion es dir gebietet. „Thue also, was ich zu thun nicht vermag. Eile „von Jerusalem, von der Grenze des Reiches nach „Rom zu dem apostolischen Stuhl, der die Grund„feste aller Wahrheit ist; mache die dort lebenden „heiligen Männer mit dem bekannt, was hier ge„trieben wird, und verfolge sie so lange mit Bit„ten, bis sie in einem Concilium die neue Lehre „untersuchen, genau prüfen und nach den Vorschrif„ten der Canons verdammen.“ — Stephanus, geschreckt durch diese hehren Worte seines Patriarchen, und ohnehin schon von verschiedenen rechtgläubigen Bischöfen des Orients mit Bitten bestürmt, reiste auf der Stelle von Jerusalem ab. Aber die Monotheliten erhielten Kunde von dem geheimen Zweck seiner Sendung, schickten ihm Bewaffnete nach, die ihn einholen sollten, verlegten ihm alle Wege, und gaben überall Befehl, sich der Person des Stephanus, wo möglich, zu bemächtigen, und in Ketten und unter guter Bedeckung ihn wieder zurückführen zu lassen. Allen diesen Gefahren entging jedoch glücklich der Bischof von Dora; aber die Zeit seiner Reise ward dadurch ungemein verlängert und er kam erst nach dem Tode des Pabstes in Rom an.

25. Dem Pabste Honorius in die Ewigkeit vorangegangen war indessen der heilige Sophronius

selbst. Tiefer Kummer über die Unfälle, welche die Kirche bedroheten und über das Reich hereinbrachen, hatte wahrscheinlich seine Tage verkürzt. Bevor er starb, ward ihm noch die schwere Prüfung, Zeuge seyn zu müssen des Greuls, der über die heilige Stadt Jerusalem kam; die jetzt nach einer beinahe zweijährigen Belagerung (636) den Muselmännern in die Hände fiel *).

26. Außer dem Synodal-Schreiben, welches Sophronius, nach seiner Erhebung auf den Patriarchenstuhl, erließ, sind auch noch vier seiner Homilien auf uns gekommen, als: von der Geburt Jesu — zur Ehre der heiligen Engel; in welcher Rede Sophronius sehr umständlich der uralten Lehre der Kirche erwähnt, daß nämlich jeder Mensch seinen Schutzengel habe. — Ueber die Auferstehung und Kreuz-Erhöhung, und endlich von der Andacht zum Kreuze Jesu und den Abtödtungen des Fleisches während der kirchlichen Fastenzeit. Die gelehrte Sammlung von sechshundert, systematisch geordneten Stel-

*) Da der Faden der so interessanten Geschichte des langen und in den 6 letzten Jahren so ungemein thatenreichen römisch-persischen Krieges nicht wohl abgebrochen werden durfte; und dann gleich darauf die, in anderer Rücksicht, nicht minder merkwürdige, obgleich höchst widerliche und sogar nicht selten ekelhafte Geschichte des Monothelismus eben so wenig eine Unterbrechung gestattete; so sahen wir uns gezwungen, die Erscheinung Mohameds und seiner Lehre in den folgenden Band zu ordnen; wo wir dann gleich im Eingange desselben unsere Leser nach der ungeheuern arabischen Halbinsel führen, und sie mit dem Lande bekannt machen werden, wo Mohameds Wiege stand, und das nachher auch der weite Schauplatz seiner Schwärmereien und schwärmerischen Thaten ward.

len aus den Vätern zum Beweise der beiden Willen in Christo, ist leider verloren gegangen. Noch verschiedene andere Schriften, welche man ebenfalls dem heiligen Sophronius zuschreibt, wovon jedoch nicht mit Bestimmtheit behauptet werden kann, daß sie wirklich diesem Heiligen zugehören, findet man in der Bibliothek der Väter; unter andern auch ein Gedicht des Sophronius an den heiligen Greis Simeon, als er das lange ersehnte Heil der Völker, das Kind Jesu, in seinen Armen hielt. — Der scharfsinnige Photius sagt von den Schriften des Sophronius, daß man darin einer Menge ganz ungewöhnlicher Ausdrücke begegne, und daß Sophronius, einen Gegenstand oft plötzlich abbrechend, zu schnell und unvorbereitet zu einem andern Gegenstand übergehe; „aber aus allen“ fügt Photius hinzu „wehet dem Leser ein Geist wahrer Frömmigkeit entgegen, und man muß die tiefe und gründliche Erkenntniß bewundern, welche Sophronius in der Entwickelung, wie in den Beweisen aller Hauptlehren der christlichen Religion in seinen dogmatischen Schriften überall beurkundet.“ (Ceill. Hist. des Aut. ecc. T. 17. ch. 28.

27. Nach beinahe dreizehnjähriger Verwaltung der Kirche des Sohnes Gottes starb Pabst Honorius am 12ten October des Jahres 638. Möge man auch das allzugroße Zutrauen dieses Pabstes gegen Männer, deren gleisnerische Larve freilich ein Leo oder Gregor der Große würden durchschaut haben, nicht ohne Grund und selbst mit ziemlicher Strenge zu tadeln sich berechtigt fühlen; so wird man doch gewiß auch auf der andern Seite nicht leugnen können, daß eine Menge großer, eines Oberhauptes der Kirche würdiger Handlungen das Pontificat des Honorius stets in ehrenvollem Andenken in der Kirche erhalten müssen. Unermüdet in Erfüllung aller Pflichten sei-

nes hohen und heiligen Berufes, stand er der Kirche des Sohnes Gottes mit Kraft und Weisheit vor. Stets wachsam über der Aufrechthaltung des, dem Stuhle des Apostelfürsten gebührenden Ansehens, zwang er die, in ihrem Gehorsam gegen diesen Stuhl schwankenden Metropolitanbischöfe von Nicopolis und Cagliari, in Rom zu erscheinen, und sich seinem Ausspruch zu unterwerfen, ließ den Statthalter von Sardinien, welcher die Privilegien der römischen Kirche verletzt hatte, durch den Präfektus Prätorio von Italien gebührend bestrafen, vereinigte die, seit siebzig Jahren, wegen des Streites über die drei Kapitel im Schisma begriffenen Kirchen von Aquileja und Istrien wieder mit der römischen Kirche; errichtete zu Ehren der heiligen Apostel Andreas und Bartholomäus in seinem Hause in Rom ein Kloster, wies demselben zu seinem Unterhalt beträchtliche Ländereien an, sorgte mit väterlicher Milde für alle Armen und Nothleidenden, erbauete eine Menge Kirchen und Kapellen, ließ alle, die zerfallen oder beschädigt waren, wieder ausbessern und schmückte die Einen wie die Andern mit Tempelgaben, deren Gewicht sich auf mehr als dreitausend Pfund Silbers belief. In drei Ordinationen weihete er 81 Bischöfe, 31 Priester und 12 Diacone. Begraben ward Honorius in der St. Peterskirche, und die Grabschrift, welche man ihm setzte, so wie die verschiedenen Inschriften, welche nachher auf ihn verfertigt wurden, beweisen der Römer Liebe und hohe Verehrung gegen diesen Pabst.

XXIII.

1. Beinahe 18 Monate blieb nach Honorius Tod der römische Stuhl unbesetzt, und erst am 29sten

Mai des Jahres 640 ward Severinus, ein geborner Römer, zum Bischofe von Rom consecrirt. Zwar hatten die Geistlichkeit und das Volk ihn bald nach dem Hinscheiden seines Vorfahrers schon gewählt; aber die kaiserliche Bestätigung dieser Wahl verzögerte sich von einer Zeit zur andern, und obgleich man die Ursachen dieser langen Zögerung nicht mit Gewißheit angeben kann; so läßt sich doch mit Grund vermuthen, daß höchst wahrscheinlich die Monothelitische Parthei in Constantinopel dieselbe herbeigeführt haben wird.

2. In dieser Zwischenzeit, nämlich von dem Tode des Honorius bis zu der Erhebung des Severinus ward einstweilen die Lateranische Kirche, und zwar mit Beibehaltung aller dazu nöthigen gerichtlichen Formen ganz methodisch, rein ausgeplündert. Nach damaliger Sitte wurden die einer Kirche gehörigen Schätze in der, aus mehrern Gemächern bestehenden Sacristei aufbewahrt. Mauritius, kaiserlicher Chartularius, oder Aufseher über die Archive, ein Mann, dem sein Amt großes Ansehen gab, und welchem, wie es scheint, nach einem Theil der Beute gelüstete, verbreitete im Geheim unter den in Rom liegenden Soldaten das Gerücht, daß der verstorbene Pabst, um große Schätze im Lateran aufzuhäufen, ihnen das, vom Kaiser den römischen Soldaten bestimmte Geld vorenthalten hätte. Mehr als eines solchen vagen, wahrhaft tauben und sinnlosen Gerüchts bedurfte es nicht, um die ohnehin schlecht und unrichtig bezahlten Soldaten sogleich in Harnisch zu setzen; tumultuarisch rotteten sie sich zusammen, erschienen bewaffnet vor der Lateranischen Kirche, und machten einen Versuch, mit Gewalt in dieselbe einzudringen. Aber diejenigen, welche sich bei dem, zwar zum Pabste gewählten, jedoch von dem Kaiser

noch nicht bestätigten Severinus befanden, leisteten muthigen Widerstand, zeigten eine solche Entschlossenheit, daß die Soldaten zwar von ihrem frevelhaften Beginnen abstanden, aber demungeachtet nicht in ihre Quartiere zurückkehrten, sondern drei Tage lang in den Straßen um die Kirche herum sich lagerten.

3. Unter dem Vorwande, jeder Unordnung zu steuern und die Ruhe wieder herzustellen, erschien endlich Mauritius, in Begleitung mehrerer Gerichtspersonen, vor der Kirche, ward auf sein Begehren eingelassen, legte sogleich die Sakristei, die Schatz- und Kleider-Kammer unter kaiserliches Siegel, versicherte hierauf die Soldaten, daß die Sache würde untersucht werden, gebot ihnen daher, einstweilen nur ruhig nach Hause zu gehen, ließ aber doch, um, *wie er sagte*, künftigen Unruhen vorzubeugen, *eine bedeutende* Wache an der Kirche. Der Zweck war jetzt erreicht; denn es konnte nun nicht nur mit aller Bequemlichkeit, sondern, weil unter dem Schein rechtlichen Verfahrens, auch sogar mit einer Art von Würde, so viel gestohlen und geraubt werden, als es den Herrn Commissarien nur immer belieben würde. Der Chartularius säumte daher nicht, über den Vorgang an Isacius, Exarchen in Ravenna unverzüglich zu berichten, und bemerkte zugleich in seinem Berichte, daß man nunmehr, ohne das mindeste Aufsehen zu erregen, sich aller Schätze des Laterans bemächtigen könnte.

4. Hoch erfreut über eine so willkommene Nachricht, eilte Isacius selbst von Ravenna nach Rom. Um alle Hindernisse, die sich allenfalls seinem frommen Vorhaben entgegen setzen könnten, völlig zu beseitigen, fing Isacius damit an, daß er die

vornehmsten und würdigsten Männer der römischen Geistlichkeit, unter allerlei Vorwand, nach verschiedenen, von Rom ziemlich entlegenen Städten des Exarchats verbannte. Sobald diese abgereist waren, zog er selbst in dem Lateranischen Pallaste ein. Sein Aufenthalt in diesem herrlichen Gebäude war jedoch nicht von langer Dauer; nur 8 Tage weilte er darin, ließ aber binnen dieser Zeit alles baare Gold und Silber, alle goldene und silberne Gefäße, die prächtigsten und kostbarsten Gewänder, kurz alles, was die Frömmigkeit mehrerer christlichen Kaiser und so vieler andern Großen und Edeln des Reiches, im Laufe einiger Jahrhunderte in dieser Kirche niedergelegt hatte, sorgfältig zusammenpacken und nach und nach, stets unter einer hinreichenden Bedeckung, nach Ravenna transportiren. Sobald Isacius mit Aufräumen fertig war, verließ er Rom ganz in der Stille, sandte von Ravenna aus den größten Theil der gemachten Beute an den Kaiser nach Constantinopel und gewann dadurch im hohen Grade die Gunst desjenigen, dessen heiligste Pflicht es gewesen wäre, den gottesschänderischen Kirchenräuber, zum warnenden Beispiel aller Frevler dieser Art, auf das strengste zu bestrafen.

5. Der Tod des Pabstes Honorius erleichterte den Monotheliten ihren vorübergehenden Triumph. Der an Geist und Wissenschaft ihnen weit überlegene Sophronius war, wie der Leser weiß, ohnehin schon aus ihrer Mitte geschieden; und da ein Todter sich nicht mehr zu rechtfertigen vermag; so konnten sie des Honorius Brief an Sergius nun auch deuten, wie sie wollten, vielleicht, wie wirklich nachher behauptet ward, sogar verfälschen. — Gleich in den ersten Monaten des Jahres 639 erschien also jetzt

ein kaiserliches Edikt, Eklesis *) genannt, in welchem Heraklius — (wahrscheinlich aus kaiserlicher Machtvollkommenheit) — den monothelitischen Lehrsatz von „nur Einem Willen in Christo“ zur nunmehr allgemein bildenden Glaubensnorm erhob. Da der Irrthum nie leichtern Eingang findet, als wenn ihm einige Wahrheiten beigemischt werden; so erschien auch in der Eklesis der monothelitische Wahn in dem Gefolge einiger wahrer, ächt katholischer Grundlehren. Sehr bemerkenswerth und auffallend ist indessen schon die Aufschrift dieses kaiserlichen Edikts; sie lautet also: „Erklärung des reinen und wahren Glaubens, entworfen von dem gottseligsten Herrn und mächtigen Fürsten Heraklius, veranlaßt durch einen, wegen des Willens in Christo, entstandenen Streites, und von den Bischöfen der patriarchalischen Stühle als eine Erklärung gutgeheißen und angenommen, welche in allen Stücken mit den fünf heiligen, allgemeinen Concilien übereinstimmt, und welcher jene Bischöfe um so williger beitraten, als auch dadurch in den Kirchen Gottes der Friede erhalten wird.“ — Nach dieser Einleitung beginnt die Eklesis mit einer Erklärung der Lehre von der allerheiligsten Dreifaltigkeit, welche vollkommen orthodox ist; spricht dann eben so rechtgläubig auch von dem hochheiligen Geheimniß der Menschwerdung, und läßt hierauf das allgemeine Verbot folgen: „daß es Niemand gestattet seyn soll, von einer oder zwei Wirkungsweisen in Christo zu sprechen oder zu lehren; vielmehr soll, den heiligen allgemeinen Concilien gemäß, gelehrt werden: daß Jesus Christus, wahrer Gott und

*) Eklesis, ein griechisches Wort, heißt Auslegung, Erklärung, Entwickelung.

eingeborner Sohn, Einer und Derselbe; Göttliches und Menschliches auf ungetheilte Weise wirke; denn die Lehre von einer Wirkungsweise, obgleich von einigen Vätern ausgesprochen, errege Unruhen, weil man glaube, daß dadurch die zwei Naturen in Christo aufgehoben würden. Aber eben so gereiche auch die Lehre von zwei Wirkungsweisen, ohnehin von keinem der heiligen Väter ausgesprochen, wieder Andern zum Aergerniß, weil aus derselben die Folgerung hervorgehe, daß wir zwei entgegengesetzte Willensäußerungen annehmen müßten, gleichsam als wenn der göttliche Wille die Erfüllung der Leiden verlangt, der menschliche aber diesem widerstrebt habe: *) eine gottlose, unchristliche

*) Fürwahr, eine sonderbare Logik! also wenn man zwei Willen in Christo annimmt, muß man auch eo ipso zwei einander entgegengesetzte, einander widerstrebende Willen annehmen! Aber warum sollten dann diese beiden Willen, ohne Eines zu seyn, dennoch nicht vollkommen mit einander Einig seyn können? Ist nicht der Wille jedes Heiligen stets vollkommen mit dem Willen Gottes einig; nimmt er, bei zunehmender Heiligkeit, diesen Willen Gottes nicht nach und nach so vollkommen in sich auf, daß er endlich gar nichts mehr wollen kann, was nicht auch Gott will, und besteht nicht in dieser völligen Einigung des Willens mit dem Willen Gottes grade der distinktive Charakter höherer und wahrer Heiligkeit? Daß der rein menschliche Wille, vermöge der, der menschlichen Natur inhärirenden, ihr angebornen Furcht vor Leiden und Tod, die Leiden als Leiden nicht will und nicht wollen kann, dieß ist sehr begreiflich; daher betete auch der, im Todeskampf begriffene, Mensch gewordene Sohn Gottes zu seinem himmlischen Vater: „Abba, mein Vater, Dir sind alle Dinge möglich; „Ist's möglich, so gehe dieser Kelch vor mir „vorüber!“ Aber deßwegen widerstrebte hierin in Christo doch nicht der menschliche Wille dem Göttlichen; denn er fügte sogleich hinzu: „doch nicht wie Ich

Lehre, welche zwei Personen annimmt, wovon jede einen, der Andern entgegenstreitenden Willen hat. Wir müssen daher wie überhaupt in Allem, auch darin den heiligen Vätern folgen, daß wir Einen Willen in Jesu bekennen, und glauben, daß sein Leib, von einer vernünftigen Seele belebt, nie getheilt und von sich selbst eine, dem Geiste des mit dem Leibe hypostatisch vereinten Wortes, entgegen gesetzte, zuwiderlaufende Wirkung hervorgebracht habe." — Dieß des Kaisers Heraklius berüchtigte Ekthesis, welche unter dem Scheine der Unbefangenheit und der Liebe zum Frieden in den Kirchen, eine wahre Lehre unterdrückt, und die Ketzerei der Monotheliten deutlich und förmlich ausspricht.

6. Der wahre Verfasser der Ekthesis war anfänglich unbekannt. Gerüchte und Vermuthungen kamen zwar in Umlauf; da man aber *nichts* mit Gewißheit sagen konnte, so ward die saubere Glaubenserklärung einstweilen der hohen theologischen

---

will, sondern wie Du." — Vermöge der Schwachheit der menschlichen Natur, die Jesus aus Liebe zu uns angenommen hatte, und weil er vollkommen Mensch war, und wie Wir, in Allem versucht ward, jedoch nur bis auf die Sünde, konnte sein rein menschlicher Wille, an und für sich allein, Leiden und schmerzhaften Tod nicht wollen; da er aber diesen menschlichen Willen dem Göttlichen völlig subordinirte, innigst mit ihm vereinte; so war es eine Folge dieser Heiligung seines menschlichen Willens, daß dieser nun auch das wollte, was der göttliche Wille verlangte; und so ging Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch, aus freiwilligem Gehorsam in Leiden und Tod, und zwar in den schmerzhaften Tod am Kreuzbalken. — Welch' eine erhabene, göttliche, das verlorne Ebenbild Gottes in der menschlichen Natur wieder herstellende Lehre!

Weisheit des Kaisers zugeschrieben. Sie ist, wie man sieht, ganz in dem arglistigen Sinne und unlautern Geiste des Briefes des Sergius an Honorius geschrieben: ein künstlich trügerisches Gewebe von ganzen und halben Wahrheiten, offenbaren Unwahrheiten, einigen wahren kirchlichen Lehren und wieder groben ketzerischen Irrthümern, alles bunt unter einander gewürfelt und in der geheuchelten Sprache partheiloser Friedensliebe, strenger Orthodoxie und zärtlicher Sorgfalt für ängstliche Gemüther. Schon die Aufschrift oder Einleitung enthält eine grobe Lüge. Es wird darin gesagt, daß diese Glaubenserklärung des Kaisers von den Bischöfen der Patriarchalstühle mit Beifall sey aufgenommen worden. Aber wo und wer sind diese Bischöfe? Pabst Honorius war schon todt, als die Ekthesis erschien. Wer verbürgt es uns, daß er allenfalls noch vor seinem Tode den Entwurf derselben erhalten, und wenn er ihn erhalten und gelesen, auch das ganze Machwerk gut geheißen hat? Was den Patriarchen von Constantinopel betrifft; so geizte derselbe gar nicht nach der Ehre, öffentlich als der Verfasser der Ekthesis genannt zu werden, und gab derselben erst, nachdem sie erschienen war, in einem von ihm gehaltenen Conciliabulum, unter einem Strom von Lobeserhebungen auf die Weisheit und Frömmigkeit des Kaisers, seine förmliche Zustimmung. Endlich erhellt auch aus einem Schreiben des Patriarchen von Alexandrien, des Cyrus nämlich, an den Sergius, daß Jenem die Glaubenserklärung nicht früher, als erst nach dem, von Sergius in Constantinopel gehaltenen Conventikel gesandt ward; und die schmeichlerischen Lobeserhebungen, die er der Weisheit ihres Verfassers ertheilt, geben deutlich zu erkennen, daß der Inhalt derselben ihm ganz neu und, wie er sich ausdrückte, eine ungemein erfreuliche Erscheinung

für ihn war. — Die eigentliche Aufschrift der Ekthesis ist also: Lug und Trug; und dieses; von ihrem Verfasser wahrhaftig sehr passend gewählte Motto verkündet demnach Jedem schon die Nähe des unsaubern Geistes, der aus derselben hervorgeht. Um, unter der Larve der Rechtgläubigkeit, fromme aber unverständige Seelen zu bethören, schickt er über Grundwahrheiten unsers heiligen Glaubens zwei Erklärungen voraus, welche vollkommen im Sinne der Kirche und der fünf heiligen oecumenischen Concilien sind. Hierauf läßt er mit anscheinender Unbefangenheit ein allgemeines Verbot folgen, weder von Einem, noch zwei Willen zu sprechen; empfiehlt aber verdeckter und indirekter Weise die irrige Lehre von Einem Willen, indem er aus jener von zwei Willen eine durchaus falsche Folgerung herleitet, welche aus eben dieser, an sich *wahren*, *ächtkatholischen* Lehre eine der größten und *gottlosesten* Ungereimtheiten machen müßte. In offenbarem Widerspruch mit dem so eben erlassenen unbedingten Verbot, spricht er endlich die Lehre von Einem Willen als die einzig wahre, allgemein zu befolgende, und überall vorzutragende Lehre aus, und setzt dann diesen ketzerischen Wahn, um unter der Hülle der Rechtgläubigkeit ihn desto leichter einzuschwärzen, sogleich wieder mit einer heiligen, gar nicht zu bezweifelnden Wahrheit in anscheinende, obgleich an sich durchaus unnatürliche Verbindung. — Dem Wesen wie der Form nach ist die Ekthesis des Heraklius, für alle Häretiker und Neurer, ein beinahe nicht zu übertreffendes Muster eines, nichts als Rechtgläubigkeit heuchelnden, aber durch Scheinwahrheiten und falsche Begriffe die Köpfe verwirrenden, dabei zahllosen Exceptionen und Deutungen offen stehenden heimtückisch lauernden ketzerischen Glaubensbekenntnisses.

7. Sobald die Ekthesis erschienen war, versammelte Sergius die am Hoflager anwesenden, ihm zu Gebote stehenden Bischöfe zu einem Concilium, ließ die kaiserliche Glaubenserklärung durch Stephanus, Priester und Archivar der Kirche von Constantinopel, vorlesen, und fragte dann die Versammlung um ihre Meinung. Nie waren die Stimmen weniger getheilt, als jetzt. Die von Hofluft aufgeblähten Bischöfe erschöpften sich in Lobeserhebungen auf das große Werk des weisen, gelehrten und gottseligen Kaisers; der Eine nannte es die wahre und ächte Lehre der Apostel und heiligen Väter; ein Anderer sagte, es sey der erste und festeste Grundpfeiler des wahren christlichen Glaubens; ein Dritter articulirte wieder etwas Anderes von ähnlicher Art; und als endlich alle Floskeln, Formen und Wendungen der Schmeichelei und eines knechtischen Hofsinnes verbraucht waren, ward die Ekthesis von dem Concilium feierlich sanktionirt, und mit Excommunication und Entsetzung seiner Würde jeder Bischof, Priester und Diacon bedrohet, welcher derselben nicht beipflichten, oder der Lehre von zwei Willen in Christo in Zukunft mündlich oder schriftlich erwähnen würde *).

8. Die Ekthesis des Kaisers Heraklius ward nachher, wie wir bald sehen werden, von der Kirche verworfen, und zwar nicht nur, weil sie eine ver-

*) Von diesem, von Sergius in Constantinopel gehaltenen Concilium sagt der heilige Maximus in seinem Gespräche mit Pyrrhus: „Subit me admiratio, quomodo Synodum voces, quae non est habita, ut leges et canones Synodici et jura ecclesiastica jubent. — — — — — — — — — — — — — Quis igitur particeps rationis Synodum velit appellare, quae scandalis et discordiis cunctum orbem replevit?“

deckte, die Grundwahrheiten unserer heiligen Religion untergrabende Ketzerei enthielt, sondern auch deßwegen verworfen, weil sie ein Ausfluß weltlicher Hoheit war, die sich erkühnte, sogar in Glaubenssachen, mithin auch da zu entscheiden, wo blos blinder Gehorsam und demüthige Unterwerfung ihr geziemen.

9. Seinen unseligen Triumph überlebte Sergius nicht lange. Er starb noch in dem nämlichen Jahre (639). — Dreißig Jahre hatte er auf dem Patriarchenstuhl von Constantinopel gesessen; und abgerufen ward er jetzt, um über seine langjährige Verwaltung eine schwere Rechenschaft vor jenem Richter abzulegen, dessen Ausspruch, fest und unwiderruflich, über eine ganze Ewigkeit entscheidet.

10. Dem Sergius folgte auf dem Stuhle von Constantinopel Pyrrhus, Priester und Mönch von Chrysopolis nahe bei Chalcedon. Er besaß im höchsten Grade die Gunst des Kaisers, denn er hatte dessen Schwester aus der Taufe gehoben, daher auch Heraklius ihn bisweilen seinen Bruder nannte. Gleich seinem Vorgänger im bischöflichen Amte, war auch Pyrrhus ein Monothelit. In aller Eile, und ohne irgend eine der vorgeschriebenen Formen zu beobachten, versammelte er also ebenfalls ein Concilium, unterzeichnete die kaiserliche Glaubenserklärung, und ließ sie auf das neue von den wenigen, auf diesem After-Concilium figurirenden Bischöfen bestätigen.

11. Auch Cyrus von Alexandrien verschwand jetzt aus der Kirche. Das Oberhaupt der neuen Sekte, das auch ihn verführet hatte, überlebte er nur um einige Monate, und starb schon im folgenden Jahre 640. *)

*) Kurz bevor er starb, war er in die größte Ungnade des Kaisers gefallen. Des Cyrus unruhige und rän-

12. Weder Sergius noch Pyrrhus mögen sehr geeilet haben, des Heraklius Glaubenserklärung nach Rom zu senden; wahrscheinlich schickte sie der Kaiser dem Exarchen Isacius, und noch wahrscheinlicher war Pabst Severinus schon gestorben, als sie in der Stadt der Apostel ankam. Gewiß und zuverläßig ist es indessen, daß Severinus sie weder angenommen noch

kevolle Gemüthsart erlaubte demselben nicht, seine ohnehin nie gehörig geordnete Thätigkeit blos auf kirchliche Angelegenheiten zu beschränken. Auch in weltliche, vorzüglich politische Angelegenheiten wollte er sich mischen, knüpfte, ohne Vorwissen des Kaisers geheime Unterhandlungen mit den Saracenen an, handelte dabei weder mit Würde noch Verstand, und beschleunigte nur dadurch den für das Reich so schmerzhaften Verlust von ganz Aegypten. Oeffentlich überhäufte ihn der Kaiser mit den bittersten Vorwürfen, nannte ihn einen Heiden und Landesverräther und ließ ihn durch den Präfekten in Constantinopel in Verhaft nehmen. Seine Entsetzung und ewige Verbannung lagen schon fest in dem Entschluß des Kaisers. Aber der Zorn des Heraklius wich dessen dringendem Bedürfniß eines schlauen und arglistigen Unterhändlers bei den Saracenen. Mit einer geheimen Mission von dem Kaiser beauftragt, reiste er also von Constantinopel in das Lager der Saracenen vor Alexandrien, fand allda blos Verachtung und Geringschätzung, richtete demnach abermals Nichts aus, und starb bald darauf, ohne wahrscheinlich sich sagen zu können, warum und zu welchem Zwecke er gelebt habe. — — Welch' ein aberwitziger Kopf dieser Monotheletische Bischof war, beweiset unter Andern auch der tolle Vorschlag, den er dem Kaiser Heraklius machte. Um nämlich einen ehrenvollen Frieden von den Saracenen zu erhalten, gab Cyrus den Rath, deu Califen Omar zum Christen zu machen; dieses, meinte er, sey ein Leichtes, denn Heraklius dürfte demselben nur seine Tochter zur Gemahlin geben!!! — Unstreitig sind Narren auch Leute, wie andere Leute; aber es sind närrische Leute, daher man sie auch nie zu Bischöfen machen sollte.

gutgeheissen hat. Dieser gottesfürchtige Pabst stand der allgemeinen Kirche nur zwei Monate und vier Tage vor; aber seine ungeschminkte Frömmigkeit, seine Demuth, Leutseligkeit, zarte Sorgfalt für die Armen, im Verein mit jeder andern, einen wahren Heiligen schmückenden Tugend, machten ihn zu einer Zierde des römischen Stuhles, und in dem allgemeinen, wohl gegründeten Rufe der Heiligkeit starb er am 2ten August des Jahres 640. Während der kurzen Zeit seines Pontificates weihete er nur vier Bischöfe, und fand, als er todt war, in der S. Peterskirche seine Ruhestäte.

XXIV.

1. Vier Monate und neun und zwanzig Tage nach dem Tode des Severinus bestieg, am letzten Tage des Dezembers 640, Johannes IV. den päbstlichen Stuhl. Er war aus Dalmatien gebürtig, und der Sohn eines Rechtsgelehrten, Namens Venantius. Auch dieses Pontificat war von kurzer Dauer. Nur ein Jahr und 9 Monate saß dieser fromme, geistvolle und mit Wissenschaft geschmückte Pabst auf dem Stuhle des heiligen Petrus; und sein, leider allzufrüher Tod war Ursache, daß er nur Weniges von dem ausführen konnte, was seine große Seele zum Besten der Kirche und zum Heil der ganzen Christenheit entworfen hatte.

2. In der Zwischenzeit, nämlich von der Wahl des Johannes bis zu dessen Consecration, beantwortete die römische Geistlichkeit einen Brief der irländischen Bischöfe an Severinus, welcher aber erst nach dem Tode dieses Pabstes in Rom angekommen war.

Aus den Unterschriften dieses Antwortschreibens lernen wir diejenigen kennen, welche damals bei Erledigung des römischen Stuhles ein vorherrschendes Ansehen genossen und einstweilen an der Spitze der Geschäfte standen. Das Schreiben der römischen Geistlichkeit war unterzeichnet von Hilarius, Erzpriester und Statthalter des römischen Stuhles, von Johannes Erzdiacon, ferner von dem Primicerius, welcher ebenfalls Johannes hieß und Stellvertreter des heiligen Stuhles war, und endlich noch von einem dritten Johannes unter dem Titel eines geistlichen Rathes. Diesem zufolge waren es also die Chefs der drei Ordnungen der Geistlichkeit, nämlich der Erzpriester, Erzdiacon und der Primicerius für die niedere Clerisei, welche, so lange der Kirche ihr sichtbares Oberhaupt fehlte, mit der interimistischen Verwaltung des Kirchenregiments beauftragt waren. Außer diesem hat das römische Antwortschreiben nichts Merkwürdiges, es sey denn, daß man allenfalls die steife, unbiegsame Anhänglichkeit der Irländer an ihre, von dem Brauche der römischen Kirche abweichende Osterfeier, und das damals in Irland an einigen Orten, gespürte Aufzucken des Halb-Pelagianismus für etwas Merkwürdiges halten wollte.

3. Sobald Johannes IV. das Kirchenregiment übernommen hatte, versammelte er sogleich ein sehr zahlreiches Concilium in Rom. Die Akten dieser römischen Synode sind verloren gegangen, und wir wissen blos, daß auf derselben die Ekthesis des Kaisers Heraklius einstimmig verworfen, der Monothelismus für eine Ketzerei erklärt, demnach verdammt und mit dem Anathema belegt, und das Verdammungsurtheil an den Kaiser und den Patriarchen von Constantinopel, so wie an alle übrige Hauptkirchen des Orients und Abendlandes gesandt ward.

4. Hat des Kaisers ärgerliches und heilloses Einmischen in Angelegenheiten des Glaubens und der Kirche bisher unsern gerechten Unwillen erregt; so verdienen auch jetzt die Erhabenheit und christliche Demuth, mit welcher er sich dem Ausspruche der Kirche unterwarf, unsere Bewunderung und größten Lobsprüche. Blos von seinem Patriarchen Sergius war der Kaiser Heraklius getäuscht worden. Diese Täuschung dauerte, so lange Rom schwieg, verschwand aber plötzlich, sobald Rom gesprochen hatte. Es erschien eine kaiserliche Erklärung, durch welche das, unter dem Namen: Glaubenserklärung bekannt gemachte Edikt, weil von Rom verdammt, wieder zurückgenommen ward. Eigenhändig schrieb der Kaiser an den Pabst: „die Ekthesis ist nicht von mir; ich habe weder sie zu verfertigen befohlen, und noch viel weniger ihren Inhalt angegeben. Fünf Jahre, bevor ich von meinen persischen Feldzügen zurückkam, hatte sie der Patriarch Sergius schon verfertiget, und bei meiner Ankunft in Constantinopel mich gebeten, sie unter meinem Namen öffentlich bekannt zu machen. Ich glaubte, seiner Bitte willfahren zu müssen. Da ich aber nun sehe, daß sie der Kirche ein Aergerniß ist; so erkläre ich unter den Augen des ganzen christlichen Erdkreises, daß ich nicht ihr Verfasser bin.“ rc. rc. Der wahre Verfasser und Urheber alles Scandals war nun bekannt; und von jetzt an ward die Ekthesis blos dem Sergius zugeschrieben. — Zu wünschen wäre es freilich gewesen, daß Heraklius dieser Erklärung auch ein, mit der Lehre der Kirche übereinstimmendes Glaubensbekenntniß beigefügt hätte. Aber demungeachtet muß man doch gestehen, daß, wenn man eine, irgend einem Lehrbegriffe der Kirche entgegengesetzte Lehre verläugnet und die, sie sanktionirende Erklärung öffentlich wieder zurücknimmt, man ja auch offenbar dadurch,

und zwar faktisch, zu der wahren, von eben diesem Irrthum angefochtenen Lehre der Kirche sich bekennt.

5. Indessen ward das Aergerniß durch diese Erklärung nicht getilget. Pyrrhus, Patriarch von Constantinopel, fuhr unter der Hand noch immer fort, für den Monothelismus neue Anhänger zu werben. Sogar in das Abendland schrieb er eine Menge Briefe, in welchen er die Welt glauben zu machen suchte, daß der verstorbene Pabst Honorius selbst den Monothelismus gelehrt, gleich ihm, dem Pyrrhus, ein Monothelit gewesen sey. Um dieses größte und ärgerlichste aller Scandalen von der Kirche abzuwenden, und den Kaiser und die gesammte Christenheit eines Bessern zu belehren, übernahm der Pabst die Vertheidigung seines ehrwürdigen Vorfahrers. Die von Johann IV. verfertigte Apologie für den Honorius ist an Heraklius ältesten Sohn, den Augustus Constantinus = Heraclius gerichtet. Man darf diese trefflich gelungene Denkschrift nur mit einiger Aufmerksamkeit lesen, und gewiß wird man sich sogleich von der Unschuld des Honorius überzeugen, von allen, ihm zur Last gelegten Beschuldigungen ihn freisprechen.

6. Vielleicht war es nicht ohne besondere Fügung der Vorsehung geschehen, daß der nämliche Secretär, dessen sich Honorius bei seinen Briefen an Sergius bedient hatte, auch jetzt noch in der nämlichen Eigenschaft im Dienste des Pabstes Johannes stand. Dieser Secretär, wie es aus dem Gespräche des heiligen Maximus mit Pyrrhus erhellt, erklärte nun dem Pabste Johannes, daß Honorius, so wie auch er selbst aus dem Briefe des Sergius nichts anderes hätten entnehmen können, als daß man in den morgenländischen Kirchen blos darüber streite, ob

in dem Menschen Jesu Christo, so wie in jedem andern Menschen zwei Willen gewesen wären, das heißt, ob auch in ihm das Fleisch gegen den Geist gekämpft, mithin der eine Wille zum Guten, der andere zum Bösen sich geneigt hätte; hierauf wäre dem Sergius von dem Pabste geantwortet worden, daß Jesus Christus unsere Natur, nur wie sie vor dem Sündenfall gewesen, angenommen, mithin nicht den, durch die Erbsünde verdorbenen sinnlichen Menschen angezogen, daher auch in Ihm blos ein reiner, nicht durch die Sünde gefesselter, zum Bösen sich hinneigender Wille geherrscht habe. Wenn also Pabst Honorius von Einem Willen gesprochen, so habe er darunter nur Einen (reinen) menschlichen Willen in dem Menschen Jesu, im Gegensatz mit dem in andern Menschen herrschenden doppelten, nämlich fleischlichen und geistigen Willen, verstanden; daher auch in dem päbstlichen Brief von dem Willen des Fleisches und dessen Gliedern die Rede wäre *), welches ja unmöglich gewesen seyn würde, wenn die Frage sich auch auf den Gottmenschen und die demselben beiwohnende, mit dessen menschlichen Natur, obgleich unvermischt, doch innigst und unzertrennbar vereinte Gottheit sich bezogen hätte **). rc. rc.

---

*) Unter Fleisch und den Gliedern desselben wird in der heiligen Schrift, wie in den Schriften der Väter, die ganze, durch die Sünde verderbte menschliche Sinnlichkeit, der sinnliche Mensch verstanden.

**) Diese treffliche, mit aller Wärme der Wahrheit geschriebene Apologie findet man in ihrem ganzen, unzerstückelten Inhalt, in der großen und vollständigen Concilien-Sammlung des Mansius. T. 10, S. 682. u. f. — Man muß sich wundern, daß Baronius, dessen Vertheidigung des Honorius nicht gerade die beste und gelungenste ist, dieses äußerst merkwürdige Akten-

7. Als des Pabstes Apologie für den Honorius ankam, lag Heraklius schon in der kaiserlichen

---

stück in seinen Annalen nicht aufgenommen hat. Außer dem hier oben Gesagten, enthält die Apologie zum Theil das Nämliche, was dem Leser schon in einem der vorigen Abschnitte mitgetheilt ward. — — Es ist vielleicht nicht unzweckmäßig, den Leser jetzt schon davon in Kenntniß zu setzen, daß sehr großer Wahrscheinlichkeit nach, der Brief des Sergius nicht so, wie er dem 6. öcumenischen Concilium vorgelegt ward, und derselbe auch auf uns gekommen ist, wirklich geschrieben wurde, sondern daß vielleicht Sergius selbst, oder dessen monothelitische Freunde sehr frühzeitig schon ganz verfälschte Abschriften davon verbreiteten. Allem Vermuthen nach — und man möchte es beinahe als eine Gewißheit annehmen — war der Brief, den Honorius erhielt, durchaus vollkommen katholisch, ungleich weniger Verdacht erregend, als jener, welchen wir vor uns haben; aber dabei in so zweideutigen, labyrinthischen, den wahren Fragepunkt verhüllenden Ausdrücken abgefaßt, daß Honorius und dessen Secretaire nichts Anderes, als blos das daraus ersehen konnten, was Pabst Johannes in seiner Apologie hier oben sagt, daß sie wirklich daraus entnommen hätten. Diese Wahrscheinlichkeit oder Vermuthung einer Verfälschung hatte für den Pabst Clemens XI. ein solches Gewicht, daß er dem Hochwürdigen P. Desirant, einen, wegen seiner Gelehrsamkeit berühmten Doktor der Theologie an der Universität Löwen, welcher bei dem heiligen Vater in hoher Achtung stand, den Auftrag ertheilte, die Sache auf das schärfste zu untersuchen. Nach langer und mühsamer, aber mit aller Gelehrsamkeit und der scharfsinnigsten Kritik vollendeter Arbeit, bewies Desirant beinahe bis zur Evidenz, daß der Brief des Sergius, so wie wir ihn haben, nicht der ächte Brief, sondern der verfälschte sey; daß man in demselben mehrere Stellen ausgelassen, und dafür andere hineingesetzt habe, welche es möglich — (nicht nothwendig) — machten, den Worten des Honorius einen irrigen Sinn unterzuschieben. — Wessen

Gruft in der Kirche der heiligen Apostel. Aber sein Sohn und Nachfolger Constantinus-Heraklius beantwortete das päbstliche Schreiben in den wohlwollendsten und ehrerbietigsten Ausdrücken, und gab Befehl, die Ekthesis des Sergius öffentlich zu verbrennen.

8. Nach einer kurzen, aber weisen, und eben so kraft- als liebevollen Verwaltung seines obersten Hirtenamts, starb Johannes IV. am 12ten Oktober des Jahres 642. Nur 1 Jahr und 9 Monate hatte dieser Pabst, wie der Leser weiß, auf dem Stuhle des heiligen Petrus gesessen. Bald nach Antritt seines Pontificats sandte er durch den Abt Martin, einen sehr heiligen und daher treuen und zuverlässigen Geistlichen, eine sehr bedeutende Summe Geldes nach Dalmatien, um seine, von den Barbaren, bei ihren in diese Provinz vorgenommenen Streifereien, in die Sclaverei hinweggeführten Landsleute damit loszukaufen. Martin brachte Reliquien von mehrern heiligen Märtyrern zurück, denen zu Ehren Johannes eine prächtige Kirche in Rom erbauete. — Gegen die Anmaßungen der Clerisei, welche nicht dulden wollte, daß ein Mönch zum Priester geweihet, oder ihm, wenn er auch geweihet wäre, eine Seelsorge übertragen werde, verordnete Pabst Johannes in einem Schreiben an Isaak, Bischof von Syrakus, daß die Mönche in den, ihnen von den Bischöfen geschenkten oder angewiesenen Kirchen Präfekten oder Vorsteher haben könnten, welche ebenfalls Mönche, aber zugleich auch Priester wären; würden sie jedoch sich eines Verbrechens schuldig machen; so sollten sie von der Synodal-Gerichtsbarkeit ihr Urtheil und ihre Strafe em-

Alles ist und wär der, von einem ganz eigenen Dämon getriebene und gespornte Sektengeist nicht stets und zu allen Zeiten fähig!

pfangen. — In zwei, in dem December-Monate vorgenommenen Ordinationen weihete Pabst Johann IV. 18 Bischöfe, eben so viele Priester und 5 Diacone. Seine Gebeine ruhen in der Kirche zum heiligen Petrus, und erwarten dort ihre glorreiche Erstehung am großen und furchtbaren Tage des allgemeinen Gerichts.

XXV.

1. Drei Decennien hatte jetzt Kaiser Heraklius geherrscht; thatenlos und wenig ehrenvoll war, wie der Leser weiß, das Erste gewesen, desto glänzender und ruhmvoller das Zweite, aber noch ungleich schmachvoller leider das Dritte, in welchem alle, in Persiens Gefilden errungenen Lorbern schnell wieder dahin welkten, und, wie einst Ruhm und Sieg, nun Schande und Schmach des Kaisers unzertrennliche Gefährten wurden. Sieben Jahre lang von der Seele eines Cäsars belebt, sank Heraklius nach seinen persischen Feldzügen wieder in die träge Ruhe eines Arcadius oder Theodosius des Zweiten zurück. Gleich diesen meinte zwar auch er es immer gut, wollte stets auch er nur das Gute, hatte aber, gleich jenen, jetzt im Ganzen genommen weder mehr eine Meinung noch einen Willen; und was die Geschichte schon hundertmal ausgesprochen, ward auch jetzt wieder bestätiget, nämlich daß moralischer Rückfall stets schlimmer sey, als das ursprüngliche, primitive Uebel selbst.

2. Zwecklos und ohne Plan zog Heraklius sechs Jahre lang in Palästina, Syrien und Kleinasien umher, wahrscheinlich blos damit ihm von den Niederlagen seiner Heere, von dem Verlust seiner Städte, von der Verheerung seiner blühendsten Provinzen und

den immer kühnern und glücklichen Fortschritten der Sarazenen stets die allererste Kunde zu Theil würde; und der nämliche Kaiser, der vor 10 Jahren gleichsam aus Nichts Legionen und ein Heer schuf, vor welchem selbst die Veteranen eines Scipio und Sülla sich hätten beugen müssen, und der durch sein seltenes, kriegerisches Talent, seinen Heldenmüth und seine persönliche Tapferkeit, den Ruhm der größten Feldherren Roms und Griechenlandes verdunkelte, wagte es jetzt nicht, Barbaren zu bekämpfen, die, zwar von wildem Fanatismus entflammt, aber ungleich weniger zahlreich als die Römer, dabei des Krieges unkundig, schlecht bewaffnet, und oft selbst beinahe ohne Kleidung waren. Aber die, diesen Kaiser einst schützende Hand der Vorsehung hatte ihn verlassen, und von sich und aus sich selbst, gleich jedem Andern, unvermögend und kraftlos, vermochte kein großer Gedanke, keine große Empfindung seine Seele mehr zu beschleichen, kein Denkmal ruhmvoller Vergangenheit große Erinnerungen in ihm wieder zu wecken, selbst die heilige Glut der Religion seinen völlig erloschenen Heldengeist nicht mehr zu entzünden, und bei dem Anblick der Gefahren, welche die heilige Stadt bedroheten, wußte Heraclius nichts Besseres zu thun, als die heiligste aller Reliquien von Jerusalem nach Constantinopel zu senden; aber in dem, über alle Feinde triumphirenden Zeichen des Kreuzes auf das neue wieder zu siegen, für das Evangelium, im Kampfe gegen den Alcoran, noch einmal Kron und Leben auf das Spiel zu setzen, zu einem solchen, eines christlichen Helden würdigen Entschluß war sein jetzt völlig erschlaffter Geist nicht mehr im Stande sich zu erheben; kurz, der Cäsar-Heraklius war verschwunden, und an seiner Stelle hausete in dem römischen Reiche ein, in dem Innern seiner Palläste eingeschlossener, von Verschnittenen umgebener, unstät hin und her

fluthender, ganz obscurer, obgleich ziemlich gutmüthiger, morgenländischer Despot.

3. Auf wiederholtes Bitten des Senats und vieler Edeln, entschloß sich der Kaiser endlich, wieder nach Constantinopel zurückzukehren. Aber lebhafter, als bisher, erwachte jetzt, im Angesicht der ungeheuern Hauptstadt, in ihm der Gedanke an seine ehemalige, nun auf immer verschwundene Größe; Er erinnerte sich seines, durch Constantinopels goldenes Thor, vor einigen Jahren gehaltenen triumphirenden Einzuges; wie damals zahllose Haufen und endlose Reihen jubelnden Volkes aus allen Ständen mit Siegeskränzen und unter Triumphliedern ihm entgegen wallten, und in ihrem Freudentaumel ihn als den Unüberwindlichen, den zweiten Constantin, den unerreichbaren Helden des Jahrhunderts begrüßten. Tief beugten ihn diese jetzt so schmerzhaften Rückerinnerungen; und um nicht ähnliche Bilder und Vorstellungen auch in den Gemüthern des Volkes zu wecken, und zu Vergleichungen Anlaß zu geben, die ohnehin schon Jedem von selbst sich aufdringen mußten, verschmähete Heraklius die stolze Kaiserburg mit ihren vielen Thürmen in der Hauptstadt, blieb jenseits des Bosphorus und bezog den weit minder geräumigen, in der Vorstadt gelegenen Palast Hetera *). Wie

*) Der sich hier darbietende Contrast verdient eine zwar nur kleine, aber doch ziemlich ernste Betrachtung. Als Heraklius nach beendigtem persischen Krieg in Constantinopel einzog, wußte die Stimme der Schmeichelei nicht, mit welchem Helden sie ihn vergleichen sollte. Ueber alle sterbliche Wesen erhaben, erschien er ihr als ein Gott und ward daher, weil er es zuließ, vergöttert und seine Apotheose in zahllosen aberwitzigen Gedichten, Reden und Bildern gefeiert. Mit Wem hätte man ihn jetzt wohl vergleichen können, vergleichen mögen? — Aber die Zeiten ketten sich, und immer ge-

es anfänglich den Anschein hatte, wollte er nie mehr

---

schieht wieder, was auch ehemals schon geschehen ist, und wie jede Tugend, reproduciren sich stets auch Thorheit und Laster, sobald nur die Reihe sie trifft. — Das Apotheosiren, zwar noch nicht der Lebenden, aber doch der Verstorbenen wird auch heute zu Tage wieder Mode; und ganz vorzüglich spricht sich diese Thorheit aus auf den Grabmälern, die man Jenen, welche die Welt groß nennt, oder die vielleicht auch nur großes Geräusch verursacht haben, nun selbst in unsern christlichen Tempeln zu errichten pflegt. Wer Gelegenheit hatte, oder noch hat, in unsern uralten Cathedralkirchen unter einer Menge christlicher, aber jetzt verwitterter und von der Zeit zerstückter Grabmäler umher zu wandeln, wird gewiß von selbst schon oft die Bemerkung gemacht haben, oder noch machen, daß alle diese ehrwürdigen, aus fernen Jahrhunderten zu uns herübersprechenden Denkmäler in einem ganz andern Geist und Sinn, wie jetzt, gedacht und gefertiget sind. Große Kaiser, mit Sieg und Herrschaft gekrönte Könige und Fürsten findet man darauf gewöhnlich abgebildet auf ihren Knieen liegend, mit zum Himmel emporgehobenen Händen, und von einem, ihnen das sie tröstende Zeichen ihrer Erlösung entgegen haltenden Engel umschwebt; oder man sieht auch die Religion, mit dem mystischen Kelch in der Hand, an ihrer Seite, sie starkend und stützend, und ihre furchtsamen, schwankenden Schritte leitend zu dem Thron des strengen und allwissenden Weltrichters. Noch viele andere, diesen ähnliche religiöse Ideen und Vorstellungen findet man auf solchen Grabmälern versinnlichet. — In unsern Zeiten ist dies ganz anders. Nackt, und nur mit des Herkules Löwenhaut, oder einem römischen Imperators Mantel leicht bedeckt, muß der gefeierte, aber leider schon im Grabe modernde Held jetzt erscheinen; Lorbern umwinden sein Haupt; in der Hand hält er einen Siegeskranz, und auf einander gehäufte Trophäen, Sinnbilder des menschlichen Stolzes, oft auch menschlicher Vermessenheit, liegen zu seinen Füßen. Eine geflügelte, loße Schaar heidnischer Genien, worunter der mit der ausgelöschten Fackel ja

Constantinopel mit seiner Gegenwart beehren. Selbst

nicht vergessen werden darf, umgibt dann das Götterbild; und um die olimpische Gruppe zu vollenden, erscheint endlich auch, nach hergebrachtem Brauche, die Muse der Geschichte mit ihrem Griffel, und gräbt in ihre ehernen Tafeln Thaten ein, von welchen die Zeitgenossen gewöhnlich wenig wissen, um die schon die folgende Generation sich gar nicht bekümmert, und von welchen, was gewiß das ärgste ist, vielleicht kaum eine einzige in dem Buche des Lebens aufgezeichnet ist. Jede religiöse Idee, jede, auch nur aus weiter Ferne, auf Christum, auf das Zeichen unsers Heils, auf Gericht und Ewigkeit hinweisende Vorstellung muß durchaus der herrlichen Composition fremd bleiben; es wäre eine nie zu vergebende Sünde gegen ächt-antiquarisch-heidnische Kunst; lieber dafür irgend ein recht profanes, halb aberwitziges Motto, so ganz im leichtfertigen Weltsinn, um ja jeden aufkeimenden christlichen Gedanken so schnell als möglich wieder zu verscheuchen. Und solche Grabmäler stehen nun an heiligen Orten, in unsern Kirchen und Tempeln; oft dem großen Gekreuzigten gegen über; nahe bei den Altären, auf welche der Ewige, Dem allein Lob und Preis, und Sieg und Macht und Herrschaft gebühren, in seiner unbegreiflich-tief herablassenden Erbarmung, täglich herabsteiget. Ja sie stehen da zum größten Aergerniß frommer Einfalt, zu einem Anstoß für jedes nur halb fromme Gemüth, zum Triumph des immer frecher und schnöder sich erhebenden Unglaubens, und als ein, selbst aus den Steinen sprechender Beweis, daß aus dem öffentlichen wie aus dem Privatleben Christus und christlicher Sinn beinahe völlig verschwunden, und Wir nun wirklich an der lange ersehnten Grenze des Heidenthums glücklich und wohlbehalten angelangt sind. O, des blutarmen, in einem engen Kreise längst abgenutzter, abgedroschener und verbrauchter heidnischer Ideen und Vorstellungen gebannten Künstlers, dessen irreligiöse und daher ekelhaft-einförmige, trockene und erstarrte Phantasie unsere Kirchen, diese geheiligten Stäten durch dergleichen fratzhafte Bilder und bis zum Weinen alberne Produkte entweihet!

das, was bis jetzt für alle byzantinische Kaiser stets ein ziemlich lebhaftes Interesse hatte, nämlich die Spiele der Rennbahn, wegen der bei diesen Gelegenheiten sich zwangloser kundgebenden Stimmung des Volks, seiner Ab- oder Zuneigung, so wie der, mehr oder minder warmen Huldigungen der verschiedenen oft mächtigen Partheien des Cirkus: selbst diese, in das byzantinische Staatsinteresse verflochtene Spiele konnten jetzt seine Aufmerksamkeit nicht mehr fesseln; und an den festlichsten Tagen sandte er blos seine Prinzen in die Stadt, um statt seiner dem feierlichen, öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, und hierauf in seinem Namen bei den Spielen des Cirkus den Vorsitz zu führen.

4. Zu den großen und öffentlichen Calamitäten, welche das Reich und den Kaiser trafen, gesellten sich nun auch noch häusliche Unfälle, blutige Intriguen in dem Innern des Pallastes. Eine Verschwörung ward entdeckt, von welcher man jedoch nicht mit Gewißheit sagen kann, ob sie wirklich existirte, oder blos die Geburt der geschreckten Phantasie eines, von Alter und Unglück gebeugten, mit jedem Tage furchtsamer werdenden Fürsten war; aber verflochten in dieselbe waren Männer, die nicht nur der Person des Kaisers, sondern selbst dessen Herzen beinahe am nächsten standen. Als Häupter des Complottes wurden genannt des Kaisers eigener (natürlicher) Sohn Athalarich, ferner sein Neffe Theodor, der Sohn seines Bruders, jenes Theodors, der in dem persischen Kriege einen so herrlichen Sieg über die Perser in Armenien erfochten hatte. Nach einer äußerst kurzen, blos summarischen, weder mit der Größe des wirklichen oder angeblichen Verbrechens, noch mit dem Ansehen und der Würde der Angeklagten im Verhältniß stehenden Untersuchung, wurden

die Schuldigen bestraft, und zwar auf eine Weise, wie gewiß die unerschrockene Seele eines Cäsars oder Mark-Aurels sie nie würde bestraft haben. Den Prinzen Athalarich und Theodor wurden die Nasen abgeschnitten, die beiden Hände nebst dem rechten Fuß abgehauen und hierauf, der Erstere nach Einer der Chelidonischen Eilande, der Andere nach der Insel Gaulos bei Melite (heute zu Tage Gozo bei Maltha) verbannt. Die minder merkwürdigen Mitschuldigen wurden theils hingerichtet, theils mit Einziehung der Güter, Verbannung, oder lebenslänglichem Gefängniß bestraft.

5. Dieses traurige Ereigniß machte dem Kaiser den Aufenthalt in dem Pallaste Hetera gehässig. Er fügte sich also abermals den Bitten des Senats und willigte ein, seinem Volke, das ihm, auch in seinem gegenwärtigen Unglücke, noch mit Liebe und Verehrung anhing, sich wieder in Constantinopel öffentlich zn zeigen. Aber der nämliche Fürst, der in dem persischen Kriege sich muthig und sorgenlos den Winden und Wellen des Meeres überließ, das mittelländische Meer und den verrätherischen Pontus Euxinus einigemal durchschiffte, bei dem heftigsten und, weil auf einem enge eingeschlossenen Meere, nur desto gefahrvollern Sturm, an Kühnheit, Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes die geübtesten und erfahrensten Seeleute übertraf, und an der Spitze seiner Reiterei so oft über reissende Ströme gesetzt hatte; dieser nämliche Fürst war seit einigen Jahren so furchtsam und wasserscheu worden, daß er es jetzt kaum wagte, die kleine Meerenge, welche Chalcedon von Constantinopel trennt, zu überschiffen. Aus Schonung für den furchtsamen schwachen Kaiser, ließ der Senat nicht nur eine ungemein breite Schiffbrücke über den Bosphorus schlagen, sondern dieselbe auch

mehrere Schuhe hoch mit Erde bedecken und, um die Täuschung zu vollenden, auf beiden Seiten eine Menge Bäume und dichtes Gesträuch eingraben, die nun dem zagenden Kaiser alle Aussicht auf das Meer und dessen, an heitern Tagen, mit zahllosen Barken und Gondeln sanft spielende Wellen benahmen. Auf der andern Seite der Meerenge angekommen, fuhr Heraklius längs der Küste hinab bis an die Spitze des Busens von Ceras, und von da über die, über den kleinen Fluß Barbyssus, erbauete steinerne Brücke in die Stadt. Zwar schallte dem Kaiser der gewöhnliche frohe Zuruf des Volkes entgegen; aber es war blos die Stimme des Mittleids und der nachsichtsvoll schonenden Liebe, nicht mehr der überströmende Erguß der Bewunderung, nicht mehr jener begeisternde Enthusiasmus, welchen der Anblick eines mit Sieg gekrönten Helden in der jubelnden freudetrunkenen Menge erzeugt. Gleich einer betagten, eingeschüchterten ehrwürdigen Matrone, hatte der ehemalige Besieger der furchtbarsten persischen Heere jetzt seinen Einzug gehalten. — Welch' ein niederschlagendes Bild der Vergänglichkeit irdischer Größe; besonders des, gleich Rauch, dahin schwindenden Weltruhms! *).

*) Man erkläre doch philosophisch oder psychologisch, wie es möglich sey, daß aus einem Manne voll Kraft und Geistesstärke, aus einem wirklichen Helden, wie man kaum in jedem Jahrhundert Einen findet, nun so plötzlich und schon nach einigen wenigen Jahren eine so unbegreiflich feige Memme werden konnte. Eine, den Geist lähmende Krankheit war nicht daran Schuld, denn Heraklius befand sich wohl. Eben so wenig das Alter, in welchem er ebenfalls noch nicht allzu weit vorgerückt war. Zudem ist es ja Thatsache, daß der, welcher als Jüngling und Mann ein Held war, es auch selbst in seinem Greisenalter noch bleibt. Der

6. Die Veränderung des kaiserlichen Sitzes veränderte indessen nichts in der Lage des Kaisers. So wie ehemals, während des persischen Krieges, Siegesboten auf Siegesboten in Constantinopel ankamen, eben so schnell folgte auch jetzt eine Trauerpost auf die andere. Schon war Mesopotamien erobert, und Damaskus, der Schlüssel Syriens und Phöniciens in den Händen der Saracenen. In drei Jahren ward die Eroberung von Syrien und der ganzen phönizischen Küstenstrecke vollbracht. Das nämliche Loos traf nun Palästina. Die Eroberung dieses Landes kostete den Saracenen nur ein Jahr, und nach zweijähriger Belagerung ward auch Jerusalem durch Hunger zur Uebergabe gezwungen. Gleiches Schicksal hatten die übrigen Festen von Judäa. Den Saracenen, ohnehin der Belagerungskunst völlig unkundig, fehlte es an den nöthigen Kriegsmaschinen; ihre Belagerungen erfoderten daher eine lange Zeit; aber sie schlugen die zum Ersatze heranrückenden kaiserlichen Heere jedesmal aus dem Felde, und dann

---

verbannte, geächtete, unter den Ruinen Carthagos herumirrende, siebenzigjährige Greis Marius war seinen Feinden auch jetzt noch so furchtbar, daß seine bloße Stimme schon die, gegen ihn ausgesandten Henker schreckte und in die Flucht trieb. — Aber hier war es die Hand der Allmacht, die dem Stolzen widersteht, dessen eingebildete eigene Kraft zur Schwachheit, wie dessen Weisheit zur Thorheit macht. Heraklius hatte nicht vergolten, wie ihm war gegeben worden. Er übernahm sich in seinem Glücke, wollte auch die Kirche des Sohnes Gottes beherrschen, drang gewaltsam in das Heiligthum ein, und legte endlich selbst frevelnde Hände an die Bundeslade des Glaubens und heiliger Dogmen. Daher der tiefe Fall dieses Monarchen, ehemals der Stolz der römischen Welt, und nun ein Gegenstand des Spottes seiner Feinde, und eines kalten, sterilen Mittleids seiner Freunde.

öffnete Hungersnoth ihnen stets die Thore der belagerten Stadt. Der wilde, aus Arabiens Sandwüsten sich unaufhaltsam immer weiter fortwälzende Strom stand jetzt an der Schwelle von Aegypten. Die Grenzfesten dieses Landes — eine der kostbarsten Perlen in der byzantinischen Krone — wurden theils durch List, theils durch Verrath von den Sarazenen gewonnen. Ganz Aegypten ward von ihnen überschwemmt, und endlich auch die große, ungemein bevölkerte, und durch blühenden Handel reiche Hauptstadt des Landes belagert. Keine mit Getraide jeder Art befrachteten ägyptischen Flotten liefen jetzt mehr in dem Hafen von Constantinopel ein; und der ganze Reichthum aller Erzeugnisse des fruchtbaren Aegyptenlandes ergoß sich nun fortan in den Schoß der Saracenen. Die Einwohner und Besatzung von Alexandrien, obgleich keine mit Wahrscheinlichkeit verbundene Hoffnung ihren Muth befeuerte, leisteten indessen doch tapfern Widerstand. Den Saracenen kostete diese Eroberung viel Zeit und Menschen, und Heraklius hatte das Glück, den Fall Alexandriens, den Verlust der dritten Hauptstadt des morgenländischen Reiches — nicht mehr zu erleben.

7. Alter und gehäufte Unglücksfälle hatten indessen Geist und Körper des Kaisers geschwächt, dessen eiserne Gesundheit nach und nach untergraben, und eine immer fühlbarer werdende Abnahme aller Kräfte erinnerte ihn, daß das Ende seiner Regierung nicht mehr fern sey. Des Heraklius ältester, mit Eudokia erzeugte Sohn, Heraklius-Constantinus, war jetzt sechs und zwanzig Jahre alt und schon in der Wiege von seinem Vater zum Augustus ernannt worden. Des Kaisers zweiter Sohn, gewöhnlich Herakleonas genannt, dessen Mutter die Kaiserin Martina war, zählte erst fünfzehn Jahre; aber Ehrgeiz, mütterliche Liebe und stiefmütterliche

Abneigung vereinten sich jetzt, um den betagten Monarchen zu einer Theilung der Herrschaft unter beiden Söhnen zu bereden; und die anscheinende Körperschwäche des ältesten Prinzen und dessen noch nicht vollkommen befestigte Gesundheit mußten nun zum Vorwand dienen, ihm, in seinem Bruder Herakleonas, einen Gehülfen, aber zugleich auch beiden jungen Herrschern, in ihrer Mutter Martina, einen Vormund zu ernennen.

8. Lange streubte sich Constantin gegen diese Theilung der Herrschaft; aber der Einfluß der ehrgeizigen Martina auf das Herz ihres alten Gemahls war bei demselben stärker, als die Stimme der Natur und Gerechtigkeit; und des Heraklius ältester Sohn, dem schon gleich bei seiner Geburt die ungetheilte Thronfolge war zugesichert worden, ward gezwungen, obgleich mit dem größten Unwillen, sich dem Wunsche seines Vaters und den ehrgeizigen Absichten seiner Stiefmutter zu fügen. Im Oktober des Jahres 638 ward der Senat nach dem Pallaste gerufen. In einer künstlich ausgearbeiteten Rede entwickelte Paulus, der Kanzler des Heraklius, die Gründe, durch welche der Kaiser sich bewogen gefühlt, dem Augustus Constantinus dessen jüngern Bruder Herakleonas als Genossen seiner Macht an die Seite zu setzen, und den Mangel an Erfahrung der noch jungen künftigen Beherrscher, bis zur völligen Reife ihres Alters, durch die Einsicht und Klugheit seiner theuern, beide Söhne mit gleicher Zärtlichkeit liebenden Gemahlin zu ersetzen. Daß in der Rede des Kanzlers sehr Vieles von dem Wohl des Reiches und dem Glück der Völker, und zwar recht in die Länge und Breite gesprochen ward, versteht sich von selbst; und am Ende fügte noch Paulus hinzu, daß die Liebe und gegenseitige

Zuneigung der Brüder, geleitet von der Weisheit der Mutter, für die Sicherheit und Wohlfahrt aller Provinzen und Unterthanen des Reiches die sicherste und gültigste Bürgschaft gewährten. Der Angesehenste von den anwesenden Senatoren, ein Mann von patricischer Würde, beantwortete die Rede des Kanzlers, worauf der Senat, von jeher gewöhnt an passiven Gehorsam und stumme Unterwerfung unter dem Willen seines Kaisers, alle Verfügungen des Heraklius feierlich bestätigte. In Gegenwart der erlauchten Versammlung umarmten sich die kaiserlichen Brüder; und nun wurden die Thore des Pallastes eröffnet, und die beiden künftigen gemeinschaftlichen Herrscher von der Leibwache und den Pallasttruppen mit dem gewöhnlichen, dreimaligen, wilden Soldatenzuruf begrüßt.

9. Erst fünf Monate nachher hatten die Krönungsfeierlichkeiten Statt. Prachtvolle Ceremonien gehörten nicht zu dem Außerwesentlichen in dem byzantinischen Reiche. In der mit ungeheuerm Aufwande prächtig geschmückten Cathedralkirche von Constantinopel wurden, während des feierlichen Gottesdienstes, den beiden Prinzen, nach hergebrachtem Brauch, die kaiserlichen Kleidungsstücke von den dazu bestimmten Beamten des Reiches nach und nach angelegt, mit allen Insignien der höchsten Macht sie geschmückt, und endlich von dem Patriarchen, unter den gewöhnlichen Gebeten und Einsegnungen der Kirche, einem Jeden das Kaiser-Diadem um die Stirne gewunden. In langem und feierlichem Zuge ging es aus der Kirche nach dem Cirkus. Zwei Throne waren in demselben errichtet, aber zwischen beiden stand, obgleich von minderer Erhöhung, auch einer für die Kaiserin Martina. Bevor die beiden Augustus sich niederließen, zeigte sich

der Brüder Eintracht öffentlich dem Volke, denn der Arm des jüngern Bruders hielt die rechte Schulter und den Hals des ältern umschlungen. Laute Segenswünsche erschallten nun von allen Seiten der Rennbahn, und unter dem oft wiederholten, lange fortgesetzten Zuruf des Volkes hörte man auch einigemal den Namen der Kaiserin Martina; aber wie es schien, blos erzwungen, oder vielleicht gar nur von feilen Stimmen erkauft. — Reiche Spenden an Geld, Wein, Fleisch, Oel und Getreide, und ein prächtiges Mahl in dem kaiserlichen Pallaste, wozu der ganze Senat und alle hohen Kriegs- und Civilbeamten des Reiches eingeladen waren, endeten die Feierlichkeit des Tages.

10. Seine neuen, die Thronfolge betreffenden Anordnungen überlebte Heraklius noch nur zwei Jahre. Ganz erloschen, besonders unter den Barbaren an der Donau, war indessen doch noch nicht jeder Schimmer seines ehemaligen Ruhms. Kubrat, König von Bulgaren, hatte sich und seine Nation von dem harten und schmählichen Joch der Avaren befreiet, sie in mehreren Treffen geschlagen, endlich ganz aus seinem Lande sie vertrieben. Aber zu schwach, um gegen dieses mächtige und zahlreiche Volk, mit demselben Erfolge den Kampf auch in die Länge zu bestehen, schickte er, den Kaiser um Schutz flehend, Gesandte nach Constantinopel. Ein Schutz- und Truz-Bündniß kam bald zu Stande. Kubrat ward ein Vasall des Kaisers, demnach sammt seiner Nation unter die Zahl der römischen Bundesgenossen aufgenommen und von Heraklius zur Würde eines römischen Patriciers erhoben. Reichlich beschenkt verließen Kubrats Gesandten Constantinopel; und die Avaren erkühnten sich nun lange Zeit nicht mehr, die Bulgaren zu beunruhigen.

Das freundliche Vernehmen zwischen Römern und Bulgaren hatte ziemlich langen Bestand, und dauerte bis zur Regierung des Constantinus-Pogonatus, eines Urenkels des Kaisers Heraklius.

11. Gegen das Ende des Jahres 640, oder vielleicht auch erst im Anfange des Folgenden, ward der, nun schon sechs und sechzig Jahre alte Kaiser endlich ernsthaft krank. Die Aerzte schmeichelten dem hohen Kranken mit baldiger Genesung; aber das Uebel war mächtiger, als die Kunst der Aesculape, und diese sahen sich bald gezwungen, es für eine unheilbare Wassersucht zu erklären. Die Krankheit war langwierig, dabei ungemein schmerzhaft, und mit den sonderbarsten, den Aerzten bis jetzt ganz unbekannten Zufällen verbunden. Furchtbar schwollen dem Kaiser alle Theile des Leibes; tropfenweise drang das Wasser aus allen Poren seines Körpers, und sein Urin sprützte ihm endlich sogar in das Gesicht; so daß die Aerzte, um dieses zu verhindern, ganz eigene Vorrichtungen erfinden, und auf dem Unterleibe des Kranken anbringen mußten. In dieser bisher noch nie beobachteten, auch sonst bei Wassersüchtigen gar nicht gewöhnlichen Krankheitserscheinung, und besonders in derselben Verbindung mit der auffallenden Difformität und Mißgestalt aller mit Martina erzeugten Kinder, glaubte nun jederman, den, des Kaisers mit seiner Nichte eingegangenen, blutschänderischen Ehe, bestrafenden und rächenden Finger Gottes zu erblicken.

12. Den Leiden des für schwere Vergehungen büßenden Kaisers machte endlich der Tod ein Ende. Heraklius starb am 11ten Mai des Jahres 641. Während seiner Krankheit hatte er ein Testament gemacht, in welchem er die gemeinschaftliche Thron-

olge seiner beiden Söhne auf das neue bestätigte, ie zur Einigkeit ermahnte, und ehrerbietige Unterwerfung unter den Willen ihrer Mutter, als ihrer gemeinschaftlichen Gebieterin, ihnen vorzüglich mpfahl. Seine Leiche ward in der Kirche der heiligen Apostel, dem gewöhnlichen Begräbnißort der Kaiser, beigesetzt. Von Trabanten bewacht, blieben Sarg und Gruft drei Tage lang geöffnet. Kurz or seinem Hinscheiden hatte dieses der sterbende Kaiser ausdrücklich befohlen. Außer dem Constaninus und Herakleonas, hinterließ Heraklius noch wei Söhne und zwei Töchter. Alle vier Kinder waren noch in ziemlich zartem Alter, als der Tod hnen ihren Vater entriß; die Knaben hießen David und Marinus, die Töchter Augustina und Martina. Ob des verstorbenen Kaisers älteste, mit Nicetas Sohn vermählte Tochter Eudokia damals noch lebte, oder schon vor ihrem Vater gestorben war, ist unbekannt.

13. Dreißig Jahre und sieben Monate hatte Heraklius eines der größten Reiche des Erdbodens beherrscht. Unter allen in der Geschichte merkwürdigen Charakteren ist unstreitig jener des Heraklius einer der außerordentlichsten und zugleich auch unerklärbarsten. In seinem Pallaste ein Sclave der Trägheit und des Vergnügens, war er im Lager ein Held und wahrer Cäsar; aber leider brachte er den größten Theil seines Regentenlebens im Pallaste, und nur wenige Jahre in dem Lager zu; und alle Früchte, welche sein Genie und sein Heldenmuth in dieser kurzen Zwischenzeit errungen hatten, wurden ihm, während er mit häretischen Bischöfen theologische Colloquien und Disputationen hielt, von den Sarazenen wieder schmachvoll entrissen. Des Heraklius Regierung gleicht einem düstern,

trüben, und traurigen Herbsttage, dessen dichte, erstickende und verpestende Nebel ein am Mittag plötzlich hervorbrechender Sonnenglanz blos auf einige wenige Stunden zerstreuete. — Noch siebzig Jahre blieben Krone und Scepter in dem Hause des Heraklius; aber demungeachtet gab dasselbe dennoch dem Reiche blos einen einzigen, einigermaßen würdigen und lobenswerthen Regenten.

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.

Neue Verlags- und Commissionswerke der S. Müller'schen Buchhandlung in Mainz, welche um beigesetzte Preise in allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und des Elsasses zu haben sind.

Jänner 1830.

Abendmahlslehre, die alte, durch katholische und nicht katholische Zeugnisse alter und neuer Zeit beleuchtet. gr. 8.
2 fl. 12 kr. oder 1 Rth. 6 gr.

Binterim, Dr. A. J., die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche, mit besonderer Rücksichtnahme der christkatholischen Kirche in Deutschland. 6 Bde., jeder Band in zwei bis drei Theilen. gr. 8. Jeder Theil
2 fl. 42 kr. oder 1 Rth. 16 gr.

Erschienen sind.

Erster Band in 2 Theilen. — Zweiter Band in 2 Theilen. — Dritter Band in einem Theile. — Vierter Band in 3 Theilen. — Fünfter Band in 3 Theilen.

Ueber den Werth und die Wichtigkeit dieses Werkes haben sich übrigens die beiden katholischen Literaturzeitungen, die Zeitschriften: der Katholik, der Religionsfreund und die Tübinger Quartalschrift sehr vortheilhaft ausgesprochen, und es bleibt daher für dasselbe nichts mehr zu sagen übrig.

Bullet, Abbé, Geschichte der Gründung des Christenthums, aus jenen jüdischen und heidnischen Schriftstellern zusammengetragen, welche einen gründlichen Beweis für die Wahrhaftigkeit dieser Religion darbieten. Aus dem Französischen übertragen von P. S. Weckers. gr. 8. 3 fl. oder 1 Rth. 16 gr.

Frayssinous, Denis de, das Christenthum vertheidigt gegen die Irrthümer und Vorurtheile der Zeit. Aus dem Franz. übersetzt von Dr. v. Moy. 1r Band.
2 fl. 24 kr. oder 1 Rth. 8 gr.

Gretsch, Adrian, sämmtliche Predigten. Neue Aufl. in 8 Thl.

Erschienen sind:

Fastenpredigten 2 Theile. gr. 8. 3 fl. 12 kr. od. 1 Rth. 21 gr.
Feiertagspredigten 2 Theile. 3 fl. 12 kr. od. 1 Rth. 21 gr.

Bis Ende des Jahrs erscheinen:

Sonntagspredigten 4 Theile. 6 fl. 45 kr. oder 4 Rth.

Katholik, der, eine religiöse Zeitschrift zur Belehrung und Warnung. 10r Jahrgang, 1830. 4 Bände in 12 Monatheften. 8 fl. oder 5 Rth.

Kerz, Fr. v., kathol. Lit. Zeitung 21r oder der neuen Folge 5r Jahrgang. 1830, in 12 Heft. 8 fl. oder 5 Rth.

Klein, Karl, sämmtliche hinterlassene Predigten (in 7 bis 8 Theilen.)

Erschienen sind:

Erster Theil: Sonntags: und Fastenpredigten, ein vollständiger Jahrgang in gr. 8. 2 fl. oder 1 Rth. 6 gr.

Zweiter Theil: Sonntags- und Fastenpredigten, ein vollständiger Jahrgang in gr. 8. 2 fl. oder 1 Rth. 6 gr.

Dritter Theil: Sonntags- und Fastenpredigten, ein Jahrgang in gr. 8. 2 fl. oder 1 Rth. 6 gr.

Vierter Theil (vermischte Predigten), enthatend: a) einige Sonntagspredigten; b) Predigten anf die Festtage des Herrn; c) Neun Kirchweihpredigten; d) Acht Predigten über das heilige Meßopfer. gr. 8. 2 fl. oder 1 Rth. 6 gr.

Fünfter Theil: Predigten auf die Festtage verschiedener Heiligen. gr. 8. 2 fl. oder 1 Rth. 6 gr.

Sechster Theil (vermischte Predigten), enthaltend: a) Marien-Predigten; b) Fastenpredigten; c) Schulreden. gr. 8. 2 fl. oder 1 Rth. 6 gr.

Krautheimer, M., vollständige Erklärung des Katechismus des Pater Canisius, mit Bezugnahme auf den bischöfl. Mainzer Katechismus. 6 Theile. 6 fl. oder 3 Rth. 12 gr.

1r Theil: vom Glauben.
2r — des apostolischen Symbolums 1r Artikel.
3r — des apostol. Symbolums 2r bis 12r Artikel.
4r — von der Hoffnung, von der christl. Liebe, und von den 10 Geboten Gottes 1s bis 3s Gebot.
5r — von den 10 Geboten Gottes 4s bis 10s Gebot, und von den Geboten der Kirche.
6r — die sieben heiligen Sakramente.

Leben der Heiligen; ein Auszug aus dem Leben der Väter &c., bearbeitet von Dr. Räß und Dr. Weis. 4 Bde. 166 Bogen in gr. 8. 9 fl. oder 5 Rth. 16 gr.

Sengler, Würdigung der Schulz'schen Schrift: die christliche Lehre vom heil. Abendmahl. Eine von der Tübinger theologischen Fakultät gekrönte Preisschrift. 2 fl. oder 1 Rth. 6 gr.

Stolberg, L. F. Graf zu, Geschichte der Religion Jesu Christi, fortgesetzt von Fr. von Kerz. Des Werkes 21 — 22r oder der Fortsetzung 6 — 7r Band: gr. 8

Für die Ausgabe, welche der Hamburger und Solothurner in Betreff des Formates, der Schrift und des Papieres sich anschließt, ist der Preis jedes Bandes. 2 fl 42 kr. od. 1 Rth. 16 gr.
Für jene, die der Wiener sich anschließt. 2 fl. oder 1 Rth. 6 gr.

Mit Vergnügen machen wir hiermit dem verehrten Publikum die ergebenste Anzeige, daß wir von dem thätigen und in seinem Berufe rastlosen Herrn Verfasser die erfreuliche Zusicherung erhalten haben, daß künftig jedes Jahr 2 Bände, und bei etwaiger zu starker Anhaufung der Materie, in zwei Jahren drei Bände erscheinen werden.

Wansidel, Anton, Pfarrer zu Waldulm, geistliche Reden für das Landvolk auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. Fünfte Auflage. 3 Bände. gr. 8. 6 fl. 30 kr. oder 4 Rth.



